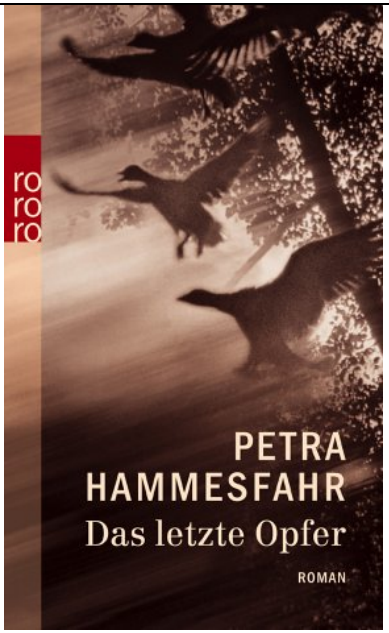


Petra Hammesfahr

Das letzte Opfer

scanned by unknown
corrected by ch

Seit Jahren verfolgt Thomas Scheib, Fallanalytiker beim BKA, die Spur eines Mörders. Alle zwei Jahre am 14. September bringt jemand eine junge Frau in seine Gewalt und tötet sie. Drei Leichen wurden bisher gefunden, fünf Frauen gelten als vermisst. Nur für das Jahr 1990 gibt es eine Lücke. In diesem Jahr hat die damals 18-jährige Karen einen alten Mann überfahren und weiß nicht, wie es zu diesem Unfall gekommen ist...

ISBN: 3 499 23454 8
Verlag: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH
Erscheinungsjahr: 2003
Umschlaggestaltung: any.way Cathrin Günther

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor

Petra Hammesfahr, geboren 1951, lebt als Schriftstellerin in der Nähe von Köln. Ihre Romane erreichten bisher eine verkaufte Auflage von über einer Million Exemplaren. In der Reihe der Rowohlt-Taschenbücher liegen vor:

«Der Puppengräber» (rororo 22528),
«Die Sünderin» (rororo 22755),
«Die Mutter» (rororo 22992),
«Der gläserne Himmel» (rororo 22878),
«Lukkas Erbe» (rororo 22742),
«Das Geheimnis der Puppe» (rororo 22884),
«Meineid» (rororo 22941),
«Der stille Herr Genardy» (rororo 23030),
«Merkels Tochter» (rororo 23225),
«Belas Sünden» (rororo 23168)

und die Erzählungen

«Der Ausbruch» (Großdruck, rororo 33176).

Die Personen:

Karen Stichler, geb. Dierden, verheiratet mit
Marko Stichler, Fotograf
Jasmin, Karens Tochter
Kevin, Karens Sohn
Norbert Dierden, Karens Bruder
Sarah Dierden, Karens Schwägerin
Michael, Sohn von Norbert und Sarah
Christa und Karlheinz Dierden, Karens Eltern
Doktor Gerber, Karens Therapeut

Margo Stichler, Markos Stiefmutter
Rabea Sanfart, Margos uneheliche Tochter, verstorben im September 1979
Jona Stichler, Markos Halbschwester

Oliver Lohmann, Arbeitskollege von Norbert Dierden
Barbara, Olivers Schwester
Stefan Leitner, Barbaras Freund
Leitner senior, Stefans Vater, bekannter Strafverteidiger

Anni Weingräber, eine rachsüchtige alte Frau
Hubert Weingräber, ihr Mann
Martin Kaminski, ein glaubwürdiger Zeuge
Peter Kolbe, mehrfach vorbestraft wegen Vergewaltigung

Thomas Scheib, Fallanalytiker und Sonderermittler beim Bundeskriminalamt

Claudia Scheib, seine Frau

Denis, Sohn von Thomas und Claudia

Doktor Lukas Wagenbach, BKA, der Vorgesetzte von Thomas Scheib

Donald Kirby, FBI, berät Thomas Scheib

Carmen Rohdecker, Oberstaatsanwältin am Landgericht Köln

Arno Klinkhammer, Kripo Erftkreis

Ines, seine Frau

Josef Weigler, Kripo München

Frederik Fährlich, Kripo München

Manfred Hartwig, Kripo Köln

Anja Heckel, ermordet im September 1982

Elisabeth Brandow, ermordet im September 1984

Angela Karpeling, vermisst seit September 1986

Silvia Lenz, vermisst seit September 1988

Mei Li Jau, verschwand im September 1990 aus Köln

Marion Schneider, vermisst seit September 1992

Julia Roberts, vermisst seit September 1994

Sabine Bergholt, ermordet im September 1996

Waltraud Habel, vermisst seit September 1998

PROLOG

Es war heiß, und sie durfte nicht schwitzen. Tote schwitzten nicht. Sie spielte tot, weil sie leben wollte. Der Mann, der versucht hatte, sie zu töten, war noch da und überzeugt, sie umgebracht zu haben. Jedenfalls glaubte sie, er sei davon überzeugt. Sie sah ihn nicht, weil ihre Augen verklebt waren, aber sie hörte ihn. Er sprach mit sich selbst. Manchmal kam ein irres Kichern über seine Lippen und manchmal ein haltloses Schluchzen. Vielleicht weinte er wirklich, weil er sie eigentlich gar nicht hatte töten wollen.

Das hatte er ihr erklärt – ganz zu Anfang. Sie müsse keine Angst haben, ihr werde nichts geschehen. Er war so nett gewesen in den ersten Stunden, höflich und zuvorkommend, sogar besorgt, sie ernsthaft verletzt zu haben mit dem Messer, das er ihr an den Hals hielt, damit sie ihn begleitete. Es war ein scharfes Messer, das praktisch ohne sein Zutun in ihre Haut schnitt, als er sie mit einer Hand in ihrem Haar vor sich herschob, eine Treppe hinunter und noch eine, dann eine Treppe hinauf, auf der sie stolperte. Sie beruhigte ihn, es sei ein harmloser Kratzer, nicht der Rede wert.

Während der Fahrt unterhielten sie sich. Und sie war überzeugt, sie habe die Situation unter Kontrolle, dass sie sich darauf einigen könnten, es sei nur eine Spazierfahrt gewesen, bei der sie sich irgendwo am Hals gekratzt hatte. Dass er sie gehen ließ, wenn er den Wagen anhielt.

Als er das endlich tat, bestand er darauf, dass sie sich selbst die Augen verklebte, ehe sie ausstiegen. Natürlich versuchte sie, ihm das auszureden. Aber er meinte, es sei

besser für sie, also fügte sie sich. Er nahm ihren Arm, damit sie nicht noch einmal stolperte, er warnte auch: «Vorsicht, Stufen.» Es ging nach unten, drei Stufen insgesamt, das wusste sie, weil sie das Haus kannte, in das er sie brachte. Einmal war sie dort gewesen.

Und dann roch sie, warum es besser war, nichts zu sehen. Ein entsetzlicher Gestank schnitt ihr die Luft ab. Er führte sie zu einem Sessel, nahm ihr gegenüber Platz. Und er war immer noch ruhig, erzählte aus seinem Leben, von seiner Mutter, die viel zu früh gestorben war, von einer Schwester, die er über alles geliebt und auch verloren hatte. Seine Stimme war schwer von Trauer und Hoffnungslosigkeit – bis ein Telefon klingelte.

Das Geräusch schien ihn aus dem Konzept zu bringen. Er nahm das Gespräch entgegen, sagte zuerst nur: «Ja», nannte dann einen Namen, sagte noch ein paar Worte. Danach hörte er zu, wie lange, konnte sie nur schätzen, drei, vier Minuten vielleicht. Und dann stürzte er sich plötzlich ohne jede Vorwarnung auf sie, zerrte sie aus dem Sessel, stieß sie zu Boden und drückte ihr Gesicht in stinkendes Wasser.

Ein Putzeimer. Das fühlte sie, ein alter Blecheimer, an dessen schartigem Rand sie sich die Stirn aufschrammte. Instinktiv tat sie, was sie für richtig hielt, ließ den Atem stoßweise, blubbernd und gurgelnd entweichen. Nur nicht einatmen, nichts von dieser ekligen Brühe in die Lungen bekommen und nichts davon schlucken. Wie lange dauerte es, bis ein Mensch ertrank? Das wusste sie nicht. Schon nach einer halben Minute ließ sie ihren Körper erschlaffen und zur Seite sacken – so geschickt, dass dabei der Eimer umkippte. Das Wasser verteilte sich in einer großen Lache, in der sie erst einmal liegen blieb.

Sie gierte nach Luft und kämpfte mit eisernem Willen gegen das Bedürfnis, danach zu schnappen wie ein Fisch

auf dem Trockenen. Obwohl ihre Brust beinahe platzte, erlaubte sie sich nur ganz leichte Atemzüge durch den halb offenen Mund. So war der Geruch auch besser zu ertragen, dieser furchtbare Gestank nach faulendem Fleisch.

Die Hitze machte ihr in den ersten Minuten noch nicht so zu schaffen. Da war ihr Gesicht ohnehin nass, und der Schweiß fiel nicht auf. Doch das Wasser auf ihrer Haut verdunstete rasch. Und er ging nicht, ging einfach nicht, begann mit seinem Gestammel, halbe Sätze, Schluchzern und das irre Kichern dazwischen. Hin und wieder verstand sie ein paar Worte. Und das Schlimmste war, sie verstand auch, was in ihm vorging, warum er nun meinte, sie unbedingt töten zu müssen. Und dann erlag sie der Versuchung, ihm etwas Tröstliches zu sagen.

Ein böser Fehler. Kaum hatte sie den ersten Ton über die Lippen gebracht, jaulte er auf und trat zu, traf sie ins Gesicht. Zum Glück trug er Sportschuhe mit relativ weichen Profilsohlen, trotzdem richtete er damit Verheerendes an. Ihr Kiefer brach, sie spürte ein paar Zähne lose im Mund, biss sich im Schmerz auf die Zunge, fühlte das Blut. Der zweite Tritt traf sie in die Rippen und nahm ihr den Atem.

Sie rollte sich zusammen wie ein Igel, hob schützend einen Arm über den Kopf, viel half es nicht. Als er endlich von ihr abließ, musste sie nicht mehr um ihr Leben spielen, hätte auch nicht mehr spielen können. Sie hatte das Bewusstsein verloren. Aber sie kam noch einmal zu sich, in einer Hölle aus Schmerz, unfähig, sich aus eigener Kraft zu bewegen, allein mit dem Tod.

Sie versuchte den grausamen Gestank zu ignorieren, so gut es eben ging, weil er ihr die letzte Hoffnung genommen hätte. In ihrer Nähe lag noch eine Frau, und die war so tot, wie sie es niemals hätte spielen können.

ERSTER TEIL
KAREN

Die Schauspielerin

Schauspielerin wollte sie werden, seit sie zum ersten Mal auf einer Bühne gestanden hatte. Da war sie fünf, und es war keine richtige Bühne, nur ein mit Tannengrün geschmücktes Podest, aber ein ziemlich großes. Bei einer Weihnachtsfeier im Kindergarten war sie die Maria. Der Pfarrer saß dabei und fand das Krippenspiel so gelungen, dass er es unbedingt noch einmal aufführen lassen wollte. Die Wiederholung fand vor dem Altar in der Kirche statt und vor vollen Bänken. Die Leute waren zu Tränen gerührt, ihre Eltern ebenso wie alle anderen.

Stolz waren Christa und Karlheinz Dierden beim ersten großen Auftritt ihrer kleinen Tochter. So ein kluges Kind, das sagten alle, begann mit vier Jahren zu lesen. Im Kindergarten bezeichneten sie es als außergewöhnlich, schaute ihrem Bruder ein paar Mal bei den Schulaufgaben zu und merkte sich jedes Wort. Dabei war ihr Bruder zehn Jahre älter als sie und ging zu der Zeit aufs Gymnasium, allerdings nicht mehr lange. Norbert war schon einmal sitzen geblieben. Und als es dann wieder so aussah, dass er die Versetzung nicht schaffen würde, schickte Christa Dierden ihn lieber zurück auf die Hauptschule und setzte ihre gesamte Hoffnung auf die kleine Tochter. Alle prophezeiten Karen eine großartige Zukunft. Und ihre Mutter stellte sich vor, dass dieses Kind all das erreichte, wozu es bei ihr selbst nicht gelangt hatte. Abitur, Studium und ein Doktortitel. Die erste Akademikerin in der Familie: Frau Doktor Karen Dierden.

Christa war gelernte Friseuse, Karlheinz im Baugewerbe tätig. Er war viel auf Montage, einmal sogar für ein halbes Jahr in einem arabischen Emirat. Normalerweise erfuhr er

nur übers Telefon, was die Kinder so trieben. Aber zu Weihnachten war er natürlich daheim, konnte sich das Krippenspiel mit eigenen Augen anschauen und feststellen, dass seine Frau nicht übertrieb und Karen wirklich beachtliche Leistungen erbrachte.

Eine Menge Text für ein fünfjähriges Mädchen. Sie sprach bei der zweiten Aufführung in der Kirche nicht nur ihre Rolle, auch den Josef, weil der zu schüchtern war und sich vor vollen Bänken nicht traute, den Mund aufzumachen. Sie machte das sehr geschickt, drehte das Gesicht zur Seite und senkte den Kopf tiefer über die Krippe, damit niemand sah, dass sie die Lippen bewegte. Sogar ihre Tonlage veränderte sie ein wenig. Und als der Engel des Herrn, der die Hirten zur Krippe führen sollte, vergaß, was er zu sagen hatte, half sie ihm auch noch aus der Klemme.

Es fiel natürlich trotz aller Mühe auf, die Leute applaudierten minutenlang. Der Pfarrer lobte sie. Ihr Vater sagte auf dem Heimweg mindestens fünfmal: «Das hast du wirklich sehr gut gemacht.»

Von da an wollte sie es eben nur noch sehr gut machen. An Norberts Schulaufgaben war sie nicht länger interessiert. Ihre Mutter hatte gehofft, dass sie ihre Aufmerksamkeit auch einmal auf Zahlen richtete und mindestens bis fünfzig zählen könne, wenn sie eingeschult wurde. Das war leider nicht der Fall.

Andere in ihrem Alter tobten auf Spielplätzen oder beschäftigten sich mit Puppen. Sie trug zwei Küchenstühle hinaus auf den Balkon der elterlichen Mietwohnung. Damals lebten sie noch in Köln-Porz, Platz für mehr als zwei Stühle war auf dem Balkon nicht. Auf einen setzte sie ihren Teddy, auf den anderen einen Plüschhasen. Dann zog sie ihre Puppe aus, hüllte sie in ein Handtuch und legte sie in den Blumenkübel, in dem während des

Sommers Geranien geblüht hatten. Im Winter war der Kübel leer. Sie legte sich eine Bettdecke um die Schultern und spielte das Stück in allen nur denkbaren Variationen. Glücklicherweise im siebten Stock, sodass kaum jemand Notiz davon nahm. Trotzdem sagte ihre Mutter alle paar Minuten: «Jetzt komm rein, ist doch viel zu kalt draußen.» Ihr war die Sache peinlich.

Als mit dem Frühjahr wieder Geranien in den Kübel gepflanzt wurden, glaubte ihre Mutter, nun sei es ausgestanden. Weit gefehlt, nun drehte sie sich Lockenwickler ins Haar, verschmierte mit Lippenstift ihr halbes Gesicht, legte die Bettdecke um die Hüften und spielte feine Dame in mittelalterlicher Festrobe. Das hatte sie im Fernsehen gesehen. Einen Unterschied zwischen Bühne und Fernsehen machte sie in dem Alter noch nicht.

Mit zwölf Jahren bearbeitete sie ihren Kunstlehrer so lange, bis er an der Schule eine Theatergruppe zusammenstellte. Selbstverständlich bekam sie die Hauptrollen, meist noch zwei oder drei Nebenrollen dazu, Hauptsache, sie stand in jeder Szene auf der Bühne, dann konnte man die Souffleuse sparen. Ihr Kunstlehrer vertrat die Ansicht, man sollte sie nach dem Abitur auf eine Schauspielschule schicken, sie habe zweifellos großes Talent. Ihre Mutter hoffte inständig, dass sie bis zum Abitur zur Vernunft kommen würde. Aber so weit kam sie nie.

Sie war erst fünfzehn, als sie zum ersten Mal schwanger wurde – und sich einiges einfallen ließ, um zu verschleiern, wie es dazu gekommen war. Als ihr Zustand sich nicht mehr verbergen ließ, erzählte sie ihren Eltern und einer Mitarbeiterin des Jugendamts eine rührende Liebesgeschichte von einem italienischen Austauschschüler. Sie nannte einen Namen, Gasteltern, Heimatadresse. Natürlich waren alle Angaben falsch, und ihre Mutter fragte sich, wer wen belogen hatte.

Es gab die üblichen Vorhaltungen und verspätete Belehrungen zur Schwangerschaftsverhütung. Allzu viel sagen durfte Christa nicht. Sie war auch erst achtzehn gewesen, als Norbert geboren wurde. Karlheinz war damals zwanzig, alt genug, um sofort zu heiraten. Und auch nach fünfundzwanzig Jahren war ihre Ehe noch glücklich, Karlheinz war ja nur selten da. Wenn er kam, war es wie Urlaub oder Flitterwochen. Trotzdem fand Christa, sie hätten sich beide um ein paar unbeschwerte Jugendjahre betrogen, und Karen hätte nicht unbedingt in ihre Fußstapfen treten, sie altersmäßig noch unterbieten müssen. Aber da sie geschwiegen hatte, bis Kartoffelchips und Schokolade den wachsenden Leibesumfang nicht mehr erklärten, war es nicht zu ändern. Die Theatergruppe wurde natürlich gestrichen. Zur Schule ging sie auch nicht mehr in den letzten Monaten vor der Geburt. Der Rektor sah sofort ein, dass sie die Zeit besser unter der Obhut ihrer Mutter als in einem Klassenraum verbrachte.

Anfang September 1988 brachte sie eine Tochter zur Welt, Jasmin. Von der Geburt spürte sie nichts, hatte nicht einmal Wehen. Der Gynäkologe sprach mit Blick auf ihr Alter, vielmehr ihre Jugend, sie war erst im Mai sechzehn geworden, von einer Anomalie des Beckens und hielt einen Kaiserschnitt für zwingend notwendig. Als man ihr das Baby in den Arm legte, sauber und rosig, mit einem klaren, hellwachen Blick, war es für sie wie ein Wunder. Und Wunder brauchten keine Erzeuger. Maria war auch nur vom Heiligen Geist besucht worden, wenn man der Bibel glaubte.

Da sie noch minderjährig war, wurde das Sorgerecht ihren Eltern übertragen. Ihre Mutter kümmerte sich auch um Jasmin. Mit ihren vierundvierzig Jahren war Christa nicht zu alt, hätte ohne weiteres noch ein eigenes Kind bekommen können. Und Karen sollte sich mit der frühen

Mutterschaft nicht die Zukunft ruinieren, sondern die Schule zu Ende bringen. Damit sie das in Ruhe tat, weder den anzüglichen Bemerkungen ihrer Mitschüler noch den scheelen Blicken der Nachbarschaft ausgesetzt war und auch nicht auf den Gedanken kam, sich noch einmal mit einem Austauschschüler oder sonst wem einzulassen, zogen sie um.

Christa hatte schon seit geraumer Zeit mit einem eigenen Haus geliebäugelt. Karlheinz verdiente auf Montage sehr gut, sie verdiente noch dazu, steuerfrei, seit Karens Geburt übte sie ihren Beruf in der Küche aus. Ihr Kundenstamm war beachtlich, und sie sparte, was immer sich sparen ließ, träumte davon, ihr Eigenheim eines Tages bar bezahlen zu können, Schulden waren ihr zuwider. Es reichte noch nicht ganz, trotzdem forcierte sie die Suche, fand einen Altbau in Sindorf, einem Ort im Kölner Umland. Das Haus war renovierungsbedürftig, entsprechend preisgünstig und groß genug, zwei Familien zu beherbergen. Norbert baute später das Obergeschoss für sich und seine Familie aus.

Zu Anfang war Norbert nicht begeistert, von der Großstadt aufs Land zu wechseln. In Köln hatte er sein Stammlokal, eine Diskothek an der Zülpicher Straße, wo er lockere Freundschaften pflegte. Christa befürchtete schon, er käme nicht mit. Karlheinz hielt ihm einen Vortrag, mit seinen sechsundzwanzig Jahren sei er nun wirklich alt genug, um auf eigenen Füßen zu stehen und endlich an einen eigenen Hausstand zu denken, sonst wäre er irgendwann ein alter, grämelnder Junggeselle, der mit Fossilien ins Bett ging und sich nachts an verwitterten Knochen ergötzte.

Für Fossilien hatte Norbert sich schon als Kind begeistert, auf Flohmärkten vom Taschengeld gekauft, was er sah und bezahlen konnte. Es machte ihm allerdings mehr Spaß, wenn er sie selbst fand. Schon mit

einundzwanzig Jahren hatte er sich den ersten gebrauchten Wohnwagen gekauft, später ein modernes Wohnmobil, in dem er jedes zweite Jahr im September aufbrach, um nach Schätzen zu suchen.

Norbert konnte immer nur im September Urlaub nehmen. Er arbeitete in einer Kfz-Werkstatt und war dort während der Hauptreisezeit unentbehrlich. Das war er zu Hause eigentlich immer. Christa meckerte häufig, wenn er sein Wohnmobil mit Konserven und einem Kasten Bier belud. Ihr wäre es lieber gewesen, er hätte seinen Urlaub zweckmäßiger genutzt. In einem Jahr tat er das auch, renovierte und werkelte, erledigte alles, was erledigt werden musste. Im nächsten Jahr wollte er dann etwas Zeit für sich.

Meist fuhr er nach Ottenhöfen in den Schwarzwald. Dort gab es einen Steinbruch, in dem er immer fündig wurde. Im Laufe der Zeit trug er eine beachtliche Sammlung zusammen. Trilobiten aus dem Kambrium, Ammoniten aus dem Jura, damit kannte Norbert sich aus. Manchmal buddelte er auch Tonscherben aus, die vielleicht aus der Römerzeit stammten, oder noch ältere Sachen. Einmal brachte er einen Keil mit aus geschliffenem Stein, zweifellos von Hand bearbeitet. Er war sehr stolz darauf und meinte, es sei ein Fund aus der Steinzeit.

Und im September 1988, wenige Tage bevor Jasmin auf die Welt geholt wurde, hatte er den Knochen entdeckt, über den Karlheinz sich mokierte, der musste aber aus jüngerer Zeit sein. Auch Christa regte sich auf, als Norbert den Knochen anschleppte. Sie meinte, ihre Wohnung sei kein Friedhof, war noch sehr verstimmt darüber, dass er nicht einmal in dem Jahr auf seinen Urlaub verzichtet und sie mit seiner hochschwangeren Schwester alleine gelassen hatte. Aber ein Hobby brauchte er doch.

Er verwahrte alles in einer Vitrine in seinem Zimmer

auf. Da lagen der Knochen und der Keil zwischen Trilobiten und Ammoniten. Und wenn er ihn anschaute, stellte Norbert sich vielleicht vor, es sei ein Knochen von einem ausgestorbenen Tier, aus einer Zeit, in der er lieber gelebt hätte, als Männer noch Jäger gewesen und nicht von Frauen herumkommandiert worden waren.

Einige bezeichneten Karens Bruder als komisch, eigenbrötlerisch und verschlossen. Manchmal war er das auch, da wusste selbst sie nicht, wie sie über ihn denken oder mit ihm reden sollte. Aber sie liebte ihn abgöttisch. Wenn man ihn brauchte, war er normalerweise da. Christa musste nur einmal sagen, dass der Wasserhahn tropfte oder die Küche gestrichen werden musste, schon besorgte Norbert eine neue Dichtung oder einen Eimer Farbe. Für sie war er immer entschieden mehr als nur der große Bruder gewesen, ein Vaterersatz, in den ersten Jahren hatte er an ihr sogar Mutterstelle vertreten.

Bis zu Karens Geburt hatte Norbert bei Christas Mutter gelebt, weil Christa damals noch ganztags in einem Frisörsalon arbeitete und keine Zeit für ihn hatte. Er war immer gerne bei der Oma, hing sehr an ihr, war damals auch so gut in der Schule, dass seine Lehrer empfahlen, ihn aufs Gymnasium zu schicken. Die Oma hatte sich jeden Nachmittag mit ihm hingesetzt, gerechnet, gelesen, geschrieben, sogar englische Vokabeln mit ihm gelernt und ein bisschen Latein. Aber zwei Kinder zu betreuen, noch dazu einen Säugling, das war der Oma zu viel gewesen.

So hatte Christa begonnen, ihre Kundschaft in der Küche zu bedienen. Und da brauchte sie Norbert selbst, damit er ihr zur Hand ging. Er fütterte, wickelte, badete auch, war nur manchmal etwas ungeschickt dabei mit seinen zehn Jahren. Einmal brach er Karen aus Versehen ein Fingerchen. Und einmal rutschte sie ihm beim Baden aus

den Händen, schluckte ein bisschen Wasser. Daran erinnerte sie sich nicht, es war auch nicht weiter tragisch gewesen. Nur ihr Vater vermutete eine böse Absicht dahinter. Wut, um es konkret auszudrücken, weil Norbert nun nicht mehr jeden Tag bei seiner geliebten Oma sein konnte.

Den unsinnigen Gedanken, Norbert könne ihr etwas antun wollen, hatte Karlheinz längst wieder aufgegeben. Und natürlich zog er mit nach Sindorf. Er hätte sie nie allein gelassen unter Christas Fuchtel. Es war für ihn auch kein Problem, nach Köln zu kommen. Er besaß nicht nur sein Wohnmobil, sondern auch einen alten Ford Taunus, den er vor der Schrottpresse gerettet und wieder so hergerichtet hatte, dass er ihn problemlos durch den TÜV brachte. Und bereuen musste Norbert den Umzug nicht.

In Sindorf verliebte er sich im Frühjahr 1989 in Sarah, deren Familie nur zwei Häuser weiter wohnte. Schon ein halbes Jahr später heirateten sie. Sarah war Angestellte bei der Stadtsparkasse in Köln, auch Mitte zwanzig, ein bisschen pummelig, aber überaus liebenswert und tüchtig.

Sarah und ihre Eltern erfuhren als einzige Außenstehende, wer Jasmin geboren hatte. In der restlichen Nachbarschaft hielt man das Kind für das Nesthäkchen der Familie. Man fand es rührend und niedlich, nach den beiden Großen noch so etwas Kleines. Christa widersprach nie, wies sie an, das ebenfalls zu unterlassen, und sorgte dafür, dass es vorerst bei einem Kind blieb.

Karens Freiheiten wurden rigoros gestrichen. Sie durfte das nächstgelegene Gymnasium besuchen, aber dass sie einmal nachmittags mit einer Klassenkameradin für eine wichtige Arbeit übte, kam überhaupt nicht infrage. Christa argwöhnte immer, es könne sich in Wahrheit nur um einen Kameraden handeln.

«Du hast mich einmal belogen, Mädchen», sagte Christa jedes Mal, wenn sie um einen freien Nachmittag bettelte. Wenn es ernst wurde, nannte Christa sie immer Mädchen. «Und das eine Mal reicht mir fürs ganze Leben. So ein Kind ist schließlich kein Fleck im Kleid, den man auswaschen kann. Das hat man zwanzig Jahre und länger am Bein. Und so lange ich nicht weiß, wer es mir ans Bein gebunden hat, ist hier Schluss mit lustig.»

Ihr Einverständnis zu einer viertägigen Kursfahrt in die Schweiz gab Christa erst, als ein Lehrer vorstellig wurde und anbot, die Kosten aus einem Sozialfonds vorzustrecken, falls es daran scheitern sollte. Dass sie einen Ausflug mit der Schule nicht bezahlen könne, wollte Christa sich nicht nachsagen lassen. Karen durfte mit, wurde aber nach der Rückkehr einem inquisitorischen Verhör unterzogen und zum Gynäkologen geschleift. Bei der Untersuchung stand Christa neben dem Stuhl und sagte: «Das war auch dein Glück.» Und als am Gymnasium eine Theatergruppe zusammengestellt wurde, natürlich auf ihr Betreiben, entschied Christa unwiderruflich: «Nein! Theater hatten wir schon genug.»

Ihr Vater vertrat noch Jahre später die Ansicht, dass sich nur wegen dieser drastischen Erziehungsmaßnahmen am 14. September 1990 die große Katastrophe in ihrem Leben ereignet habe. Doch das war ein Irrtum, mit Christas Strenge hatte das nichts zu tun. Ihre Mutter war damals gar nicht in der Lage, ihre Verbote auch durchzusetzen. Sie hatte andere Sorgen.

Anfang 1990 reichte Karlheinz die Scheidung ein. Nach all den Jahren meinte er plötzlich, sie hätten doch nie eine richtige Ehe geführt und seien beide noch nicht zu alt für einen neuen Anfang. Für Christa war es ein herber Schlag, über den sie kein Sterbenswörtchen verlauten ließ. Sie legte den Ehering nicht ab, hielt wacker daran fest: «Jung

gefreit hat nie gereut.» Und da Karlheinz immer noch regelmäßig anrief, zu Weihnachten, Ostern und Geburtstagen auch zu Besuch kam, fiel es niemandem auf. Ihren Kindern musste sie es natürlich sagen, als die Rechnung vom Anwalt ins Haus flatterte.

Sarah meinte daraufhin zu Norbert: «Jetzt hast du auch offiziell alles am Hals, da darfst du auch bestimmen, wo es langgeht.»

Beinahe jeden Samstag drängte Sarah, Karen mitzunehmen in die Kölner Diskothek an der Zülpicher Straße, die Norbert immer noch regelmäßig besuchte, nun natürlich mit seiner Frau.

«Ihr könnt sie doch nicht hier festbinden, bis sie verschimmelt», sagte Sarah häufig. «Sie wird bald achtzehn, da kann sie ohnehin allein entscheiden, wie viel Zeit sie wo und mit wem verbringt. Und was soll passieren? Ich bin dabei, Norbert ist dabei. Wir passen schon auf, dass sie nicht wieder auf irgendeinen Windhund hereinfällt.»

Dabei wollte sie zu Anfang gar nicht mit, fühlte sich im Gedränge nicht wohl, zuckte schon zusammen, wenn ihr jemand von hinten zu nahe kam, und schob jedes Mal eine wichtige Schularbeit vor, wenn Sarah darauf bestand: «Jetzt geh rauf und zieh dich endlich um, wir wollen los. Du musst mal raus, Karen, dich ein bisschen amüsieren. Man kann mehr vom Leben haben als gute Noten und kleine Kinder.»

Doch dann freundete sie sich mit einer jungen Frau an, die an der Theke bediente. Sie hieß Li, war Anfang zwanzig und angeblich Chinesin, obwohl sie eher aussah, als stamme einer ihrer Vorfahren aus Afrika. Li sagte von sich: «Ich bin international.» Und hübsch war sie, eine Schönheit.

Norbert hatte im Sommer 1988 eine kurze Affäre mit ihr

gehabt, nur drei Wochen, zu der Zeit, als Karen mit Jasmin schwanger gewesen war. Er sah es nicht gerne, wenn sie sich mit Li unterhielt, bezeichnete sie als einen lockeren Vogel. Manchmal nannte er sie auch einen Zugvogel, weil sie immer nur den Sommer über in Köln war, in dem Jahr zum dritten Mal. Aber vielleicht befürchtete er auch nur, Li könne schlecht über ihn reden. Doch das tat sie nicht, im Gegenteil, sie betonte immer, Norbert sei auf seine Art ein lieber Kerl, nur nicht der Richtige für sie gewesen. Sarah passe viel besser zu ihm.

Für sie war Li die erste richtige Freundin. In der Schule hatte sie keine. Man ist nicht sehr beliebt bei Mitschülerinnen, wenn man stets nur die besten Noten hat, sich nicht dafür anstrengen muss und nachmittags keine Nachhilfe geben darf. Li waren ihre Noten egal. Leider sahen sie sich nur jeden zweiten Samstag für wenige Stunden in der Diskothek.

Ein paar Mal bettelte sie, Li einmal alleine und anderswo treffen zu dürfen. Da Christa jedes Mal nein sagte, schwänzte sie schließlich einmal die Schule, fuhr morgens mit dem Zug nach Köln, war mittags wieder zurück – mit durchgeweichten Schuhen, weil es in Strömen geregnet hatte. Christa sah sofort, dass sie an dem Vormittag nicht in der Schule gesessen haben konnte, und hielt ihr einen endlosen Vortrag.

Und dann setzte Norbert ihr diesen Floh ins Ohr, Führerschein und eigenes Auto. Er bastelte in der Werkstatt schon an einem Kleinwagen. Ein Unfallfahrzeug wie sein Ford Taunus, eigentlich ein Fall für die Schrottpresse. Er meinte, das bekäme er hin, hätte es ja schon einmal geschafft, versprach auch, für den Unterhalt des Wagens aufzukommen.

Von ihrem Patenonkel hatte sie im Mai fünfhundert Mark zum Geburtstag bekommen. Das reichte für die

Anmeldung in einer Fahrschule, die Grundgebühr und die Kosten der theoretischen Prüfung. Karlheinz legte die ersten fünf Fahrstunden drauf, weil auch er fand, mehr als zwei Jahre nach einem Fehltritt sei es höchste Zeit, die Fesseln etwas zu lockern.

Weil es mit fünf Fahrstunden nicht zu schaffen war und ihr Taschengeld nicht reichte, um allzu viele weitere zu finanzieren, übte Norbert jeden Abend mit ihr auf einem leeren Parkplatz in dem kleinen Industriegebiet am Ortsrand. Über den zweiten Gang kam sie dabei nicht hinaus. Aber sie lernte doch so leicht, musste ein Buch nur in die Hand nehmen, dann konnte sie den Inhalt schon auswendig aufsagen. Dass zwischen Theorie und Praxis ein Unterschied war, bedachte sie kaum.

Es passierte an einem Freitag, kurz nach Jasmins zweitem Geburtstag. Norbert war ein paar Tage zuvor in den Schwarzwald aufgebrochen. Seine Fahrten nach Ottenhöfen jedes zweite Jahr wollte er nicht aufgeben, hatte sich mit Sarah rasch auf einen Kompromiss geeinigt. Sie hatte eine andere Vorstellung von Urlaub als er. Sie wollte etwas erleben, brauchte Trubel um sich herum. Und er, von frühster Jugend an in Verantwortung gezwungen, brauchte mal ein paar Tage für sich allein, keinen Menschen in seiner Nähe, der von ihm erwartete, dass er alles regelte. Sarah verstand das und hatte vorgeschlagen, dass sie in einem Jahr getrennt und im nächsten zusammen Urlaub machen sollten. So war Sarah auch nicht an den September gebunden, hatte sich schon im Juni zwei Wochen auf Mallorca gegönnt.

Als sie aus der Schule kam, war niemand im Haus. Christa machte mit Jasmin Besorgungen fürs Wochenende und einen Besuch im Ort, hatte ihr einen Zettel hingelegt, im Keller stünde ein Korb mit Bügelwäsche, um den sie sich kümmern solle. Aber daran dachte sie nicht im

Traum.

Als Norbert unerwartet zurückkam – er hatte seinen Urlaub wegen Zahnschmerzen unterbrochen, wollte zum Arzt –, erwischte er sie in Christas Schlafzimmer. Sie suchte den Zweitschlüssel für den weinroten Benz 280 SL, der auf dem Hof stand und ursprünglich Karlheinz gehört hatte. Nach der Scheidung hatte ihr Vater das Auto nicht mitnehmen wollen, hatte es ja auch vorher kaum gefahren. Nun gehörte der Benz offiziell Christa. Sie putzte ihn zweimal die Woche, hatte die Wagenpapiere und den Schlüssel stets dabei, aber sie benutzte ihn nur im äußersten Notfall.

Norbert fragte natürlich, was sie in Christas Schlafzimmer suchte. Und sie erzählte ihm, Li habe ein Telegramm erhalten, ihr Vater sei plötzlich erkrankt, sie müsse nach China. Ihr Flieger ginge früh am nächsten Morgen ab Frankfurt, deshalb wolle Li schon heute Abend mit dem Zug dorthin fahren. Dann flehte sie ihn an, er solle sie fahren, es sei sehr wichtig, sie wolle sich nur von Li verabschieden.

Norbert glaubte ihr nicht einmal die Hälfte, bezweifelte, dass Li überhaupt noch einen Vater hatte. Auch wollte er zuerst seine Zahnschmerzen loswerden und versprach ihr, sie abends zum Bahnhof nach Köln zu fahren. Für einen Abschied reiche das, meinte er, ging ins Bad, um sich die Zähne zu putzen und noch rasch zu duschen. Seinen Schlüsselbund hatte er wie üblich auf der Garderobe abgelegt. Und der Ford Taunus, in dem sie so oft geübt hatte, stand direkt vor der Haustür.

Es war nur ein Griff – kurz nach drei Uhr nachmittags. Auf die Uhr schaute sie nicht. Das tat Christa am frühen Abend. Die Polizei kam um zwanzig Minuten nach sieben. Christa war gerade erst wieder mit Jasmin ins Haus gekommen, hatte die Tür kaum hinter sich geschlossen

und sie noch gar nicht vermisst. Und dann standen ihr zwei Uniformierte gegenüber, fragten nach Herrn Norbert Dierden.

Im ersten Moment dachte Christa, Norbert hätte einen Unfall gehabt. Dass ihr Benz nicht auf dem Hof stand, war ihr auch noch nicht aufgefallen. Norbert wusste, wo Christa den Zweitschlüssel aufbewahrte, hatte nicht lange danach suchen müssen. Nachdem Christa erklärt hatte, sie sei Norberts Mutter, bekam sie Auskunft.

Ein toter Radfahrer auf einer kurvigen Straße im Bergischen Land. Und kein Zweifel, dass Karen den Mann überfahren hatte. Es gab einen Zeugen, der unmittelbar hinter dem Ford Taunus gewesen war, als es passierte, gegen halb sechs. Statt anzuhalten, war sie noch vier Kilometer weiter gerast, hatte dann endgültig die Kontrolle über den Wagen verloren. Dreimal hatte der Ford Taunus sich überschlagen, ehe er in einem Kartoffelacker liegen blieb. Wie durch ein Wunder war sie fast unverletzt. Der spezielle Fahrersitz mit stabiler Nackenstütze und Hosenträgergurt hatte das Schlimmste verhindert. Mit ein paar Prellungen, einer Gehirnerschütterung und einem schweren Schock hatte man sie ins Krankenhaus nach Bergisch Gladbach gebracht.

Als Sarah gegen halb neun aus Köln zurückkam, sie hatte nach Feierabend mit einer Kollegin noch irgendwo einen Kaffee getrunken, saß Christa mit Jasmin in der Küche und weinte sich die Augen wund. Sie fuhren sofort nach Bergisch Gladbach. Während der Fahrt weinte Christa ohne Unterbrechung. Sie begriff es nicht, fragte immer wieder: «Was soll denn jetzt noch aus ihr werden?» Mit sechzehn Mutter, mit achtzehn eine Mörderin. Schlimmer könne es nicht mehr kommen, dachte ihre Mutter damals. Aber für jedes Entsetzen gibt es eine Steigerung.

Elisabeth, Angela, Silvia und Marion

Es gab eine Liste mit den Namen junger Frauen. Der Mann, der sie führte, hieß Thomas Scheib. Und die Frauen auf seiner Liste waren tot, ermordet worden, oder sie galten als abgängig, wie es im Polizeijargon heißt. Thomas Scheib war Polizist. Im September 1990, als Karens Leben die zweite dramatische Wende erfuhr, war er frisch verheiratet. Seine Frau Claudia war zwei Jahre jünger als er, hatte gerade ihr Studium abgeschlossen, Psychologie und Soziologie, trat anschließend eine Stelle in einer Familienberatung an. Er arbeitete in der zentralen Vermisstenstelle des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden. Und dort sollte er zwei Jahre später die Spur eines Mörders aufnehmen, der keine Spuren hinterließ.

Es gab Hypothesen, Spekulationen und Schlussfolgerungen. Aber es gab lange Zeit keinen Beweis, dass er tatsächlich existierte, dieser Mörder, der jedes zweite Jahr im September eine junge Frau mit ihren Träumen und Sehnsüchten köderte, sie tötete und so verschwinden ließ, dass sie nicht wieder auftauchte – bis auf drei Ausnahmen, doch die konnten durchaus von verschiedenen Tätern umgebracht worden sein. Auch in den Vermisstenfällen gab es Alternativen. Nur für Thomas Scheib war es in allen Fällen derselbe Mörder.

Seine Theorie rief bei den zuständigen Ermittlern und Kollegen im BKA in den ersten Jahren nur Kopfschütteln hervor und brachte ihm einen Spitznamen ein, den sie einer bestimmten Sorte von Heftchenromanen entnommen hatten: der Geisterjäger. Viele hielten ihn für einen Spinner mit einer fixen Idee. Einige vermuteten gar persönliche Motive hinter seinem Eifer, weil eines der

Opfer, Elisabeth Brandow, die Cousine seiner Frau gewesen war. Dabei hatte er Elisabeth nicht einmal persönlich gekannt.

Im Sommer 1988, als Karen ihrer Familie den italienischen Austauschschüler servierte, hatte er sich in Claudia verliebt, vielmehr sie sich in ihn. Er tat sich mit Gefühlen schwer. Claudia war auch keine Frau, in die man sich leicht verliebte. Sie war ein Typ wie Sarah Dierden, das blonde Haar zu dünn, das Gesicht zu rund, stämmige Beine, breite Hüften, wenig Busen. Aber Claudia war – wie Sarah – warmherzig, tüchtig und sehr zielstrebig, was sie haben wollte, bekam sie normalerweise auch. Ihn wollte sie unbedingt, bemühte sich ein ganzes Jahr darum, ihm klarzumachen, dass sie die einzig richtige Frau für ihn sei. Das begriff er schließlich auch.

Zu dem Zeitpunkt lag Claudias Cousine schon seit gut einem Jahr auf dem Friedhof in Eibelstadt nahe Würzburg. Elisabeth Brandow war nur zwanzig Jahre alt geworden. Sie hatte in Würzburg studiert. Ihre Eltern lebten in Eibelstadt und unterstützten sie finanziell, zusätzlich jobbte sie in einem Schnellimbiss, um sich einen Traum zu erfüllen, einen längeren Aufenthalt in Italien, vor allem Rom wollte sie sehen. Am späten Abend des 13. September 1984 rief sie ihre Mutter an, erzählte etwas von «ganz-schnell-die-Tasche-packen-müssen», drei Schnuppertage in Rom, eine günstige Gelegenheit. Sie sagte auch etwas von männlicher Begleitung, ein Gastarbeiter, der seine Familie besuchen wolle. Danach sah und hörte niemand mehr etwas von ihr.

Die Würzburger Polizei nahm halbherzig die Ermittlungen auf. Eine junge Studentin, da nahm man an, es habe Elisabeth in Rom so gut gefallen, dass sie es vorzog zu bleiben. Den Mann, der sie hatte mitnehmen wollen, machte man nicht ausfindig. Man ging davon aus,

dass Elisabeth ihn im Schnellimbiss kennen gelernt hatte, aber dort erinnerte sich niemand an einen italienischen Gastarbeiter, der seine Familie hatte besuchen wollen. Interpol wurde informiert, viel mehr passierte anfangs nicht. Und später ließ sich das Versäumte nicht nachholen. Es verging zu viel Zeit, ehe aus der Vermisstensache eine Todesermittlung wurde.

Elisabeth Brandows sterbliche Überreste wurden erst im Februar 1987 gefunden, nur etwa sechzig Kilometer von Würzburg entfernt, ausgescharrt von Wildschweinen im Spessart. Identifiziert werden konnte sie nur noch anhand des Zahnschemas. DNA-Analysen kannte man damals noch nicht. Die Todesursache war nach der langen Liegedauer im Waldboden nicht mehr zu bestimmen, Verletzungen am Skelett nicht feststellbar. Auch Kehlkopf und Zungenbein waren intakt, was einen Tod durch Erdrosseln ausschloss, obwohl ihr der Riemen ihrer Schultertasche um den Hals gezurrt war. Die Tasche fehlte ebenso wie alles andere, was Elisabeth Brandow bei sich gehabt haben musste. Eine Reisetasche aus Kunstleder, etwas Kleidung, einen italienischen Sprachführer und ein kleines, goldenes Kreuz, das sie als Kind geschenkt bekommen und immer getragen hatte.

Die Fakten waren Scheib natürlich bekannt. Es war oft gesprochen worden über «unsere Lissi», wie man sie in der Familie nannte. Bei seiner Hochzeit mit Claudia, im Sommer 1990, vergoss Elisabeths Mutter noch ein paar Tränen um ihre Tochter, machte auch eine Anspielung auf den Polizisten, den man nun in der Familie habe.

Aber er fühlte sich davon weder direkt angesprochen noch zu irgendetwas herausgefordert. In der zentralen Vermisstenstelle hatte er auch keine Möglichkeiten, persönlich aktiv zu werden. Er registrierte nur ungeklärte Schicksale, verglich die meist dürftigen Ermittlungsakten

mit anderen Fällen, suchte nach Parallelen. Wenn er fündig wurde, informierte er die zuständigen Ermittler, damit sie sich austauschen konnten.

Bis 1992 wurden mit seiner Hilfe einige Fälle geklärt und drei Mörder überführt. Serienmörder, sodass er begann, sich intensiv mit diesem Tätertyp zu befassen. Er las alles, was zu dem Thema geschrieben worden war, psychologische Abhandlungen und Fallstudien aus dem In- und Ausland.

Und dann kam im Dezember 1992 eine Meldung aus Lübeck herein. Die Ermittlungsakte war karg, weil es sich um eine erwachsene Frau handelte, von der man annahm, sie habe ihren gewohnten Lebenskreis aus freien Stücken verlassen – wie Elisabeth Brandow.

Marion Schneider, einundzwanzig Jahre alt, abgängig seit dem 14. September. Das Erste, was ihm ins Auge stach, war das Datum. Derselbe Tag wie bei Claudias Cousine. Es gab noch eine weitere Gemeinsamkeit. Auch Marion Schneider hatte von Rom gesprochen. Angeblich hatte man ihr dort einen tollen Job angeboten, mehr wusste ihre Familie nicht.

So kam Thomas Scheib, der sich bis dahin nur ein paar flüchtige Gedanken über Elisabeths Mörder gemacht hatte, zu einem Fall, der ihn acht lange und bittere Jahre beschäftigen und am Ende gar in einen schrecklichen Verdacht bringen sollte.

Er brauchte im Dezember 1992 nicht lange, um herauszufinden, dass es noch zwei ältere Vermisstenfälle gab, bei denen Rom und der 14. September eine Rolle gespielt hatten. Angela Karpeling, zweiundzwanzig Jahre alt, letzter Wohnort Bielefeld. Sie war Angestellte in einem Reisebüro gewesen und hatte im September 1986 als Animateurin in einem Ferienclub in der Nähe von Rom

beginnen wollen. Zwei Schnupperwochen nannte sie es gegenüber einer Arbeitskollegin. Elisabeth hatte von Schnuppertagen gesprochen. Die Arbeitskollegin war der Meinung, Angela habe sich auf eine Zeitungsannonce beworben.

Zwei Jahre später, am 14. September 1988, war Silvia Lenz aus Stuttgart verschwunden. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt und volontierte bei einer Tageszeitung. Angeblich hatte ihr ein Informant eine große Story geboten. Organisierter Autodiebstahl und Verschiebung von Luxuslimousinen nach Sizilien, die Hintermänner sollten in Rom sitzen, wo Silvia recherchieren wollte. Ein ernst zu nehmender Informant hätte sich an einen erfahrenen Journalisten, nicht an eine Volontärin und auch nicht an eine Tageszeitung gewandt.

Für Scheib waren das mit Elisabeth Brandow bereits vier junge Frauen, alle unter ähnlichen Umständen verschwunden. Und Elisabeth war tot. Da musste man in Betracht ziehen, dass auch die drei anderen einem Mörder zum Opfer gefallen waren. Das zeitliche Muster war offensichtlich, alle zwei Jahre im September. Nur für 1990 gab es keinen passenden Vermisstenfall. Scheib schrieb als Erstes alle großen Polizeibehörden an und bat um Auskunft über Mordfälle oder Leichenfunde für die fragliche Zeit, bei denen das Opfer weiblich und Anfang zwanzig gewesen war.

Von einem weiblichen Mordopfer im entsprechenden Alter war nirgendwo etwas bekannt. Und von dem bei der Staatsanwaltschaft Köln aktenkundigen Verkehrsunfall mit Todesfolge und Fahrerflucht, den Karen am 14. September 1990 im Bergischen Land verursacht hatte, erfuhr Scheib nichts, doch selbst wenn, hätte er zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich keinen Zusammenhang gesehen.

Marko

Für die Polizei in Bergisch Gladbach war der Unfall eine alltägliche Angelegenheit. An der Schuldfrage gab es keinen Zweifel. Karen hatte am Steuer und alleine im Wagen gesessen. Ein achtzehnjähriges Mädchen ohne Führerschein und Erfahrung im Straßenverkehr, unterwegs zu einem Rendezvous mit dem Vater ihrer Tochter, das ihre Freundin vor der Abreise nach China vermittelt hatte. So erzählte sie es. Und sie erklärte auch, sie habe im Lärm der Diskothek nicht genau verstanden, wo sie ihre Freundin und die verlorene Liebe treffen sollte.

Wie es passiert war, lag nach diesen Auskünften auf der Hand. Sie irrte in einer ihr unbekannten Gegend herum, wurde mit jedem Kilometer nervöser. Irgendwann wurde die Zeit knapp. Sie wollte nach Möglichkeit wieder unbemerkt von der strengen Mutter ins Haus gelangen, holte aus dem Wagen heraus, was der Motor hergab. Das war eine Menge, der Ford Taunus war getunt, hatte eine Maschine unter der Haube, die nicht hineingehörte. Norbert war mehr als stolz gewesen, dass der TÜV es durchgehen ließ.

Dann war ein Mensch tot, der Wagen Schrott. Und sie kam fast um vor Panik, weil sie nicht wusste, wie ihr Bruder reagierte. Damit erklärte sich alles, auch ihre erste Reaktion, die einen Landwirt zu der Annahme verleitete, Norbert Dierden habe ihr etwas antun wollen.

Der Landwirt war auf dem Kartoffelacker beschäftigt gewesen, in dem der Ford Taunus nach halsbrecherischer Fahrt landete. In seiner Aussage hieß es: «Ich hatte ja keine Ahnung, dass weiter hinten schon was passiert war. Ich sah nur zwei Autos heranrasen, das eine polterte mir

fast vor den Trecker. Aus dem zweiten stürzte dieser Kerl auf uns zu, gerade, als ich das arme Ding durchs Fenster rauszog. Sie klammerte sich an mich und jammerte: ‹Norbert bringt mich um. Helfen Sie mir, bitte, helfen Sie mir, ich will nicht sterben.› Da dachte ich im ersten Moment, sieh an, da kommt Norbert schon. Der Kerl brüllte: ‹Die müsste man auf der Stelle ersäufen, fährt einen Mann zu Klump und rast einfach weiter.› Dem musste ich eine reinhauen, um ihn von ihr fern zu halten.»

Der Mann, der auf den Acker stürmte, war jedoch nicht ihr Bruder, sondern Marko Stichler, der gesehen hatte, wie der Ford Taunus den Radfahrer erfasste. Norbert tauchte erst eine gute Stunde später bei dem Acker auf, als man gerade dabei war, seinen demolierten Wagen zu bergen. Und für Marko Stichlers wütende Reaktion zeigte jeder Verständnis.

Es war ebenso verständlich, dass Karen befürchtet hatte, ihr Bruder würde sie windelweich prügeln. Er hing doch mit Leib und Seele an seinem Ford Taunus, hatte so viel Arbeit hineingesteckt und so viel Geld.

Doch als er sich im Krankenhaus über sie beugte, sagte er nur: «Mach dir bloß keine Gedanken ums Auto. Hauptsache, dir ist nichts passiert. Sarah und Christa sitzen seit Stunden draußen mit Jasmin. Soll ich sie reinrufen, oder willst du lieber schlafen?»

Sie wollte nicht schlafen, es nur hinter sich bringen, die Vorwürfe und Vorträge, die nun zwangsläufig kommen mussten, doch zu Anfang gab es keine. In den ersten Tagen erwähnte niemand den toten Mann, der behandelnde Arzt war strikt dagegen. Erst als man endlich Polizei an ihr Bett ließ, erfuhr sie, was sie angerichtet hatte. Danach war sie tagelang nicht ansprechbar, lag grübelnd in den Kissen und verlangte von jedem, der das Zimmer betrat: «Scheuch doch mal die Enten weg.»

Norbert vermutete, es seien Enten auf der Landstraße gewesen, denen sie hätte ausweichen wollen. Und weil es kurz hinter einer Kurve geschehen war, sagte er: «Wenn hinter einer Kurve plötzlich ein Hindernis auftaucht, hat auch jemand, der schon zwanzig Jahre fährt, keine Chance. Vielleicht hat der Radfahrer auch einen Schlenker gemacht. Der Mann war besoffen.»

Aber sie hätte ihn trotzdem sehen müssen, meinte sie. Sie hätte ihn nicht bloß sehen, sie hätte auch hören müssen, wie der Ford Taunus das Rad erfasste. Das musste gescheppert haben und gepoltert, als der Körper auf die Motorhaube schlug, so fest, dass er seine Konturen ins Blech drückte. Sein Kopf war gegen die Windschutzscheibe geprallt, musste unmittelbar vor ihren Augen gewesen sein. Und sie hatte nur Enten gesehen, wilde Enten und etwas Blut, ein Schmierstreifen auf der Windschutzscheibe. Der Schock, sagte der behandelnde Arzt. Für ihn war es eine normale Reaktion, dass sie sich nicht an den Unfallhergang erinnerte. Aber egal, wie man es ihr erklärte, für sie änderte es nichts.

Es sah danach zwei Jahre lang so aus, als sei ihr Leben nun endgültig ruiniert. Verhandlung vor der Jugendkammer am Kölner Landgericht, drei Jahre Sperrfrist für den Führerschein, achtzig Stunden Sozialarbeit in einem Altenpflegeheim. Damit käme sie noch glimpflich davon, meinte der Jugendrichter und verdonnerte sogar ihren Bruder zu einer Geldstrafe, weil Norbert seine Schlüssel auf die Garderobe gelegt hatte.

Der Richter meinte, nach der vorangegangenen Bettelei habe Norbert damit rechnen müssen, dass sie die Schlüssel nahm, vor allem, weil er sie bei der Suche nach einem anderen Autoschlüssel erwischt hatte. Einem jungen Mädchen so eine Rennmaschine zur Verfügung zu stellen, dürfe nicht ungestraft bleiben. Und wenn Norbert jetzt

noch einmal den Mund aufmache, käme noch eine Ordnungshaft dazu.

Ihr Bruder legte sich in der Verhandlung mit allen Leuten an, bezweifelte die Erkenntnisse des Verkehrssachverständigen und die Aussage des Unfallzeugen, der keine Enten auf der Straße gesehen hatte. Er kannte Marko Stichler seit acht Jahren. Im September 1982 waren sie zum ersten Mal vor einer Diskothek am Clodwigplatz aneinander geraten, weil Norbert sein Auto nicht vorschriftsmäßig geparkt hatte.

Obwohl der Richter ihm bereits dreimal den Mund verboten hatte, erklärte Norbert auch noch: «Da hielt der mir einen Vortrag, ich würde eine Feuerwehrzufahrt blockieren. Das ging ihn doch einen Dreck an. Meine Kumpels haben ihm das auch klargemacht. Und jetzt lässt er seine Wut an meiner Schwester aus. Kann doch gar nicht sein, was er behauptet. Wenn Karen ihn unmittelbar vor der Kurve mit hundertzwanzig überholt hätte, wäre sie in die Botanik geflogen. Warum probiert das nicht mal einer aus? Ich kann Ihnen genau sagen, wie es passiert ist. Er hat mein Auto erkannt und sie gejagt. Ist doch logisch, dass ein junges Mädchen in Panik gerät, wenn plötzlich einer wie der Teufel hinter ihr her ist. Da hat sie wahrscheinlich mehr in den Rückspiegel geschaut als nach vorne.»

Der Jugendrichter ärgerte sich maßlos über Norberts ständige Einwürfe, und letztlich schlug sich das im Urteil gegen sie nieder. Aber für sie war das bedeutungslos.

In unzähligen Nächten stand sie in der Diskothek, hörte Lis Stimme, von lauter Musik zerhackt, über Jasmins Vater sprechen, jedenfalls verstand sie es so, aber sie verstand längst nicht alles. Li sprach nicht mit ihr, sondern mit der jungen Frau, die zusammen mit ihr an der Theke bediente. Sie hörte sich selbst zu Li sagen: «Ich glaube,

wir beide sollten mal in Ruhe reden.» Hörte Li mit diesem Ton von Unbehagen fragen: «Bist du etwa Norberts Schwester?» Dann liefen sie nebeneinander durch den Regen, zu zweit unter einem Schirm.

Und jeden Morgen, in diesen zwei Sekunden, bevor sie die Augen öffnete, sah sie das Blut, diesen Schmierstreifen an der Windschutzscheibe.

Sie versagte in der Schule, schaffte das Abitur auch mit Nachprüfungen nicht. Von den achtzig Stunden Sozialarbeit arbeitete sie vielleicht zehn und saß den Rest ab am Bett eines alten Mannes, dem sie unentwegt erklärte, wie Leid ihr das alles täte.

In der Nachbarschaft wurde getuschelt. Christa mochte über den Unfall schweigen wie ein Grab, es fiel jedem auf, dass Norbert nicht mehr seinen heiß geliebten Ford Taunus fuhr, sondern den alten Kleinwagen, den er für Karen hergerichtet hatte. Die Kundinnen, die Christa in ihrer Küche bediente, stellten unangenehme Fragen, wenn sie Karen zu Gesicht bekamen.

Sie ließ sich gehen, wusch sich tagelang nicht die Haare. Oft lief sie noch weit nach Mittag im Nachthemd herum, schnappte sich manchmal ihre kleine Tochter und sagte: «Ich hab dich so lieb, Schätzchen. Ich hab dich so furchtbar lieb. Daran wird sich auch nie etwas ändern.» Dabei drückte sie das Kind so fest an sich, dass Jasmin vor Schmerz ihr Gesichtchen verzog.

Nachdem sich die Hoffnung zerschlagen hatte, dass sie doch noch das Abitur schaffte, suchte Christa Ausbildungsplätze für sie und nahm, was sich gerade bot, drei Frisörsalons, eine Rechtsanwaltskanzlei und einen Drogeriemarkt. Schon nach wenigen Wochen verlor sie jede Stelle wieder. In einem Frisörsalon hielt sie einer Kundin den Wasserstrahl ins Gesicht, statt der Frau die

Haare zu waschen. Beim Rechtsanwalt tippte sie keine Schriftsätze, sondern romantische Liebesgeschichten mit italienischen Austauschschülern. Im Drogeriemarkt stand sie stundenlang vor einem Regal mit kleinen, bunten Glasenten. Sprach man sie an, verlangte sie wie im Krankenhaus: «Scheuch doch mal die Enten weg, damit ich sehe, was da los ist.»

Es gab Tage, da erschien sie gar nicht erst zur Arbeit, trieb sich in Köln herum. Wenn es regnete, setzte sie sich in ein Café und bestellte sich einen Cappuccino, auch wenn sie keinen Pfennig Geld in der Tasche hatte. Wenn es ans Bezahlen ging, verwies sie auf ihre Freundin. Und wenn man sie darauf aufmerksam machte, dass sie allein am Tisch saß, erzählte sie von Li und dem Vormittag im Regen, da hätten sie sich auch einen Cappuccino gegönnt und offen über Jasmins Vater gesprochen.

«Ich wollte nicht, dass sie sich mit ihm traf», sagte sie einmal. «Sie behauptete, ich hätte in der Diskothek etwas missverstanden. Aber ich habe ganz genau verstanden, dass sie mit ihm geschlafen hatte. Und dabei hat er ihr von meinem Höschen erzählt. Er hat es mitgenommen, als Andenken. Es war nur ein einfaches, weißes, davon hatte ich viele. Meine Mutter hat es nicht vermisst.»

Manche hielten sie für geisteskrank. Zweimal wurde die Polizei gerufen, weil man sich nicht mit ihr auseinander setzen wollte. Oft musste Norbert am Abend losfahren, um sie zu suchen. Ab dem Frühjahr 1992 fand er sie meist in der Agentur Stichler.

Marko Stichlers Stiefmutter bot ihr, was sie bei Christa vermisste, Verständnis und ein geduldiges Ohr. Dass sich an ihrem Zustand noch etwas änderte, war größtenteils dieser Frau zu verdanken. Doch von Dankbarkeit dieser Frau gegenüber war ihre Familie anfangs weit entfernt. Marko Stichler war schließlich der Feind, der Unfallzeuge.

Und genau genommen lief Karen seinetwegen zur Agentur. Christa verstand nicht, was ihre Tochter sich von dem Mann erhoffte, der gegen sie ausgesagt hatte.

Norbert erklärte es hundertmal. «Herrgott, Mama, er hat gesehen, wie sie den Radfahrer umgenietet hat. Und sie will wissen, wie das passieren konnte. Ist doch verständlich, oder?»

«Und was ändert sich, wenn sie es weiß?», hielt Christa dagegen. «Davon wird der alte Mann auch nicht wieder lebendig. Das dumme Ding, hätte sie nicht besser ein paar Enten plattfahren können, wenn denn da welche gewesen sein sollten?» Christa zog es vor, Dinge, die man nicht ändern konnte, einfach auf sich beruhen zu lassen.

Das konnte Karen nicht. Und das war es nicht allein. Sie wollte von zu Hause weg, meinte oft, es keinen Tag länger zu ertragen. Jeden Morgen das Blut vor Augen und Lis Stimme im Ohr, überdröhnt von lauter Musik. «Ein romantisches Fleckchen in der Nähe von Kürten-Biesfeld. Hoffentlich setzt der Typ nicht zu sehr auf Romantik. Um vier will ich ihn los sein. Ich habe noch was anderes zu erledigen.»

Und jeden Morgen die Frage, warum sie den Radfahrer nicht gesehen und den Aufprall nicht gehört hatte. Aber Marko Stichler hatte es gesehen, hatte in seinem Kopf, was ihr fehlte.

In den ersten Monaten wollte er allerdings nichts mit ihr zu tun haben, wurde jedes Mal wütend, wenn sie bei seiner Stiefmutter saß und er sie zu Gesicht bekam. «Was will die schon wieder hier? Hatte ich dir nicht gesagt, du sollst sie mir vom Leib halten?»

«Sie will doch nur eine Antwort», sagte seine Stiefmutter regelmäßig.

«Und warum fragt sie nicht ihren Bruder? In der

Verhandlung wusste der doch alles ganz genau. Es wäre vielleicht interessant, zu erfahren, warum sie ihm nicht glaubt.»

Für Marko war sie nur die Schwester eines Mannes, den er nicht ausstehen konnte. Dass sie sich anderthalb Jahre nach dem Unfall noch mit Schuldgefühlen quälte, konnte er sich nicht vorstellen. Er unterstellte ihr, sie wolle nur Karriere machen. Seine Stiefmutter vermittelte junge Frauen und Männer als Models für kleine Versandhauskataloge und Werbeprospekte von Kaufhäusern. Er war Fotograf.

Als er sie mit seinem abweisenden Verhalten nicht los wurde, bot er ihr Aufnahmen an. Bademoden für den nächsten Frühjahrskatalog. Das war Anfang September 1992. Meist wurden solche Aufnahmen im Studio gemacht, aber er fuhr mit ihr in die Eifel, an einen kleinen See in der Nähe von Blankenheim. Während der Fahrt sprach er kein Wort. Dann nörgelte er herum, weil sie zu steif war, sich nicht bewegen konnte wie ein Model.

Schließlich wurde es ihr zu viel. Ehe er es verhindern konnte, lief sie ins Wasser und rief: «Komm her und ersäuf mich, das wolltest du doch vor zwei Jahren schon tun!»

Es war ein angenehm milder Tag, die Lufttemperatur lag noch bei vierundzwanzig Grad. Aber das Wasser war eisig kalt und auch gleich sehr tief, das hatte sie nicht erwartet. Sie strampelte in einem knappen Bikini herum und bekam kaum Luft. Marko stand ein paar Meter entfernt am Ufer, drückte unentwegt auf den Auslöser, während sie schrie: «Leg endlich die blöde Kamera weg und komm her, dann hast du deine Ruhe!»

«Erst die Arbeit, dann das Vergnügen», rief er zurück. «Stell dich hin, ich brauche den Bikini.»

«Hier kann man nicht stehen!», schrie sie. «Es ist zu tief.»

«Dann komm raus!», rief er ungeduldig. «Jetzt mach schon. Du siehst bereits aus wie eine Leiche. Komm raus da, sonst holst du dir wirklich noch den Tod.»

«Vielleicht will ich das!», schrie sie. «Nur damit du siehst, wie es ist, wenn man einen Menschen auf dem Gewissen hat.»

Er lachte. «Bildest du dir ein, ich würde eine dumme Gans auf mein Gewissen nehmen?»

Dann nahm er die Kamera herunter, drehte sich um, ging zu seinem Auto und rief: «Viel Spaß noch. Soll ich deinen Bruder verständigen, oder soll ich es der Polizei überlassen?»

«Du arroganter Mistkerl!», brüllte sie hinter ihm her.

Er stockte, kam zurück, bis dicht ans Wasser. «Wie hast du mich gerade genannt?», fragte er und klang so verwundert dabei.

«Arroganter Mistkerl», wiederholte sie. «Oder ist dir selbstherrlicher Arsch lieber? Das passt auch gut. Dir läuft die Gerechtigkeit am Hintern raus, andere nennen das Durchfall.»

Er lachte noch einmal. «Mutig», sagte er und nickte anerkennend. «Wirklich sehr mutig. Was denkst du? Dass du mich nur richtig provozieren musst, damit ich dir den Gefallen tue? Habt ihr keine Badewanne? Warum suchst du dir nicht ein schönes Plätzchen am Rhein? Es wird ja wohl andere Möglichkeiten geben, wenn du mit dir selbst nicht klarkommst.»

In dem Moment hasste sie ihn. Als sie aus dem Wasser stieg und er dabei unentwegt auf den Auslöser drückte, hasste sie ihn so sehr wie nie zuvor einen Menschen. Es

war, als hätte er sie geschlagen mit seinem amüsierten Lachen.

Er hatte Handtücher im Auto. Zum Aufwärmen gab er ihr einen dick gefütterten Jogginganzug, der noch in der Verpackung war. Dann schaute er mit spöttischem Lächeln zu, wie sie den nassen Bikini auszog und in den Anzug schlüpfte. Er war ihr viel zu groß, aber er war warm. Und Marko sagte: «Leben ist doch schöner als sterben, oder?»

Sie weinte und zitterte noch am ganzen Leib, als er sie zurück nach Sindorf fuhr und seine Hoffnung ausdrückte, sie würde ihn nun endlich in Ruhe lassen.

Hätte sie vielleicht auch, wenn Norbert nicht so wütend geworden wäre. Er war im Hof damit beschäftigt, sein Wohnmobil zu beladen. Ihre Haare waren noch nass, die Lippen blau, die Augen rot geweint. Und Norbert wollte wissen, warum sie so verfroren und verheult aussah, einen viel zu großen Jogginganzug auf dem Leib und ihre Kleider unter dem Arm trug. Sie erzählte ihm nur, Marko habe Aufnahmen gemacht, und das Wasser sei so kalt gewesen.

«Aufnahmen?», tobte er. «Im Wasser? Was fällt dem ein? Der spinnt wohl. Guck mal in einen Katalog. Dem werde ich was erzählen.»

Er fuhr sofort nach Köln, traf Marko jedoch nicht an. Als er zwei Wochen später aus dem Urlaub zurückkam, probierte er es nochmal ohne Erfolg und regte sich weiter auf, bis Karlheinz Anfang Oktober zu Christas Geburtstag nach Hause kam.

Dann fuhr ihr Vater nach Köln, um Marko zur Rede zu stellen. Als Karlheinz hörte, wie es tatsächlich gewesen war, sah die Sache für ihn anders aus, für Marko auch. Er kam ein paar Tage später nach Sindorf und entschuldigte

sich bei ihr in aller Form für sein garstiges Verhalten in den vergangenen sechs Monaten.

Karlheinz hatte ihm viel erzählt, auch gesagt, sie sei weder rücksichtslos noch karrieresüchtig, sie habe nur viel Pech gehabt. Zuerst der Austauschschüler – oder irgendein anderer, der ein fünfzehnjähriges Mädchen verführte und sich aus der Verantwortung stahl. Dann diese angeblich chinesische Freundin, die ihr ein heimliches Rendezvous im Bergischen Land schmackhaft machte, sie aber wahrscheinlich nur verarschte. Norbert sah es so.

Ihr Vater spielte damals mit dem Gedanken, sie zu sich zu nehmen und dafür zu sorgen, dass sie in therapeutische Behandlung kam, was Christa für überflüssig hielt. Ihr hatte der Arzt im Krankenhaus erklärt, es dauere eine Weile, eine traumatische Erfahrung zu verarbeiten. Eine Weile! Inzwischen waren es zwei Jahre, höchste Zeit, dass sie kompetente Hilfe bekam, fand Karlheinz. Bei Christa biss er mit seiner Ansicht auf Granit. Ihr war schon der Ausdruck Psychologe suspekt, nur eine andere Bezeichnung für Irrenarzt. Aber wenn er sie zu sich nähme, konnte Christa darüber denken, was sie wollte.

Es gab nur ein Problem, Karlheinz hatte keine Wohnung, weil seine Einsatzorte ständig wechselten. Früher hatte er in Hotels oder Pensionen gelebt. Nach der Scheidung hatte er sich auch ein Wohnmobil gekauft, das gleiche Modell wie Norbert. Es wäre durchaus Platz gewesen für zwei. Nur wollte er ihr so ein unstetes Leben nicht zumuten und zuerst eine Wohnung suchen.

Doch wie das bei Karlheinz so war, geschah erst einmal nichts. Und allmählich kamen Karen und Marko sich näher. Es war nicht so, dass sie sich in ihn verliebte. Aber rein äußerlich war er derselbe Typ wie Norbert, das machte ihn ihr vertraut. Vom Gesicht her gab es zwar keine große Ähnlichkeit, doch sie waren beide mittelgroß,

schlank und dunkelhaarig, hatten beide ein schmales Gesicht, waren im selben Alter. Vielleicht hatte sie auch deshalb auf dem Kartoffelacker gedacht, da käme ihr Bruder auf sie zugestürzt.

Der Geisterjäger

Im Frühjahr 1993, als aus Karen und Marko Stichler ein Paar wurde, wenn auch keins im üblichen Sinne, maß Thomas Scheib der Lücke 1990 noch keine besondere Bedeutung zu. Bei dem ohnehin großen Zeitabstand mochte der Täter einen Termin übersprungen haben, vielleicht gezwungenermaßen, er konnte in Haft gewesen sein, viele Triebtäter wurden schon früh auffällig. Oder er hatte im September 1990 ein Opfer gefunden, das niemand vermisste, irgendeine Randexistenz.

Im März sprach er zum ersten Mal mit Doktor Lukas Wagenbach über seine Vermutungen. Wagenbach war ein erfahrener Kriminalpsychologe, damals Ende vierzig. In Fachkreisen genoss er einen ausgezeichneten Ruf. Ermittler aus allen Regionen wandten sich an ihn, wenn sie bei einem Mordfall nicht weiter wussten.

Wagenbach hörte Scheib zu, winkte jedoch rasch ab. Vier Opfer? Aber nur eine Leiche und die auch noch aus Scheibs persönlicher Umgebung? Da sollte man mit Spekulationen vorsichtig sein. Dass ein Mörder alle zwei Jahre hunderte von Kilometern fuhr, um zu einem bestimmten Termin eine Frau zu töten und die Leiche so zu verstecken, dass sie nur durch einen großen Zufall – oder ein Rudel Wildschweine – wieder auftauchte, von solch einem Fall hatte Wagenbach noch nie gehört.

Das war für Scheib kein Argument. Wagenbach riet ihm in väterlich gönnerhaftem Ton, es einmal mit einem anderen Datum zu probieren, dem 21. März oder dem 18. Juli. Bei einigen tausend vermissten Personen bekäme er da auch rasch etliche Namen zusammen und würde wahrscheinlich auch ein paar Gemeinsamkeiten finden.

Scheib ließ sich nicht beeindrucken. Er wandte sich an die lokalen Polizeibehörden. Aber was hatte er in der Hand? Ein Datum, eine Stadt in Italien, eine Leiche und drei vermisste junge Frauen. Dass Angela Karpeling, Silvia Lenz und Marion Schneider im Ausland etwas zugestoßen sein könnte, zog er nicht in Betracht. Über Leichenfunde wäre das BKA durch Interpol informiert worden. Und Elisabeth Brandow war niemals bis Rom gekommen. Deshalb war er überzeugt, dass die drei anderen ebenfalls in der näheren Umgebung ihrer Wohnorte verscharrt worden waren.

Doch niemand war bereit, unzählige Hektar Wald absuchen zu lassen, nur weil ein junger BKA-Beamter eine Theorie hatte. Vielleicht hätte es um die Bereitschaft anders ausgesehen, wenn ein erfahrener Kriminalpsychologe solch eine Aktion befürwortet hätte. Aber daran dachte Wagenbach nicht im Traum, im Gegenteil, er mahnte, sich nicht in die Arbeit der örtlichen Polizeibehörden einzumischen.

Scheib ignorierte den Rat, bemühte sich auf eigene Faust, mehr über die drei Vermissten und ihre Kontakte zu erfahren. In Begleitung seiner Frau verbrachte er einige Wochenenden in Bielefeld, Stuttgart und Lübeck. Wenn Claudia dabei war, hatte es ein wenig den Anschein von Ausflügen eines jungen Ehepaares und ersparte ihm das schlechte Gewissen ihr gegenüber.

Der Polizei vor Ort blieben seine Aktivitäten nicht lange verborgen, weil die Angehörigen meist bei ihnen nachfragten, wenn er sie besucht hatte. Erfreut zeigte sich niemand von seinen Recherchen. Keiner wollte sich nachsagen lassen, er habe schlampig gearbeitet, etwas Wesentliches übersehen oder das Naheliegende nicht sehen wollen. Doch immerhin erklärten sich seine Bemühungen mit dem Posten in der zentralen Vermissten-

stelle des BKA. Niemand fragte nach einer offiziellen Weisungsbefugnis. Es kam auch niemand auf den Gedanken, sich in Wiesbaden über ihn zu beschweren.

Er durchleuchtete gründlich die persönlichen Verhältnisse der drei Frauen, befragte Freunde, ehemalige Arbeitskollegen und Familienangehörige. Nach der langen Zeit erinnerte sich kaum noch jemand an etwas Konkretes, ein wichtiges Detail erfuhr er trotzdem: Zeitungen!

Angela Karpeling aus Bielefeld hatte sich 1986 nicht auf eine Annonce beworben, sondern selbst eine Kleinanzeige aufgegeben. «Reiselustige junge Frau sucht …» Bei den Sachen, die ihre Eltern aus ihrer Wohnung geholt und aufgehoben hatten, fand sich ein entsprechender Beleg. In Stuttgart stieß er auf einige Artikel der Volontärin Silvia Lenz aus dem Jahr 1988, die mit ihrem Namen gezeichnet waren.

Marion Schneider aus Lübeck hatte 1992 ebenfalls eine Kleinanzeige aufgegeben, daran erinnerte sich ihre Schwester. Sechs Wochen vor ihrer Abreise hatte Marion einen Käufer für ihr Auto gesucht, weil sie arbeitslos geworden war und den Wagen nicht mehr unterhalten konnte. Verkauft worden war das Fahrzeug an einen professionellen Händler. Aber es hatte mehrere Interessenten gegeben. Und mit einem hatte Marion sich am Telefon verabredet, das wusste ihre Schwester auch noch. Kurz darauf hatte sie dann begonnen, von dem tollen Job in Rom zu schwärmen.

Nur Elisabeth Brandow schien ihren Mörder auf andere Weise kennen gelernt zu haben. Daraus schloss er, dass sie möglicherweise das erste Opfer gewesen war. Und für den ersten Mord war der Täter nicht hunderte von Kilometern gefahren. Es war anzunehmen, dass er sein erstes Opfer in seiner so genannten Komfortzone gefunden hatte. Damit war ein Gebiet mit einem Radius von etwa dreißig

Kilometern rund um den Wohnort des Mörders gemeint. Und das bedeutete, er stammte vielleicht aus Würzburg oder der Umgebung.

Scheib war kein Fachmann auf dem Gebiet, aber er hatte doch eine Menge über Serienmörder gelesen und intuitiv das Richtige getan, Opferprofile erstellt, die Rückschlüsse auf den Täter erlaubten. Keine der vier Frauen hatte einer der einschlägigen Risikogruppen angehört wie Prostituierte, alte Menschen oder Kinder. Alle hatten sie in gutbürgerlichen Milieus gelebt und Selbstbewusstsein entwickelt. Sie waren keine Opfer spontaner Überfälle.

Der Mörder hatte sich um ihr Vertrauen bemüht. Er musste eine gute Allgemeinbildung besitzen und stammte vermutlich wie die vier Frauen aus der Mittelschicht. Scheib unterstellte ihm Charisma, Wortgewandtheit, Risikobewusstsein und Intelligenz – Eigenschaften, die für die Art der Taten unabdingbar waren. Er durfte weder durch ein körperliches Gebrechen noch einen Sprachfehler gehandicapt sein. Wer am Telefon stotterte, überzeugte nicht. Wer körperlich nicht in guter Verfassung oder irgendwie verunstaltet war, brachte eine junge Frau wie Elisabeth nicht dazu, für eine Fahrt nach Rom in seinen Wagen zu steigen.

Allmählich gewann Scheib eine konkrete Vorstellung des Täters, von dessen Motiven und seinem familiären Hintergrund. Dazu gab es ausgiebige Untersuchungen. Fast immer dominierten die Mütter, Väter waren meist abwesend oder unterdrückt worden. Der Mörder hatte nie eine männliche Leitfigur gehabt, jedenfalls nicht im positiven Sinne.

Es mochte ein oder zwei jüngere Geschwister geben – weiblich, schätzte Scheib, die dem Mörder stets vorgezogen worden waren, für die er schon als Heranwachsender Verantwortung übernehmen musste, weil es der Mutter an

Zeit fehlte. Sie war berufstätig und verlangte vom Sohn Unterstützung, zwang ihn früh in einen ungeliebten Beruf, um die Lebensqualität der gesamten Familie zu verbessern. Im Gegensatz zu ihm durften seine Schwestern später auswählen und sich Zeit lassen, weil die Mutter ihre Töchter unabhängig machen wollte.

Darin sah Scheib das Motiv. Die Fixierung auf den 14. September musste ihren Grund in einem gravierenden Ereignis haben. Welcher Art das gewesen sein könnte, da hatte er allerdings noch nicht die geringste Vorstellung. Auch den Zweijahresrhythmus konnte er sich nicht erklären, aber im September 1994 würde es das nächste Mal passieren, da war er sicher.

Vergangenheitsbewältigung

Während Thomas Scheib seine Theorie und ein erstes Täterprofil entwickelte, überall auf Ablehnung oder Widerstand stieß und mit einem Gefühl von Ohnmacht dem Spätsommer entgegensah, packte Karen ihre Sachen, um nach Köln zu ziehen. Das war im Frühjahr 1994. Ihr Vater war der Einzige, der ihr Glück wünschte. Norbert meinte, sie mache den Fehler ihres Lebens. Und Christa geriet völlig außer sich.

Marko Stichler war nicht der Schwiegersohn, den Christa sich wünschte. Dass er zehn Jahre älter war als Karen, störte sie nicht. Ältere Männer hielt sie für reifer und verständiger. Aber die Verhältnisse in der Familie Stichler fand sie unmöglich.

Markos Mutter war bei seiner Geburt gestorben. Sein Vater hatte ihn bei einer unverheirateten Großtante in der Eifel abgeliefert. Als Marko drei Jahre alt war, heiratete sein Vater zum zweiten Mal, ein Model!

Margo hieß eigentlich Margot und hatte nur in jungen Jahren ein paar Mal in der Provinz auf einem Laufsteg gestanden und für Versandhauskataloge posiert. Margo brachte eine uneheliche Tochter mit in die Ehe, Rabea. Merkwürdiger Name für ein Mädchen, fand Christa. Rabea war ein Jahr jünger gewesen als Marko und 1979 im Alter von sechzehn Jahren gestorben. Um die Todesursache wurde ein Geheimnis gemacht, sodass man zwangsläufig auf komische Gedanken kam: vielleicht Aids, damit hatte es ja damals begonnen, und Rabeas Vater war ein Farbiger gewesen.

Von Markos Vater hatte Margo 1975 noch eine Tochter bekommen, Jona, auch kein vernünftiger Name für ein

Mädchen, fand Christa. Ein halbes Jahr nach Rabeas Tod hatte Markos Vater Frau und Sohn verlassen und die kleine Jona mit nach Italien genommen.

Das waren doch keine Zustände. Jona hätte zur Mutter gehört und Marko zum Vater.

Erschwerend hinzu kam, dass Marko keinen seriösen Beruf ausübte. Freiberuflicher Fotograf! Von freiberuflich konnte schon mal gar nicht die Rede sein, auch wenn er ständig unterwegs war, um irgendwelche Leute abzulichten. Er verdiente sein Geld hauptsächlich in Margos Agentur. Handwerklich war er völlig unbegabt, konnte keinen Nagel gerade in die Wand schlagen und hatte Schwierigkeiten, wenn er einen Autoreifen wechseln sollte. Das gab er auch noch offen zu mit einem so amüsierten Unterton, als blicke er auf Gerüstbauer und Kfz-Mechaniker herab.

«Wenn es mal zum Streit kommt zwischen ihm und Margot», sagte Christa, als Karen ihren Koffer schloss, «steht er auf der Straße und du gleich mit. Er arbeitet ja nicht nur für sie, er lebt auch noch bei ihr.»

Bei Margo war auch Platz genug. Sie hatte eine geräumige Altbauwohnung über den Räumen der Agentur. Aber selbst wenn sie eine Villa gehabt hätte oder ein Mehrfamilienhaus, nichts, was Marko betraf, fand zu Anfang Gnade in Christas Augen. Über alles regte sie sich auf, sogar über seinen Traum, einmal künstlerisch zu arbeiten. Irgendwann wollte er einen Bildband mit Naturaufnahmen herausbringen, notfalls auf eigene Kosten, wenn sich kein Verleger dafür fand. Bäume, Bäche, Wiesen, ganz ruhige Eindrücke, bei deren Betrachtung man abschalten konnte.

«So was kauft doch kein vernünftiger Mensch», sagte Christa und prophezeite Karen an Markos Seite den

totalen Untergang. Ein Mann, der meist von karrieresüchtigen und halb nackten Frauen umgeben war, da musste man davon ausgehen, dass er noch ganz andere Stellen drückte als nur den Auslöser seiner Nikon oder Canon. Dass er Karen sitzen ließ oder wieder nach Hause schickte, wenn er ihrer überdrüssig wurde. Und dann waren es vermutlich zwei Kinder, die Christa am Bein hatte.

Dass Marko es ernst meinen könnte, glaubte Christa keine Sekunde lang. Aber genau das tat er, und das war vielleicht das Schlimmste. Er sprach nicht nur von Hochzeit, wollte auch unbedingt Jasmin adoptieren, vertrat die Ansicht, ein Kind gehöre zur Mutter. So hatte Christa es ebenfalls gesehen, als es um Markos Halbschwester ging. Nun war das natürlich etwas anderes. Das geliebte Enkelkind hergeben, das vom Tag seiner Geburt an wie ihr eigenes gewesen war, den Nachbarn und der Kundschaft erklären müssen, warum das Nesthäkchen zur «älteren Schwester» nach Köln zog, was für eine Blamage.

Wochenlang jammerte Christa, sah Jasmin schon als Model für Kinderbademoden in kleinen Versandhauskatalogen, mit Austauschschülern herumlungern, mit sechzehn oder achtzehn schwanger werden. Diese Tradition musste nun wirklich nicht fortgesetzt werden. Abgesehen davon wollte Jasmin auch nicht adoptiert werden. «Ich mag nicht Stichler heißen», sagte sie. «Dann weiß doch keiner mehr, wer ich bin.» In Köln leben wollte Jasmin auch nicht. Sie wollte bei «Mama» bleiben, hatte ihre Großmutter vom ersten Moment an Mama genannt. Karlheinz war Papa, Karen war immer nur Karen.

Margo gelang es mit viel Überredungskunst, ihrem Stiefsohn die Adoption auszureden. Sie meinte, eine Ehe mit Kindern zu beginnen, sei nicht das Wahre, man brauche zuerst etwas Zeit für sich selbst und müsse auch den

Willen des Kindes respektieren, so schwer das auch fiele.

Es fiel Karen sehr schwer, auf ihre Tochter zu verzichten. Es gab keinen Menschen, den sie mehr liebte als dieses Kind, das ihr so ähnlich war wie ein Zwilling. Aber ihre Mutter hielt Margo von da an für eine vernünftige Frau.

«Irgendwie kann sie einem ja Leid tun», sagte Christa. «Wenn ich mir vorstelle, ein Kind stirbt, der Mann lässt sie sitzen und nimmt die jüngste Tochter mit ins Ausland. Das steckt man nicht so leicht weg. Da kann man von Glück sagen, dass Marko alt genug war, um selbst zu entscheiden, bei wem er leben wollte.»

Und dann vermutete Christa, dass Margo die Liebe und Treue ihres Stiefsohnes mit dem Weglassen des letzten Buchstabens ihres Namens honorierte. Ohne das T am Ende klang es so ähnlich und zeugte von Verbundenheit. Und wenn Margo es gerne so hören wollte, warum nicht? Immerhin war es Margos Verdienst, dass Christa ihr «jüngstes Kind» behalten und aller Welt erzählen durfte, es ginge Karen gut.

Das tat es. Schon in den ersten Wochen nach ihrem Umzug blühte sie auf. Sie half in der Agentur, zu Anfang nur im Sekretariat. Marko wäre es lieber gewesen, sie hätte sich in einer Schauspielschule angemeldet. Karlheinz hatte ihm erzählt, dass ihr ganzes Herz an der Bühne hing, seit sie zum ersten Mal als Maria auf einem mit Tannengrün geschmückten Podest gestanden hatte. Doch das traute sie sich nicht mehr zu.

«Mit Schreibarbeiten bist du doch unterfordert, Schatz», sagte Marko. Im Grunde hatte er Recht, aber sie war froh, dass sie sich sinnvoll beschäftigen konnte. Und sie beschränkte sich nicht darauf, für Margos Sekretärin Briefe nach Diktat zu tippen. Damit war sie immer sehr

schnell fertig.

In der übrigen Zeit verarbeitete sie ihre frühe Mutterschaft und den Tod des Radfahrers auf ihre Weise. Sie schrieb ihr Leben komplett um, tippte bittersüße Geschichten von Liebe und Leid, von Freundschaft und Schuld. Marko war viel unterwegs, er bekam nichts davon mit.

Und Margo hatte nichts dagegen, sah in ihr einen Ersatz für die verlorenen Töchter und ließ ihr jede Freiheit. Auch sie hatte es nicht leicht gehabt. In jungen Jahren der Kampf ums Überleben in einem harten Job, dann die Schwangerschaft mit Rabea, die das Ende ihrer Karriere als Model bedeutete. Die ersten Versuche, sich mit einer kleinen Agentur selbständig zu machen, wobei sie Markos Vater kennen lernte. Die große Liebe war es nicht gewesen, nur eine Notgemeinschaft. Eine junge Frau mit einer kleinen Tochter, die sie kaum ernähren konnte. Und ein Mann, der seinen Sohn bei einer verschrobenen Großtante aufwachsen lassen musste, die seine Windeln nur im äußersten Notfall wechselte, weil sie keine Waschmaschine besaß. Und dann hatte die Tante die Windeln auf dem Küchenherd ausgekocht – in einem Sanitärreiniger, damit sie wieder richtig weiß wurden. Dass Marko die alte Frau immer noch regelmäßig besuchte, um zu sehen, ob es ihr gut ging oder sie irgendwas brauchte, verstand Margo nicht.

«Armes, kleines Kerlchen», sagte Margo einmal. «Als ich ihn bekam, war sein ganzer Körper mit Ekzemen übersät. Sein Po war eine einzige, blutige Wunde. Er hatte noch nie einen Riegel Schokolade in der Hand gehalten, war völlig verschüchtert und verstört. Aber heute hört er das nicht mehr gerne.»

«Ich werde es ihm nicht erzählen», antwortete Karen und tat das auch nie. Was Margo ihr erzählte, wenn sie abends

alleine in der großen Wohnung saßen, war für sie ein Vertrauensbeweis. Und sie fand, dass sie Margo einiges schuldete für dieses Vertrauen und die Geduld.

Margo übertrug ihr mehr und mehr Verantwortung. Kurz vor ihrem Einzug war es Margo gelungen, eines ihrer Mädchen in einer Fernsehserie unterzubringen, nur in einer winzigen Nebenrolle. Trotzdem war es ein großer Erfolg für die Agentur, der weitere Erfolge nach sich zog. Seitdem ging es nicht mehr nur um Werbeprospekte und kleine Versandhauskataloge.

Das blieb zwar vorerst die Haupteinnahmequelle, doch daneben knüpfte Margo weitere Kontakte zu Produktionsfirmen für Film und Fernsehen, betreute nun auch ein paar Schauspielerinnen und Schauspieler, hauptsächlich für Werbung. Was wiederum zur Folge hatte, dass die Models, die schon bei ihr unter Vertrag waren, nicht so rasch zu größeren Agenturen mit prestigeträchtigeren Kunden wechseln wollten.

Das war für Margo immer ein Problem gewesen. Die wirklich guten Leute blieben selten länger als ein oder zwei Jahre bei ihr, weil die kleinen Firmen, von denen sie ihre Aufträge bekam, keine teuren Locations zahlen wollten. Für große Kataloge flogen die Teams schon mal nach Barcelona oder Mallorca. Wenn Marko auf Außenaufnahmen bestand, musste er sich auf die nähere Umgebung beschränken.

Zur Agentur gehörten zwei große Kellerräume, das Archiv. Darin stapelten sich die Kataloge, in denen Frauen und Männer abgebildet waren, die Margo kurzzeitig unter Vertrag gehabt hatte. Mit der Aussicht auf Film – und sei es nur für ein Waschmittel oder einen Haarfestiger – sah das anders aus. Nun wurden sogar Anzeigen geschaltet, um neue Talente zu finden. Bei viel versprechenden Bewerbungen fuhr Marko eigens los, um agenturtaugliche

Aufnahmen zu machen.

Die Vorauswahl zu treffen, wurde ab Juli 1994 zu Karens Aufgabe. Dass sie noch einmal auf einer Bühne stehen würde, glaubte sie nicht. Vor einer Kamera, das hatte sie nie gewollt, nicht als Model, nicht in einer Fernsehserie, schon gar nicht in einem Werbespot. Aber wenn andere davon träumten, konnte sie helfen, ein paar kleine Träume zu verwirklichen.

Norbert kam oft am späten Nachmittag vorbei, wenn er in der Werkstatt Feierabend hatte. Die Agentur lag für ihn auf dem Heimweg. Meist saß sie noch vor einem Haufen Bewerbungsschreiben und Fotos, wenn er hereinkam. Er schaute ihr gerne bei der Arbeit zu, betrachtete die Fotos, die sie aussortierte, und wollte wissen, was sie gegen dieses oder jenes Gesicht einzuwenden habe. Er fand sie fast alle ausnehmend hübsch. Häufig fischte er auch einen Brief, den sie gerade in den Papierkorb befördert hatte, wieder heraus und wollte wissen, warum sie abgesagt hatte. Er hielt sie für ein bisschen streng, freute sich aber, dass ihr Selbstbewusstsein so gestiegen war.

Einmal in der Woche fuhr sie mit dem Zug nach Sindorf, verbrachte den Nachmittag mit Jasmin und hinterließ auch bei Christa einen guten Eindruck. Sie war immer tadellos frisiert und schick gekleidet, saß ja nun direkt an der Quelle. Wenn Aufnahmen für einen Katalog beendet waren, konnten die Models die Sachen häufig für einen Spottpreis kaufen. Das meiste war ihre Größe. Und Margo sorgte dafür, dass sie sich die besten Teile aussuchte, ein Gefühl für richtige Eleganz entwickelte.

Sie machte Schularbeiten mit Jasmin, obwohl es nicht nötig war, dem Kind dabei zu helfen. Jasmin war nicht nur ihr Ebenbild, sie trat auch in puncto Begabung in die Fußstapfen ihrer Mutter. Und sie konnte bis fünfzig zählen, als sie eingeschult wurde.

Abends saßen sie alle zusammen. Sie wartete darauf, dass ihr Vater anrief, das tat Karlheinz regelmäßig dreimal in der Woche, als ob es nie eine Scheidung gegeben hätte. Wenn er sich meldete, schwärmte sie ihm von ihrer Arbeit vor. Karlheinz war glücklich, weil sie zufrieden war.

Getrübt wurde die allgemeine Harmonie nur einmal, als der Hochzeitstermin festgesetzt werden sollte. Anfang September wäre Marko am liebsten gewesen, er wollte auch unbedingt seine alte Großtante einladen. «Wenn dieses Weib dabei sitzt, komme ich nicht», sagte Margo.

Und Norbert machte klar, dass er nicht daran dachte, seinen Urlaub im Schwarzwald zu verschieben. So entschieden sie sich für den 28. September und eine Feier im engsten Familienkreis, ohne die Tante. Marko besuchte sie vorher noch einmal für zwei Tage, schenkte ihr einen neuen Kühlschrank und versprach ihr Unmengen von Fotos, damit sie sich seine Hochzeit in aller Ruhe anschauen könne.

Julia

Zwei Wochen bevor Karen und Marko Stichler auf einem Kölner Standesamt getraut wurden, verschwand Julia Roberts. Ihr Name war der fünfte auf Thomas Scheibs Liste. Und bei ihr war es vermutlich der Name, der sie ins Verderben führte. Zum Zeitpunkt ihres Verschwindens war sie vierundzwanzig Jahre alt und sehr stolz darauf, genauso zu heißen wie die amerikanische Schauspielerin. Entsprechend träumte sie von einer Karriere beim Film und bildete sich ein, ihrer Namensschwester sehr ähnlich zu sehen. Von sehr konnte nicht die Rede sein, eine gewisse Ähnlichkeit gab es.

Bis Februar 1994 lebte sie bei ihren Eltern in der Kleinstadt Weilheim in Bayern, arbeitete als Zahnarzthelferin, hatte einen Freund, Sebastian Hofer. Ein bodenständiger Typ, der in Julias Träume nicht hineinpasste.

Ihre Mutter war der Verzweiflung nahe, als Julia ihren Job kündigte und nach München zog, weil sie hoffte, in der Filmmetropole die richtigen Leute kennen zu lernen. Sie fand Unterkunft in einer Schwabinger Wohngemeinschaft, in der schon drei junge Frauen lebten. Ihren Unterhalt bestritt sie als Bedienung in einem Lokal, in dem viele Filmleute verkehrten. Schon nach kurzer Zeit begann sie eine Affäre mit einem Regisseur, der fast dreißig Jahre älter war als sie, obwohl die Beziehung zu Sebastian Hofer in Weilheim nicht beendet war und er sie häufig in München besuchte, was jedes Mal zu hässlichen Szenen führte.

In der ersten Septemberwoche 1994 erzählte Julia ihren Mitbewohnerinnen von einem wichtigen Termin am 14. September. Sie erzählte häufig von wichtigen Terminen,

meist war es ein Casting für irgendeine Fernsehserie, angeblich von dem Regisseur vermittelt. Daran war nie ein wahres Wort, aber das wussten ihre Mitbewohnerinnen nicht. Der Regisseur hatte Julia deutlich zu verstehen gegeben, dass er sich allenfalls dafür einsetzen könne, ihr einen Job in der Kantine auf dem Gelände der Bavaria Studios zu beschaffen. Dass ihr Liebhaber ihrer Karriere nicht förderlich war, hatte sie längst eingesehen. Sie habe jetzt endlich jemanden kennen gelernt, behauptete sie, der ihr mit hundertprozentiger Sicherheit eine Rolle beschaffen könne. Nicht für eine belanglose Fernsehserie, nein, für einen großen Kinofilm, der in Italien gedreht werden solle.

Am 14. September brach sie um sieben Uhr morgens auf, um zu joggen. Sie lief bevorzugt in den Isarauen. Zu welchem Zeitpunkt sie zurück in die Schwabinger Wohnung kam, um zu duschen und sich umzuziehen, ob sie da schon in Begleitung war oder wenig später jemanden hereinließ, konnte nicht geklärt werden.

Die polizeilichen Ermittlungen wurden erst zwei Wochen später aufgenommen. Ihre Mitbewohnerinnen dachten sich erst einmal gar nichts, als Julia einige Nächte nicht in ihrem Zimmer verbrachte. Das war schon häufiger vorgekommen. Und nach der Ankündigung von Probeaufnahmen und Dreharbeiten in Italien fragte anfangs niemand nach ihrem Verbleib.

Erst als man auch in der zweiten Woche nichts von ihr gehört und Sebastian Hofer schon zum dritten Mal vor der Tür gestanden und nach ihr gefragt hatte, rief eine der jungen Frauen bei den Roberts in Weilheim an und erkundigte sich, ob man wisse, wo Julia sei, wann und ob sie überhaupt zurückkäme oder ob man ihr Zimmer anderweitig vergeben könne. Ihre Eltern waren völlig ahnungslos. Häufigen Kontakt hatte es seit dem Auszug

der Tochter nicht gegeben. Julia hatte die Bitten ihrer Mutter satt, doch endlich zur Vernunft und wieder nach Hause zu kommen. Unter solchen Umständen bekommen Telefonanrufe Seltenheitswert. Aber dass sie für längere Zeit nach Italien gefahren sein sollte, ohne mitzuteilen, dass sie eine Filmrolle bekommen habe, hielten ihre Eltern für ausgeschlossen. Sie informierten die Münchner Polizei.

Einer der zuständigen Beamten war Josef Weigler. Als er das Zimmer von Julia zum ersten Mal betrat, lagen noch die Sportsachen vor dem Bett, in denen sie am 14. September morgens zu den Isarauen aufgebrochen war. Angeblich war in dem Zimmer nichts angerührt oder verändert worden. Erst nach eindringlicher Befragung räumte eine der drei Frauen ein, einer Bekannten für zwei Nächte Julias Bett überlassen zu haben mit der Anweisung, «die Klamotten liegen zu lassen», damit es nicht auffiel.

Weigler ging davon aus, Julias Freund sei nach ihrer Abreise noch einmal in ihrem Zimmer gewesen. Sebastian Hofer war ein starker Raucher, und auf einem Blumenuntersetzer, der versteckt hinter benutztem Geschirr auf der Fensterbank stand, lag ein Zigarettenstummel, keine Asche, nur die Kippe. Julia rauchte nicht, duldete auch nicht, dass in ihrem Zimmer geraucht wurde. Die junge Frau, die zwei Nächte in ihrem Bett verbracht hatte, schwor, ebenfalls noch nie in ihrem Leben eine Zigarette angefasst zu haben.

Es gab noch einen weiteren Hinweis: In einer Jackentasche fand sich die Visitenkarte einer Castingagentur. Die Jacke hing über einem Stuhl, wie lange die Karte schon in der Tasche steckte, konnte niemand sagen. Es war ein billiges Ding, von einem Automaten gedruckt, mit einem Phantasienamen und einer nicht existierenden

Adresse. Auf dem dünnen Karton gab es keine Fingerabdrücke, auch nicht von Julia. Wer immer die Karte aus einem Automaten gezogen und in die Jackentasche gesteckt hatte, musste dabei Handschuhe getragen haben. Offenkundig wollte jemand die Ermittler in die Irre führen.

Obwohl seit ihrem Verschwinden schon zwei Wochen vergangen waren, fand sich ein Hausbewohner, der Julia noch gesehen hatte, kurz vor zehn Uhr vormittags am 14. September. Was den Tag betraf, war der Mann absolut sicher, es war sein Hochzeitstag. Er hatte einen Blumenstrauß für seine Frau bei sich gehabt und war bei der Haustür so heftig mit Julia zusammengestoßen, dass eine Blume geknickt wurde.

Der Zeuge war ebenso sicher, dass Julia in Begleitung eines Fremden gewesen war, der eine Reisetasche getragen hatte. Sie hatte sich lebhaft mit dem Mann unterhalten und es nicht für nötig befunden, sich wegen der geknickten Blume zu entschuldigen. Josef Weigler bekam eine Beschreibung, die auf zigtausend Männer zutraf – auch auf Thomas Scheib. Mittelgroß, schlank, volles, dunkles Haar, ein schmales Gesicht ohne Besonderheiten, glatt rasiert, Anfang dreißig, gut gekleidet.

Eine Phantomzeichnung wurde nach diesen Angaben nicht sofort angefertigt. Weigler konzentrierte sich auf Julias Freund, obwohl eine Untersuchung der Zigarettenkippe ergab, dass Sebastian Hofer sie nicht geraucht hatte. Aber er konnte sie auf der Straße aufgehoben haben, um von sich abzulenken. Mehrfach wurde er verhört, sein Wagen untersucht, überprüft, wie er die beiden Wochen seit Julias Verschwinden verbracht hatte. Es gab nicht für jede Stunde ein Alibi, und er hatte schon zwei Tage nach Julias Abreise von den Probeaufnahmen in Italien erfahren, ihren Eltern gegenüber aber kein Wort darüber

verloren.

Weigler nahm an, Hofer habe Julia aufgelauert, als sie zurückgekommen war. Mit ihrem Wohnungsschlüssel konnte er tagsüber unbemerkt in ihr Zimmer, den Zigarettenstummel und die Visitenkarte deponieren. Obwohl die Beweislage dürftig war, es gab keine Leiche, wurde Hofer festgenommen. Weigler übte starken Druck auf ihn aus, bluffte schließlich mit einem Leichenfund, um ihn zu einem Geständnis zu bewegen. Nach diesem Verhör erhängte sich Sebastian Hofer in seiner Zelle. Er hinterließ einen Abschiedsbrief, in dem er noch einmal seine Unschuld beteuerte und erklärte, wenn Julia tot sei, habe sein Leben den Sinn verloren. Es blieb Weigler nichts anderes übrig, als Julia Roberts' Verschwinden Anfang November 1994 dem Bundeskriminalamt zu melden, weil für ihn keine Aussicht mehr auf Klärung bestand.

Thomas Scheib fuhr umgehend nach München und machte sich mit seiner Ansicht, Julia Roberts sei einem Serienmörder zum Opfer gefallen, einen Feind fürs Leben. Davon wollte Weigler nichts hören. Da er sich in keiner Weise kooperativ zeigte, wandte Scheib sich an die Münchner Staatsanwaltschaft. Weigler musste sich in der Folge einiges anhören, Versäumnisse wurden ihm vorgeworfen.

Nun endlich wurde nach den Angaben des Hausbewohners, der Julia mit einem dunkelhaarigen Mann gesehen hatte, eine Phantomzeichnung angefertigt. Sie taugte leider nicht viel. Der Zeuge hatte nur einen flüchtigen Blick auf Julias Begleiter geworfen, seither waren zwei Monate vergangen. Kurioserweise hatte das nach den Angaben des Mannes gefertigte Porträt große Ähnlichkeit mit Thomas Scheib.

Für Weigler war es eine Genugtuung. Er meinte, man könne die Zeichnung nutzen, um den Spinner vom BKA

aus München fern zu halten. Wenn man sie veröffentliche, dürfe Scheib sich dort nicht mehr auf der Straße blicken lassen. Außerdem beschwerte er sich in Wiesbaden über die Einmischung. Scheib wurde zurückgepfiffen. Sein Abteilungsleiter meinte, man wisse seine Arbeit in der zentralen Vermisstenstelle zu schätzen, aber wenn er darüber fixe Ideen entwickle, es gäbe auch andere Ressorts, in denen er sich nicht den Kopf über Serienmörder zerbrechen müsse.

Auch Lukas Wagenbach gab sich große Mühe, ihn zu überzeugen, dass sein Verdacht jeder Grundlage entbehrte. Gut, es gab diesen Abschiedsbrief, in dem Hofer noch einmal herzergreifend seine Unschuld beteuert hatte. Aber es gab auch Mörder, die ihre Tat völlig verdrängten, sogar vor sich selbst leugneten. Wer wusste denn, ob Julia Roberts überhaupt umgebracht worden war?

Vielleicht hoffte sie jetzt anderswo auf ihre Entdeckung und die große Karriere als Star. Es gab mehr Filmmetropolen als München und überall Lokale, in denen eine hübsche junge Frau rasch einen Job als Bedienung fand. Unterschlupf stellte auch kein großes Problem dar. Und wenn sich eine erwachsene Frau nicht um die Meldepflicht scherte, hieß das nicht automatisch, dass sie einem Verbrechen zum Opfer gefallen war. Vielleicht hatte Julia einen vermögenden Gönner gefunden, von dem sie sich aushalten ließ, sodass sie nicht darauf angewiesen war, ihre wenigen Habseligkeiten in München abzuholen. Vielleicht meldete sie sich nur nicht bei ihren Eltern, um sich keine Vorwürfe zum Selbstmord ihres Freundes anhören zu müssen.

Elisabeth Brandow war umgebracht worden, das ließ sich nicht leugnen. Dass sie sich selbst völlig unbekleidet im Wald verscharrt hatte, behauptete nicht einmal Wagenbach. Aber das war inzwischen zehn Jahre her.

Ihren Mörder noch überführen zu wollen, hielt Wagenbach für unmöglich. Das war auch nicht Aufgabe eines Beamten aus der zentralen Vermisstenstelle. Er handle sich nur Schwierigkeiten ein, wenn er so weitermache, meinte Wagenbach.

Scheib überhörte die Mahnungen geflissentlich, nahm vier Tage Urlaub und fuhr noch einmal nach München, auch nach Weilheim, um mehr über Julia Roberts zu erfahren.

Es verging nach ihrem Verschwinden kaum eine Stunde, in der dieser Mörder nicht bei ihm war wie ein böser Geist, der Besitz von seinem Leben ergriffen hatte. Meist sah Scheib ihn auch so, als Phantom. Es tauchte auf, wählte sein Opfer und verschleppte es in eine Unterwelt, zu der nur böse Geister Zugang hatten. Dann tauchte es wieder unter für zwei Jahre in einem Umfeld, in dem es wahrscheinlich ein solider Durchschnittsbürger war. Scheib stand morgens mit ihm auf, saß mit ihm am Frühstückstisch, fragte sich tagsüber hundertmal, was der Mörder wohl gerade tat, ging abends mit ihm zu Bett, um am nächsten Morgen erneut mit ihm aufzustehen. Häufig schreckte er nachts aus dem Schlaf, weil er träumte, wie Elisabeth Brandow, Angela Karpeling, Silvia Lenz, Marion Schneider, Julia Roberts und im September 1996 eine noch gesichtslose Frau starben. Immer stand er dabei und konnte es nicht verhindern. Wenn er aus solchen Träumen aufwachte und ins Bad ging, sah er ihn unmittelbar vor sich. Und wenn er genauer hinschaute, sah er im Spiegel nur sein eigenes, übernächtigtes Gesicht.

Zurück

Im Frühjahr 1995, als Thomas Scheib sich verzweifelt fragte, wie er den nächsten Mord verhindern könne, erfuhr Sarah Dierden vom Notverkauf eines Hauses am Amselweg, nur zwei Kilometer von dem Altbau in der Sindorfer Ortsmitte entfernt, an dem Norbert immer noch herumwerkelte.

Es war ein frei stehendes Haus mit Südterrasse, einem Balkon vor dem Schlafzimmer, Dachgauben und viel Grün drum herum, ein schönes, großes Eckgrundstück, sehr gepflegt. Im Garten gab es sogar einen kleinen Zierteich mit Springbrunnen. Das Haus war erst drei Jahre alt. Die Besitzer lebten in Scheidung, die Finanzierung des Hauses lief über eine Hypothekenbank, mit der Sarah beruflich zu tun hatte. Dort dachte man bereits an eine Versteigerung, wenn sich kein Käufer finden sollte. Die Besitzer hatten eine unrealistische Preisvorstellung.

Marko fand den Preis akzeptabel. Er war sofort bereit, sich das Haus anzuschauen, spielte seit geraumer Zeit mit dem Gedanken an einen Umzug. In Köln eine Wohnung zu suchen, hielt er nicht für sinnvoll. Er hatte schon daran gedacht, mit ihr in die Eifel zu ziehen, aber das Häuschen seiner Großtante war winzig. Von dem Haus in Sindorf war er auf Anhieb begeistert. Ruhige Wohngegend am Ortsrand. Der Amselweg war eine Sackgasse mit Wendehammer, es gab nur drei Häuser auf jeder Seite. Das zum Verkauf stehende Haus stand am Ende beim Wendehammer, am Garten führten nur noch Fußwege vorbei.

Karen wäre entschieden lieber in Köln geblieben, da fühlte sie sich wohl und nützlich. Margo sah in ihr bereits

die Nachfolgerin. Aber Marko gefiel es nicht, wie sie sich in der Agentur einspannen ließ – oder sich engagierte. Sie hatte dort ja auch mit attraktiven jungen Männern zu tun, er war sehr eifersüchtig, hatte nicht vergessen, unter welch hässlichen Umständen sie sich das erste Mal begegnet waren. Nun meinte er, es seien die Umstände gewesen, die sie seine Nähe suchen ließen, nicht etwa Liebe oder Verliebtheit. Dann habe sie bei Margo gefunden, was sie bei ihrer Mutter vergebens suchte, Verständnis und gutes Einvernehmen. Aber wenn sie unbedingt in Margos Fußstapfen treten wolle, hätte sie ihm das vor der Hochzeit sagen müssen.

Er sah es nicht völlig falsch. Sie mochte ihn, aber sie liebte ihn nicht. Sie war einmal verliebt gewesen, für zwei Wochen im Januar 1988, ehe sie mit Jasmin schwanger wurde. Und sie meinte, solch ein intensives Gefühl könne sie nie wieder empfinden. Oft hatte sie ein schlechtes Gewissen deshalb. Wenn Marko tagelang unterwegs war, er fehlte ihr nicht. Nie spürte sie so etwas wie Sehnsucht nach Zärtlichkeit.

Sie hätte ihn nicht heiraten dürfen unter diesen Voraussetzungen, das wusste sie. Er wünschte sich ein eigenes Kind und für sein Kind eine Mutter, die sich nicht zwischen Job und Familie aufrieb. Er wollte sein Kind auch nicht in einer Großstadt aufwachsen lassen, wo man es nicht unbeaufsichtigt auf die Straße lassen konnte. Für ein Leben mit Kindern sei es auf dem Land besser, sagte er. Und vielleicht wäre Jasmin bereit, bei ihnen zu leben, wenn sie jederzeit zu Christa laufen könne, meinte er.

Das gab den Ausschlag. Sie fand das Haus ja auch schön. Die Zimmer waren groß und hell, die Einrichtung sagte ihr ebenfalls zu. Das meiste sollten sie übernehmen, Wohnzimmer, Schlafzimmer und Einbauküche. Das machten die Besitzer zur Bedingung, ihnen ersparte es den

Streit um die Aufteilung.

Margo war sehr enttäuscht, überließ ihr aber trotzdem einen Computer, damit sie sich beschäftigen, vielleicht noch ein paar bittersüße Geschichten schreiben konnte. Margo übernahm auch die Abschlagszahlung für die Möbel. Die notwendigen Malerarbeiten führte Norbert in seiner Freizeit aus. Schon vier Wochen, nachdem die Formalitäten des Kaufs abgeschlossen waren, konnten sie einziehen.

Von den Nachbarn wurden sie zu Anfang misstrauisch beäugt wie seltene Tiere, bei denen man nicht wusste, ob sie bissig oder giftig waren. Norbert hatte bei der Renovierung den Fehler gemacht, einer Nachbarin zu erklären, wer er war, welchen Beruf sein Schwager ausübte und dass seine Schwester in Bademoden in einem kleinen Versandhauskatalog abgebildet war.

Ein Fotograf und ein Model! Da befürchtete man in der stillen Straße allerlei Scherereien. Laute Partys, schrilles Künstlervolk, das rücksichtslos den Wendehammer oder die Garageneinfahrten der Nachbarn zuparkte und sich einen Dreck um die Nachtruhe scherte. Vielleicht sogar Drogendealer, die mit Kokain hausierten, das gehörte in Künstlerkreisen ja zum Alltag, wenn nicht gar zum guten Ton.

Und dann hatte man es nur mit einem tüchtigen Mann zu tun, der selten zu Hause war, und mit einer jungen Frau, die sich Mühe gab, ihr Haus und auch den Garten in Ordnung zu halten, weil Marko weder Zeit noch Ahnung von Gartenarbeit hatte.

Ahnung hatte sie zuerst ebenso wenig. Sie kaufte sich ein Buch über Gartenpflege und entfernte schon nach der ersten Lektüre ein paar Ziersträucher, weil sie giftige Früchte trugen. Wenn ein Ball in den Garten flog, ein

Kind über den Zaun stieg, konnte es leicht ein Unglück geben.

Den Zierteich wollte sie ebenfalls entfernen, weil er sie nervös machte. An die Stelle hätte sie gerne Tomatensträucher gepflanzt und Küchenkräuter gesät. Marko meinte, das lohne nicht. Tomaten und Kräuter könne sie im Supermarkt kaufen. Er fand den Teich entspannend. Und Christa stimmte ihm zu.

Ihre Mutter erschien oft, um nach dem Rechten zu schauen, aber es gab nie etwas zu bemängeln. Obwohl Karen viel Zeit am Computer verbrachte und jede Gelegenheit nutzte, Margo zu besuchen und in der Agentur noch ein bisschen auszuhelfen, wenn Marko unterwegs war, es war immer alles in Ordnung. Wenn sie schon in Christas Nähe lebte und den großen Traum ihrer Mutter nicht erfüllt hatte, dann wenigstens einen kleinen, die perfekte Hausfrau.

An die Haustür hängte sie einen Kranz aus Efeu, Iris und Lilien, künstlich natürlich. In den Fenstern hingen pastellfarbene Glaskugeln. Im Wohnzimmer standen üppige Gebinde aus Seidenblumen, Porzellanfiguren und anderer Krimskrams. Bei jedem Einkauf hielt sie Ausschau nach Dingen, die Christa gefielen, fand hier noch Nippes und da noch etwas Kitschiges, verwandelte das unter dem Vorbesitzer eher nüchtern und zweckmäßig wirkende Haus, das ihr, so wie es war, gut gefallen hatte, binnen kürzester Zeit in eine Puppenstube.

Christa sprach ihr bei jedem Besuch aufrichtig Anerkennung aus. «Hätte ich nicht gedacht, wirklich nicht. Ich hatte mich schon darauf eingestellt, dass ich dreimal die Woche kommen muss, um hier zu putzen.»

Auch die Nachbarschaft war beeindruckt. Sie wurde zum Kaffee eingeladen, weil sie so oft alleine war. Laute Partys

gab es nicht. Schrilles Künstlervolk tauchte auch nicht auf, nur Verwandtschaft. Und die kannte man am Amselweg bald.

Margo sorgte mit ihrem jugendlichen Aussehen, der eleganten Garderobe und ihrem schwarzen Chrysler für ein wenig Neid. Obwohl sie vier Jahre älter war als Christa, sah sie zehn Jahre jünger aus. Aber Margo kam nur selten, hatte ja nicht viel Zeit.

Christa kam grundsätzlich zu Fuß, meist mit Jasmin an ihrer Seite und dem kleinen Michael im Kinderwagen. Norbert und Sarah hatten Ende 1994 einen Sohn bekommen. Sarah war rasch in den Beruf zurückgekehrt, um den Anschluss nicht zu verpassen. Und Christas weinroter Benz war inzwischen zwölf Jahre alt, sah aber immer noch aus wie neu. So wie sie damit umging, würde er auch noch zwanzig Jahre seinen Dienst tun.

Karlheinz kam zweimal in einem Jeep. Der Patenonkel, der ihr den Grundstock für den Führerschein geschenkt und deswegen immer noch ein schlechtes Gewissen hatte, kam auch einmal und freute sich, dass sie nach dem Desaster doch noch ein bescheidenes Glück gefunden hatte.

Ihr Onkel war der Einzige, der den Unfall noch erwähnte, allerdings nur auf diese abstrakte Weise, als Desaster. Damit erklärte sich nichts. Und plötzlich wurde es wieder wichtig, eine Erklärung zu finden. Einen Mann übersehen! Einen Rentner von siebenundsechzig Jahren, noch so rüstig, dass er täglich mit dem Rad von seiner Wohnung zur Stammkneipe im nächsten Ort fuhr.

Sie konnte ihn nicht vergessen, obwohl sie kaum etwas von ihm wusste. Ob er ein fröhlicher oder missmutiger Mensch, groß oder klein, dick oder dünn, runzlig oder rotwangig gewesen war, diese prallen roten Bäckchen, die

ein Altmännergesicht so listig oder betulich machten wie das ihres Patenonkels, davon war nichts da. Sein Alter war ihr bekannt, sein Familienstand, verwitwet, der Promillegehalt in seinem Blut, dass er sechs Bierflaschen in einer Plastiktüte am Lenker des Rades bei sich gehabt hatte, die dann zerbrochen waren. Das waren die Fakten.

Die Unfallfotos kannte sie natürlich. Ein deformierter Kopf mit blutverkrustetem, weißem Haarkranz, ein gekrümmter Körper, halb auf Asphalt und halb auf einem kümmerlichen Grünstreifen, wo es keinen Anhaltspunkt für einen Größenvergleich gab. Aber wozu brauchte sie eine Größe? Dass er durch sie gestorben war, machte ihn zu einem Riesen. Und Riesen übersah man normalerweise nicht.

Seit ihrem Einzug in das Haus lag er wieder vier Kilometer hinter ihr am Straßenrand, wie in den ersten Jahren nach dem Unfall, als sie noch daheim gelebt hatte. Wenn Marko zu Hause war, wachte sie auf und sah das Blut an der Windschutzscheibe. Mit ihm darüber zu reden, wagte sie nicht. Er hätte doch annehmen müssen, es hinge mit ihm zusammen. Und das tat es nicht. In den Monaten bei Margo war sie jedes Mal neben ihm aufgewacht, ohne etwas anderes zu sehen als seinen Kopf, der immer halb unter einem Laken verschwand.

Es war der Springbrunnen! Da war sie völlig sicher. Tagsüber hörte sie ihn nur, wenn sie sich im Garten aufhielt. Aber spätabends oder frühmorgens, wenn rundum alles still war, hörte sie ihn auch im Schlafzimmer. Marko bestand darauf, bei offener Balkontür zu schlafen. Bei kühler Witterung oder Regen war die Tür zumindest in Kippstellung offen. Und ständig war dieses Plätschern zu hören – wie eine Aufforderung, sich zu erinnern.

Scheuch doch mal die Enten weg! Es waren wilde Enten gewesen und viele, das sah sie noch vor sich,

ausgewachsene Tiere und Küken, die schon keine richtigen Küken mehr waren und ihr die Sicht versperrten. Aber nicht auf der Straße, dort hatte Marko ja auch keine gesehen. Und Enten waren meist am Wasser.

Sie wusste so gut wie nichts über diese verhängnisvolle Fahrt. Natürlich erinnerte sie sich noch, warum sie losgefahren war, nicht, um Li und Jasmins Vater zu treffen, wie sie es der Polizei erzählt hatte, sondern um zu verhindern, dass die beiden sich trafen. Das war die Wahrheit, die hätte sie am liebsten auch noch vergessen.

Sie erinnerte sich, dass sie auf den Parkplatz gegenüber der Auffahrt zur A4 gefahren war, um in Norberts Autoatlas nachzuschauen, wie sie ins Bergische Land käme und wo ungefähr Kürten-Biesfeld lag. Halb vier war es gewesen, und Li hatte nur bis um vier Uhr an dem romantischen Fleckchen zu tun. Wo sie anschließend mit Jasmins Vater verabredet war, hatte sie nicht gesagt. Und in einer halben Stunde war es nicht zu schaffen. Das erkannte sie schon auf dem Parkplatz.

Vielleicht war sie eine Weile im Bergischen Land herumgefahren, hatte rund um Kürten-Biesfeld gesucht. Wahrscheinlich hatte sie sich hoffnungslos verfahren, wie die Polizisten vermuteten. Vielleicht war sie, als die Zeit knapp wurde, irgendwo ausgestiegen, um nach dem Weg zu fragen, und bei der Gelegenheit über die Enten gestolpert statt über einen Menschen, der ihr erklären konnte, wie sie zurück auf die Autobahn käme. Vielleicht.

Und dann entdeckte sie bei einem Einkaufsbummel eine komplette Entenfamilie aus Steingut. Sie sahen fast aus wie die, die sie im Kopf hatte. Marko verlor kein Wort, als er heimkam und die Figuren beim Zierteich stehen sah. Christa erkundigte sich misstrauisch: «Musste das sein? Fängst du jetzt wieder an mit den Viechern?» Und Norbert verlangte wütend: «Schmeiß bloß den Kitsch weg, sonst tu

ich es.»

Sie warf die Enten nicht weg, obwohl sie nichts an dem Moment beim Aufwachen, nichts an dem Eindruck von Blut an der Windschutzscheibe änderten. Aber sie hatten eine Wirkung. Wenn sie nahe an den Teich heranging, sodass sie die Enten nur noch aus den Augenwinkeln sah und ihr Gesicht im Wasser betrachten konnte, wurde sie ganz ruhig.

Es mochte kindisch sein und naiv. Aber mit den Enten wurde der kleine Zierteich zu ihrem Zauberspiegel. Er zeigte ihr die achtzehnjährige Karen, die aufbrach, um ihre Freundin und den Vater ihrer Tochter zu finden in einer Gegend, in der sie sich nicht auskannte. Ein leichtsinniges junges Mädchen, das seine Fähigkeiten hoffnungslos überschätzte und sich einbildete, nach ein paar Übungsstunden auf einem leeren Parkplatz ein Auto in jeder Situation zu beherrschen. Aber einen Menschen hatte diese Karen nicht getötet. Als sie die Enten sah, war sie noch unschuldig.

Kirby

Im Herbst 1995 flog Thomas Scheib zum ersten Mal in die USA, nach Virginia. Seine Frau war im achten Monat schwanger und konnte ihn nicht begleiten, wollte auch nicht, weil es preiswerter war, zu Hause zu bleiben. Seit Julia Roberts' Verschwinden war ein Jahr vergangen. Halbzeit, sagte er, und investierte seinen Jahresurlaub, um in Quantico mit einem Profiler des FBI über seine Theorie und seine Vorstellung des Täters zu sprechen.

Er lernte Donald Kirby kennen, der es vorzog, einfach nur beim Nachnamen genannt zu werden. Kirby war Ende fünfzig, hatte wie Wagenbach ein Studium absolviert und große Erfahrungen als Profiler gesammelt, auch ein paar Bücher über seine Arbeit verfasst. So war Scheib auf ihn aufmerksam geworden. Und Kirby schmeichelte es, dass die Lektüre seiner Werke einen jungen Mann befähigt hatte, mit einem fertigen Täterprofil anzureisen, das man nur hier und da ein wenig korrigieren musste.

Zum ersten Mal erhielt Scheib eine Bestätigung aus berufenem Mund. Für einen Laien ohne nennenswerten psychologischen Background habe er eine beachtliche Leistung erbracht, meinte Kirby und erklärte ihm erst einmal, warum es in Wiesbaden oder anderswo keine Zustimmung gab. Wer machte sich gerne mehr Arbeit als unbedingt nötig? Wer wollte die Statistik verderben mit unaufgeklärten Morden? Solange die Frauen als abgängig geführt wurden, durfte jeder Polizeisprecher behaupten, die Aufklärungsquote bei Mord sei die höchste.

Natürlich waren sie tot. Die fehlenden Beweise sprachen für einen systematischen oder geordneten Mörder, der im Gegensatz zum chaotischen Typ eben nicht Unmengen

von Spuren hinterließ, auch keine Leichen. Kirby glaubte sogar, es seien mehr Opfer als die fünf, von denen er wusste. Elisabeth Brandow konnte nicht die Erste gewesen sein.

«Die Erste hat er nicht vergraben», sagte Kirby. «Hat sie liegen lassen, nur notdürftig abgedeckt. Er hatte sich zwar schon ausgiebig seinen Tötungsphantasien hingegeben, aber noch nicht über den Punkt hinausgedacht. Er wusste nicht, was er mit der Leiche tun sollte. Sie wurde bald gefunden. Vielleicht ist er in die Ermittlungen geraten, das hat ihm nicht gefallen. Deshalb war er beim zweiten Mal besser vorbereitet. Gut möglich, dass er zuerst ein Grab ausgehoben hat und sich danach erst auf die Suche machte. Aber Gräber machen eine Menge Arbeit, und beim ersten weiß man noch nicht, wie tief es sein muss. Es war nicht tief genug bei Brandow.»

Damit schloss Kirby aus, dass der Täter aus Würzburg oder Umgebung stammte, wie Scheib bis dahin angenommen hatte. Irgendwo in Deutschland müsse es noch einen ähnlichen, ungeklärten Mordfall geben, der eventuell als geklärt gelten könne. Es habe schon mehr als ein Unschuldiger seinen Kopf hinhalten müssen. Julias Roberts' Freund sei dafür ein gutes Beispiel. «Wenn du das erste Opfer aufspürst, kannst du ihn zumindest gebietsmäßig lokalisieren», sagte Kirby.

Für die Tatsache, dass nach Elisabeth Brandow keine Leichen mehr gefunden worden waren, bot er zwei Alternativen. Verschleppung ins Ausland gehörte nicht dazu, Italien war nur ein Lockmittel oder eine falsche Fährte für die Ermittler. Es mochte seit dem dritten Opfer Angela Karpeling einen immer gleichen Tatort in der Komfortzone geben. Dort kannte der Mörder jeden Winkel, jeden Weg. Dort konnte er einen Platz haben, an dem er sich ungestört und sehr lange mit seinen Opfern

beschäftigte und Erinnerungen aufbewahrte, die ihm halfen, die relativ lange Zeit bis zum nächsten Mord zu überbrücken, wo er die Frauen schließlich auch begrub.

Aber Kirby tendierte zur zweiten Möglichkeit, die auch den Zweijahresrhythmus erklärte. Er war ein Gewohnheitstier und hatte Familie. Vor Jahren nur seine Schwestern und die Mutter, die ihm nicht viel Freiraum ließ. Inzwischen konnte er durchaus Frau und Kinder haben und deshalb gezwungen sein, seine Opfer binnen kürzester Zeit in der Nähe ihrer Wohnorte zu töten und auch dort zu beseitigen.

«Wahrscheinlich gönnt er sich sein Vergnügen nur im Urlaub», spekulierte Kirby. «In einem Jahr reist er mit Frau und Kindern, nutzt die Zeit womöglich schon, um ein Gebiet auszuwählen, sich mit der Gegend vertraut zu machen und eine geeignete Grabstelle zu suchen. Im nächsten Jahr geht er allein auf Tour, trifft seine Vorbereitungen, sucht ein Opfer, wahrscheinlich mehr als eins. Es wird nicht jeder Kontakt zum Ziel führen.»

Bei dieser Vorgehensweise brauchte er einige Tage. Er musste sich irgendwo einquartieren, in einem Hotel, einer Pension. Oder er verfügte über ein Fahrzeug, in dem er bequem nächtigen und sein Äußeres pflegen konnte. Vielleicht besaß er ein Wohnmobil. Dieser Variante gab Kirby den Vorzug, es bedeutete Flexibilität und Unabhängigkeit. Und Campingplätze, auf denen so ein Wagen keinen Argwohn erregte, lagen meist in Erholungsgebieten. Dort boten sich ideale Bedingungen. Bei Tag fiel ein Wanderer nicht auf. Bei Nacht konnte er ungestört graben und dabei seine Phantasien und Machtgefühle genießen, Herr über Leben und Tod einer Frau, von der er zu diesem Zeitpunkt vermutlich nur die Stimme kannte.

Die Opferwahl nach Kleinanzeigen oder Artikeln wie bei

Silvia Lenz war risikolos. Man kaufte vor Ort eine Zeitung, wählte aus, nannte einen falschen Namen, klärte alles ab und musste persönlich erst in Erscheinung treten, wenn der große Tag kam.

«Bei Schneider und Roberts muss er vorher in Erscheinung getreten sein», unterbrach er Kirbys Ausführungen.

Kirby wurde nachdenklich, vergewisserte sich: «Aber Lenz hatte ihren vermeintlichen Informanten vorher nicht gesehen?»

«So viel ich weiß, nicht», sagte er.

Kirby nickte versonnen, fächerte die Fotos der Frauen auseinander. «Wie die erste aussah, wissen wir nicht, aber sie war zweifellos eine Schönheit. Brandow hat er vermutlich im Schnellimbiss gesehen, wobei er auch gesehen wurde. Er wusste, dass er ein großes Risiko einging, wenn er so weitermachte. Dann las er Karpelings Anzeige und kam auf die scheinbar grandiose Idee mit den Zeitungen, die aber einen Haken hat. Bei Karpeling und Lenz hatte er Glück, beide waren Schönheiten. Bei Schneider hat er sich davon lieber überzeugt, und dafür muss es einen Grund geben. Die Lücke!»

Alles, was Scheib bezüglich des September 1990 in Betracht gezogen hatte, verneinte Kirby. Kein Aussetzer. Wer ohnehin nur alle zwei Jahre seinem Drang nachgab, leistete sich nicht noch eine Pause dazwischen. Auch kein Gefängnisaufenthalt. «Er hat noch nie gesessen», sagte Kirby mit einer Bestimmtheit, als kenne er den Mörder seit langem. «Vergiss den üblichen Werdegang eines Triebtäters. Er ist nicht triebgesteuert. Er hat nie mit Feuer gespielt. Feuer vernichtet wahllos, er will Kontrolle, und er ist stolz. An einer Obdachlosen oder sonst einer Randexistenz, deren Verbleib niemand kümmerte, hätte er

sich nie vergriffen. Das wäre unter seiner Würde. Was gibt es da auch noch zu vernichten? Es muss 1990 eine junge Frau aus geordneten Verhältnissen gewesen sein. Und da sie nicht vermisst wird, ist sie ihm wahrscheinlich entkommen.»

Bis dahin hatte Thomas Scheib ihm die Worte förmlich von den Lippen gefressen. Aber das konnte er sich nicht vorstellen, Verbrechensopfer, die entkamen, erstatteten Anzeige. «Vorausgesetzt, sie fühlten sich bedroht», hielt Kirby dagegen. «Wenn er gestört wurde zu einem Zeitpunkt, als sie noch keine Gefahr für sich sah, was sollte sie zur Anzeige bringen? Denk an Roberts, wie sie neben ihm ging. Sie unterhielten sich gut. Als sie in seinen Wagen stieg, wähnte sie sich auf dem Weg nach Hollywood. Und nun stell dir vor, sie wären in eine Verkehrskontrolle geraten oder in einen Unfall verwickelt worden. Was hättest du anschließend getan an seiner Stelle?»

Die Antwort erübrigte sich, Kirby gab sie dennoch, den nächsten Rastplatz angesteuert und zugesehen, dass er Julia Roberts wieder los wurde. Lieber eine enttäuschte Frau, als eine, an deren Begleiter sich ein Polizist erinnerte, wenn sie vermisst wurde. Und es gab noch eine Möglichkeit. Wer seine Opfer nach Zeitungsinseraten kontaktierte, musste nehmen, was kam. Vielleicht war die junge Dame 1990 nicht nach seinem Geschmack gewesen, sodass er sie laufen ließ und sich entschloss, beim nächsten Mal wieder nach persönlichem Augenschein zu wählen. «Gnade bei Nichtgefallen», sagte Kirby und kam auf Julia Roberts zurück.

Bei ihr war der Mörder scheinbar leichtsinnig geworden, wagte sich in ihr Zimmer, hinterließ die Visitenkarte, mit der er sie vermutlich geködert hatte, deponierte den Zigarettenstummel. Aber mit Leichtsinn hatte das nichts

zu tun. Der Mörder wusste, dass um die Zeit keine von Julias Mitbewohnerinnen zu Hause war. Mit einer zufälligen Begegnung bei der Haustür rechnete er nicht, und selbst wenn er so etwas einkalkulierte, sah er darin keine allzu große Gefahr für sich. Er war weit weg von seinem gewohnten Umfeld. Was sollte passieren, wenn jemand für zwei Sekunden sein Gesicht sah?

«Du siehst doch, was dabei herausgekommen ist», sagte Kirby in Anspielung auf die unbrauchbare Phantomzeichnung. «Das war es ihm wert. Einmal musste er es allen zeigen. Er hat keine falschen Spuren gelegt. Er hat Zeichen gesetzt.»

Die Zigarettenkippe, meinte Kirby, sollte bezeugen, dass er sich länger als ein paar Minuten bei Julia aufgehalten hatte und ihr so wichtig gewesen war, dass sie, die militante Nichtraucherin, ihm gestattete, was allen anderen verboten war. Dass er die Zigarette selbst geraucht hatte, war unwahrscheinlich. Da hätte auch Asche auf dem Blumenuntersetzer liegen müssen. Die Kippe konnte er überall eingesteckt haben. Die Visitenkarte war als Botschaft an die Ermittler zu verstehen. Statt einer nicht existierenden Castingagentur hätte er auch darauf drucken können: «Ich bin der perfekte Mörder.»

«Und so wie die Dinge stehen, ist er nicht größenwahnsinnig», sagte Kirby. «Er weiß genau, was er tut.»

«Und was kann man tun, um ihn zu stoppen?», fragte Thomas Scheib.

«Hoffen», sagte Kirby mit breitem Grinsen. «Vielleicht sieht beim nächsten Mal jemand etwas mehr als für zwei Sekunden ein Gesicht. Ein Autokennzeichen wäre nicht schlecht.»

Für diesen Fall gab es auch eine Strategie, die Kirby ihm

nachdrücklich ans Herz legte. Langsam heran! Nur nichts überstürzen! Vorsichtig checken, sobald sich ein Verdacht abzeichnete. Dieser Kerl durfte nicht bemerken, dass er ins Visier der Polizei geraten war. Einen seit zehn oder zwölf Jahren aktiven Serienmörder nahm man nicht einfach fest. Ein Geständnis von ihm bekäme man nie ohne Beweise. Und Beweise bekam man nur, wenn man ausreichend Verdachtsmomente hatte, einen Ermittlungsrichter überzeugte, einen Durchsuchungsbeschluss in die Finger bekam und überraschend zugreifen konnte. Andernfalls verschaffte man ihm ausreichend Zeit, seine Erinnerungen zu beseitigen. Kirby war sicher, dass er Gegenstände aus dem Besitz der Opfer aufbewahrte, um sich daran zu ergötzen.

«Was immer du tust», sagte Kirby, «lass ihn erst wissen, dass du hinter ihm her bist, wenn du ihn festnageln kannst. Sonst kannst du ihn vergessen. Und wenn du einen wirklich guten Rat willst, vergiss die ganze Sache sofort.»

Denn dass er je in die glückliche Lage käme, anhand eines Autokennzeichens einen Namen zu ermitteln und der empfohlenen Strategie zu folgen, glaubte Kirby nicht. «Er wird sich nicht noch einmal mit einer Frau zeigen. Beim nächsten Mal wählt er wieder nach einer Zeitung aus, kontaktiert telefonisch und lässt sie kommen. Ihm wird schon noch einfallen, bei welcher Art von Annoncen er nicht mit einer hässlichen Überraschung rechnen muss.»

Dass der nächste Mord verhindert werden könne, hielt Kirby für völlig ausgeschlossen. Wie wollte man ein potenzielles Opfer warnen, durch einen bundesweiten Aufruf, nicht zu annoncieren oder neuen Bekanntschaften gegenüber skeptisch zu sein? Und den Mörder über die Medien nervös machen oder aus der Reserve locken, was in anderen Fällen schon zu Erfolgen geführt hatte? Darüber lachte Kirby nur.

«Du kannst in die Zeitung bringen, was du willst. Er wird sich nicht verpflichtet fühlen, es zu korrigieren. Manche dieser Intelligenzbestien genießen das Spiel mit den Ermittlern. Aber dieser Kerl spielt nicht. Ein Spiel ist Vergnügen. Er vergnügt sich nicht. Er zieht sein Ding durch und braucht dafür keine Anerkennung.»

Obwohl Kirby ihn vor einer Presseaktion gewarnt hatte, bekniete Thomas Scheib nach seiner Rückkehr Lukas Wagenbach, den Fall an die Öffentlichkeit zu bringen. Er glaubte, genug in der Hand zu haben, um das Phantom in die Enge zu treiben. Erinnerungen! Daran hatte er bisher nicht gedacht. Es gab ja nur eine Leiche, an der er sich orientieren konnte.

Aber alle Frauen hatten Gepäck bei sich gehabt. Silvia Lenz hatte einen teuren Fotoapparat mitgenommen. Er hatte routinemäßig von Angehörigen Listen erstellen und markante Gegenstände beschreiben lassen. Von ein paar Schmuckstücken hatte er sogar eigenhändig Zeichnungen angefertigt, die irgendwann zu einer Identifizierung beitragen könnten.

Allein die Vorstellung, dass der Mörder vielleicht einen Koffer, eine Reisetasche oder den Fotoapparat von Silvia Lenz über einen gewissen Zeitraum selbst genutzt hatte und damit gesehen worden war. Und Wagenbach sagte: «Das sind doch reine Spekulationen. Man kann kein Täterprofil erstellen, ehe nicht feststeht, dass die Frauen einem Verbrechen zum Opfer gefallen sind. Die Urlaubsvariante ist absurd, auf so etwas kann auch nur Kirby kommen.»

Wagenbach kannte den FBI-Profiler dem Namen nach und hatte nicht die beste Meinung von ihm, weil Kirby auch als Berater für einschlägige Hollywood-Filme

fungierte. In solche Filme passe der hochintelligente, nicht triebgesteuerte Serienmörder, meinte Wagenbach, aber die Wirklichkeit sähe anders aus.

Im Übrigen könne man nichts tun, bevor nicht eine der vermissten Frauen tot aufgefunden wurde. Man brauche zumindest ein Opfer in einem Zustand, der den Gerichtsmedizinern Aufschluss über Todesursache und Zeit gebe. Danach könne man über den Mörder nachdenken. Das klang nicht mehr gar so sehr nach Ablehnung und auch nicht so, als müsse man auf ein neues Opfer warten.

In den folgenden Wochen konzentrierte Thomas Scheib sich darauf, das von Kirby vorausgesetzte erste Opfer aufzuspüren, wie er es schon einmal getan hatte, um die Lücke 1990 zu füllen. Zurückgekommen war er mit einem Fragebogen, wie er in den USA Verwendung fand. Bei jedem gewaltsamen Todesfall sollten die Ermittler den Bogen ausfüllen, was sie meist nicht taten, weil der Fragebogen sehr umfangreich war.

Während seine Frau ihren Sohn zur Welt brachte, verfasste Scheib seinen eigenen Fragebogen, beschränkte sich auf das Nötigste, das passte auf eine Seite. Dazu setzte er ein zweiseitiges Begleitschreiben auf. Das verschickte er bundesweit an alle großen Polizeidienststellen mit der Bitte um Auskunft und Weiterleitung an kleinere Dienststellen in der Umgebung.

Er fragte nach Tötungsdelikten in den frühen achtziger Jahren, bei denen das Opfer weiblich und Anfang bis Mitte zwanzig oder etwas jünger gewesen war. Weiter als bis 1980 zurückgehen müsse er nicht, hatte Kirby gesagt, da wäre der Mörder zu jung gewesen. Er solle auch nicht ausdrücklich auf den 14. September verweisen, weil der Mörder beim ersten Mal nicht unbedingt an diesem Tag habe zuschlagen können.

Die Aktion führte zu verschiedenen Hinweisen, von denen nur einer ins Bild passte. Ein ungeklärter Mord. Das Opfer hieß Anja Heckel, war neunzehn Jahre alt gewesen, hatte sich im letzten Jahr einer Ausbildung zur Buchhändlerin befunden, in Euskirchen gearbeitet und bei ihren Eltern in Blankenheim in der Eifel gelebt.

An einem Samstagabend im September 1982 war Anja Heckel aus dem Haus gegangen, um mit einem jungen Mann eine Kölner Diskothek am Clodwigplatz zu besuchen. Sie war dort auch noch gesehen worden mit einem dunkelhaarigen Mann ihres Alters.

Anjas Leiche wurde schon montags bei Holzfällerarbeiten in einem Waldstück entdeckt – ziemlich bald, wie Kirby es gesagt hatte, und nur sieben Kilometer von ihrem Elternhaus entfernt. Sie war nicht vergraben, nur mit Laub und Erde bedeckt, was ebenfalls mit Kirbys Prognose übereinstimmte. Auf den ersten Blick sah es nach einem Sexualmord aus. Die Leiche war unbekleidet, zeigte Spuren von Faustschlägen und Fußtritten. Um den Hals war ihre Strumpfhose geschlungen. Die restliche Bekleidung, Handtasche und ein Paar auffällige Ohrhänger, so genannte Kreolen, wurden nie gefunden, was mit der Fundsituation Elisabeth Brandow übereinstimmte.

Da der Fundort nicht der Tatort war, nahm die Polizei an, Anjas Mörder habe ihre Sachen am Tatort zurückgelassen oder unterwegs weggeworfen. Entsprechende Suchaktionen und Aufrufe in der Presse brachten jedoch kein Ergebnis. Und der rechtsmedizinische Befund widerlegte den ersten Eindruck. Anja war nicht erdrosselt, sondern ertränkt und erst nach Eintritt des Todes misshandelt, jedoch nicht sexuell missbraucht worden. Die Strumpfhose hatte der Mörder ihr postmortal um den Hals geschlungen.

Ein dunkelhaariger Mann – wie der Begleiter von Julia

Roberts. Tod durch Ertrinken! Und bei Elisabeth Brandow waren Kehlkopf und Zungenbein intakt gewesen. Er hätte geschworen, dass sie ebenfalls ertränkt worden war. Kirby sah es wie er. Anja Heckel war die Erste gewesen. Ein Mörder ohne Erfahrung, der jedoch rasch lernte.

«Er will sie sich nicht wegnehmen lassen», sagte Kirby. «Wahrscheinlich besucht er von Zeit zu Zeit die Gräber. Und ihre Sachen nimmt er mit. Inzwischen muss er eine beachtliche Sammlung haben.»

Eine mehr als beachtliche Sammlung. Scheib durfte gar nicht darüber nachdenken, wie viele Leute das Phantom mit einem Koffer, einer Reisetasche oder dem Fotoapparat von Silvia Lenz gesehen haben mochten. Oder dass vielleicht irgendwo eine junge Frau lebte, die sich ärgerte, wenn ihr Mann alle zwei Jahre alleine in Urlaub fuhr, und mit einer Armbanduhr, einem Paar modischer Ohrhänger oder sonst etwas versöhnt wurde, wenn er von seiner Tour zurückkam. Wahrscheinlich musste diese Frau einen entsetzlichen Kampf mit sich ausfechten, wenn sie in einer Zeitung las, wem die kleinen Geschenke zuvor gehört haben könnten. Vielleicht verdrängte sie den Verdacht, der dabei entstehen musste. Aber vielleicht griff sie doch zum Telefon.

Mit diesem Argument versuchte Scheib noch einmal sein Glück bei Wagenbach. Doch der Kriminalpsychologe blieb skeptisch. Er hielt die Zusammenhänge für konstruiert und behauptete, kein Serienmörder wäre über einen Zeitraum von mehr als einem Jahrzehnt unbehelligt geblieben.

Für Scheib klang das, als wolle Wagenbach späteren Vorwürfen entgegenwirken. Es musste zwangsläufig ein Schrei der Empörung durch die Öffentlichkeit gehen, sollte sich irgendwann beweisen lassen, dass tatsächlich ein Mann seit den frühen achtziger Jahren hatte töten

können, ohne dass die Polizei großartig etwas unternommen hätte.

Jasmins Vater

Während Thomas Scheib sich in dem Sommer beinahe jede Nacht durch Albträume wälzte, in denen er das nächste Opfer sterben sah, rückte für Karen der schwarze Freitag im September 1990 wieder in den Hintergrund. Sie war zum zweiten Mal schwanger und konzentrierte sich darauf, ein Leben zu schenken, nachdem sie eines genommen hatte. Jeden Tag genoss sie, es war alles anders als bei Jasmin. Diesmal musste sie keine romantische Liebesgeschichte erfinden und das Bäuchlein nicht verstecken.

Sie war stolz auf sich. Es war nicht leicht gewesen, wieder schwanger zu werden. Marko hatte unendlich viel Geduld aufbringen müssen. Zum Glück war er nicht so versessen auf Sex wie andere. Sarah stöhnte oft, dass Norbert jeden Abend könne und meist auch wolle. Marko hatte sich nie beschwert, wenn sie ihn zurückwies, sie nie bedrängt, ihr nicht einmal eine Erklärung abverlangt, wenn sie schon zurückzuckte, nur weil er ihr beim Küssen eine Hand in den Nacken legte.

Er nahm an, es hinge mit ihrer ersten Begegnung nach dem Tod des Radfahrers zusammen und mit seinem widerlichen Verhalten in der Zeit, als er noch nichts mit ihr zu tun haben wollte. Aber es hatte andere Gründe. Wenn sie seine Hand im Nacken fühlte, wurde ihr jedes Mal bewusst, dass es nie einen italienischen Austauschschüler gegeben hatte, nur einen unerlaubten Diskothekenbesuch nach einer Theaterprobe im Januar 1988.

Ein anspruchsvolles Stück, Romeo und Julia in zeitgemäßer Fassung. Sie war Julia, seit vierzehn Tagen, mit ganzem Herzen und schon nach der zweiten Probe bis

über beide Ohren verliebt. Romeo, mit bürgerlichem Namen hieß er Johannes Franken, war bereits achtzehn. Der Kunstlehrer hatte ihn aus der Oberstufe geholt, weil es unter den Mitgliedern des Ensembles keinen geeigneten Darsteller gab. Sie waren alle viel zu albern, er nicht.

Er nahm seine Rolle sehr ernst, und von Theaterküssen hielt er gar nichts. Als er den Vorschlag machte, nach der Probe noch eine Diskothek zu besuchen, waren vier andere spontan begeistert. Und als er sie anschaute: «Kommst du mit? Ich fahre dich auch nach Hause», gab es kein langes Überlegen, auch keinen Gedanken an Christa, die garantiert fragen würde, warum es diesmal so spät geworden war.

Johannes verfügte über ein Auto, in das sie sich zu sechst hineinquetschten, um zum Clodwigplatz zu fahren. Die anderen vier verloren sich rasch im Getümmel. Sie und er standen allein in einer schummrigen Ecke und probten inbrünstig eine Liebesszene. Bis Norbert auftauchte.

Mit ihrem Bruder hatte sie nicht gerechnet. Er hatte doch sein Stammlokal an der Zülpicher Straße. Dass er auch mal woanders hinging, hatte er noch nie erwähnt und auch nicht, dass er im September 1982 bei genau dieser Diskothek am Clodwigplatz Streit gehabt hatte. Davon hörte sie erst Jahre später.

Er riss sie und Johannes auseinander und brüllte gleich los: «Das träum ich aber nur, mach bloß, dass du nach Hause kommst.»

Ein Mann mischte sich ein, ein richtiges Kraftpaket mit kurzgeschorenen, roten Haaren, er sah aus wie ein Boxer. «Was regst du dich denn so auf? Gönn der Kleinen doch den Spaß.»

«Halt dich raus, wenn dir deine Zähne lieb sind!», schrie

Norbert den Mann an, obwohl er fast einen Kopf kleiner und mindestens zwanzig Kilo leichter war als der Rothaarige. «Die Kleine ist meine Schwester und erst fünfzehn.» Dann schaute er wieder sie an, zeigte zum Ausgang. «Wird's bald, oder muss ich nachhelfen?»

Was blieb ihr anderes übrig? Sie warf Johannes noch einen schmachtenden Blick zu, tröstete sich damit, ihn am nächsten Morgen auf dem Schulhof wiederzusehen, und machte sich auf die Suche nach einer Bus- oder Straßenbahnhaltestelle.

Schritte hinter sich oder sonst etwas hörte sie nicht. Sie fühlte sich nur plötzlich im Genick gepackt wie kurz zuvor in der Diskothek. Deshalb dachte sie, es sei Norbert. Er packte sie oft so, aus Spaß, wenn sie herumbalgten. Den Karnickelgriff nannte er das. Er schob sie auf die Büsche am Straßenrand zu. Als sie protestierte, schlug er ihr mit einer Faust in den Rücken.

Und sie nahm an, Norbert sei sehr wütend, weil er sie mit einem jungen Mann erwischt und selbst noch nicht viel Glück bei Frauen gehabt hatte. Sie rechnete fest damit, im nächsten Moment seine Stimme zu hören. Aber wer immer sie mit der Hand im Nacken gepackt hielt, er sprach kein Wort, drückte sie hinter den Büschen zu Boden, stieß sie mit dem Gesicht in den Dreck, riss ihr den Parka hoch und stülpte ihn ihr über den Kopf. Sie protestierte noch einmal, diesmal lautstark, versuchte, sich umzudrehen, den Parka vom Kopf zu streifen, und erhielt mehrere Schläge in den Rücken, so heftig, dass ihr die Luft wegblieb.

Dann zerrte er ihr die Jeans herunter, riss ihr die Unterwäsche vom Leib und drückte ihre Beine auseinander. Sie spürte sein Gewicht auf sich und den stechenden Schmerz, als er in sie eindrang. Da begriff sie endlich, dass es nicht Norbert sein konnte. So etwas hätte er ihr niemals angetan,

er war doch ihr Bruder.

Es tat höllisch weh. Und sie hatte panische Angst, dass er sie umbrachte, wenn sie noch einmal versuchte, ihm ins Gesicht zu schauen. Also schloss sie die Augen, kniff sie ganz fest zusammen, biss die Zähne aufeinander und stellte sich vor, sie läge auf der Bühne mit Johannes. Dass es nicht wirklich geschah, gewiss nicht in dieser furchtbaren Art. Dass der Kunstlehrer gleich sagen würde: «Du warst phantastisch, Karen.» Sie stellte es sich so intensiv vor, dass sie kaum spürte, wie er von ihr abließ.

Er trat ihr in die Seite, gegen die Beine, in die Rippen. Und dann war er plötzlich weg, sie hörte ihn rennen, hörte auch einen Fluch und das Knirschen zögernder Schritte, die sich dann ebenfalls eilig entfernten. Irgendwie vermischte sich beides. Und später meinte sie, sie habe sich nur eingebildet, da sei jemand gekommen, der ihren Vergewaltiger verscheucht hatte.

Sie blieb liegen. Vielleicht wartete sie wirklich darauf, dass der Kunstlehrer sagen würde: «Du kannst jetzt aufstehen, Karen.»

Irgendwann spürte sie etwas Kaltes, Feuchtes an der Wange. Und die Stimme einer älteren Frau kreischte in schrillem Ton: «Komm weg, Lilli, komm weg da, um Gottes willen.»

Erst da wurde ihr klar, dass sie nicht die ganze Nacht im Dreck und in der Kälte liegen konnte. Es war sehr kalt in dieser Nacht, unter Null Grad. Die ältere Frau kam langsam näher, weil der Hund ihr nicht gehorchte, schlug eine Hand vor den Mund, als Karen sich aufrappelte, und fragte überflüssigerweise: «Ist was passiert?»

«Nein», stammelte sie hastig. «Es ist nur – wir proben für ein Theaterstück und ich wollte – es war nur gespielt.»

Die Frau schimpfte; es sei eine Unverschämtheit, sich

mit nacktem Unterleib ins Gebüsch zu legen. «Hat deine Mutter dir kein Schamgefühl beigebracht?» Dann nahm sie den Hund an die Leine, zerrte ihn zur Straße, schimpfte weiter. Da verstehe noch einer die Jugend, das müsse man der Polizei melden.

Hätte man wohl, aber daran konnte sie nicht denken. Sie blutete und hatte nur ein Päckchen Papiertücher bei sich. Ihre Jeans lag im Gebüsch. Ihr Höschen war weg, das hatte er mitgenommen. Zum Glück war es nur ein einfaches weißes, davon hatte sie genug, sodass Christa es nicht vermissen konnte.

Wie sie nach Hause gekommen war, wusste sie nicht. Vermutlich mit einer Straßenbahn, zum Laufen war es viel zu weit. Christa war vor dem Fernseher eingeschlafen, als sie die Wohnung betrat. Norbert war noch nicht da. Sie kam unbemerkt in ihr Zimmer. Ihr war danach, ein Bad zu nehmen, aber vom Wasserrauschen wäre Christa bestimmt aufgewacht und hätte wissen wollen, was sie um die Zeit noch in der Wanne trieb.

Norbert kam etwa eine halbe Stunde nach ihr in die Wohnung. Sie lag noch wach, hörte ihn mit Christa reden. Er fragte, ob sie schon da sei. «Das will ich doch schwer hoffen», antwortete Christa. «Sonst ist aber Schluss mit lustig.»

Das war es ohnehin. Am nächsten Morgen fragte Johannes Franken, ob sie noch viel Ärger mit ihrem Bruder bekommen habe. Er nahm an, sie sei verprügelt worden, weil Norbert kurz nach ihr aus der Diskothek gestürmt war. Er selbst war bis weit nach Mitternacht mit den anderen geblieben.

Tagelang hielten sich die blauen Flecken, an den Armen, den Beinen, in der Seite, sogar am Hals. Doch davon sah niemand etwas. Sie trug einen Pullover mit Rollkragen,

was um die Jahreszeit keinen Argwohn erregte. Bei ihnen ging keiner ins Bad, wenn schon jemand drin war.

Früher, als sie noch klein gewesen war, hatte Norbert sie immer baden und ins Bett bringen müssen, weil Christa keine Zeit hatte. Mit fünf konnte sie das alleine, da kontrollierte er nur noch, ob sie sich den Rücken richtig abgetrocknet hatte.

Aber dann kam er einmal herein an einem Samstagnachmittag, als sie in der Wanne lag. An dem Wochenende war Karlheinz zu Hause. Sie war vierzehn, hatte schon einen üppigen Busen. Sie beide dachten sich nichts dabei, er war doch ihr Bruder, wollte nur wissen, ob sie sein Portemonnaie irgendwo gesehen hätte. Hatte sie nicht. Sie überlegten, wo er es gelassen haben könnte. Da kam Karlheinz dazu und regte sich fürchterlich auf.

«Raus hier!», brüllte er Norbert an. «Was fällt dir ein, du Spanner? Wenn du ein nacktes Mädchen sehen willst, such dir eine Freundin. Bist ja nun wirklich alt genug, musst nur deine Ansprüche ein bisschen runterschrauben. Es kann nicht jeder eine Schönheitskönigin kriegen.» Anschließend hielt er Christa einen Vortrag, sie solle ein bisschen aufpassen.

Seitdem musste sie die Tür abschließen. Im Gesicht war sie nicht schlimm verletzt, hatte nur ein paar Schrammen auf einer Wange. Ihr Parka war dreckig, natürlich auch die Jeans, an der zudem die Verschlussniete aus dem Stoff gerissen und der Reißverschluss kaputt war. Christa empörte sich, weil die Jeans neu gewesen war und der Parka in die Reinigung musste.

Sie erzählte ihrer Mutter, was sie auch schon Johannes Franken gesagt hatte, sie sei gestolpert, hingefallen und mit der Jeans irgendwo hängen geblieben. Christa glaubte ihr. «Kannst du nicht besser aufpassen mit deinen Sachen?

Ich finde das Geld doch nicht auf der Straße.» Damit war die Sache vom Tisch.

Vielleicht hätte sie ihrer Mutter die Wahrheit sagen müssen. Aber so etwas wollte Christa doch nicht hören. Vergewaltigung. Was hätten die Nachbarn gesagt und die Kundinnen? Sie hatten einmal darüber gesprochen, ganz allgemein. Und Christa sagte, viele Frauen seien selber schuld, wenn ihnen so etwas passiere, sie würden es förmlich herausfordern. Die Röcke so kurz, wie es kürzer nicht ging, knappe Oberteile, aus denen fast alles herausquoll, den Männern die Köpfe verdrehen. «Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.»

Sie hatte sich nicht in Gefahr begeben. Sie war hineingeschickt worden. Und wenn sie offen mit ihrer Mutter gesprochen hätte, Christa hätte sie doch umgehend zum Gynäkologen geschleift und auf einer Abtreibung bestanden. Jasmin wäre nie geboren worden, und dieses Kind war jeden Preis wert.

So hatte sie es damals natürlich nicht gesehen, da war sie nur wie gelähmt gewesen, als ihre Periode ausblieb, nahm trotzdem ein Päckchen Damenbinden und ließ sie verschwinden. Übel war ihr nicht am Morgen, sie hatte nur ständig Hunger. Damit erklärte sich, dass sie an Gewicht zulegte. Als die Jeans zu eng wurden, zog sie Gummis durchs Knopfloch, trug die Pullover drüber und hoffte, dass es irgendwie von alleine wegginge.

Aber dann sprachen sie in der Schule über einen blasphemischen Bericht in einer Illustrierten. Es ging um die Geburt Jesu. Der Verfasser des Berichts behauptete, Maria habe als junges Mädchen oft ihre schwangere Cousine Elisabeth besucht, die Mutter von Johannes dem Täufer. Marias Weg führte durch Besatzungsgebiet, wo es von römischen Soldaten nur so wimmelte. Das war nicht ungefährlich für ein junges Mädchen. In der Illustrierten

wurde die Frage aufgeworfen, was ein Mädchen in damaliger Zeit seiner Familie erzählt hätte, wenn ein römischer Soldat ihm die Ehre genommen hatte. Vielleicht hätte dieses Mädchen behauptet, ein Engel des Herrn habe ihm die frohe Botschaft verkündet, und dann sei der Heilige Geist über es gekommen.

Den Heiligen Geist hätte Christa ihr kaum abgenommen, einen römischen Soldaten auch nicht. Aber ein italienischer Austauschschüler erfüllte denselben Zweck. Seitdem dachte sie, sie sei vielleicht wirklich zu ihrer Tochter gekommen wie Maria zu Jesus.

Li hatte sie bewundert für ihre Vorstellungskraft, aus einer Vergewaltigung eine unbefleckte Empfängnis zu machen. Li hatte auch verstanden, wie ihr zumute war, weil sie etwas Ähnliches erlebt hatte – mit demselben Mann. «Es stand ihm nicht auf der Stirn geschrieben, dass er mal wie ein Tier über ein fünfzehnjähriges Mädchen hergefallen ist», hatte Li an dem Vormittag gesagt, als sie zu zweit unter einem Schirm durch den Regen liefen.

«Und so hat er es mir auch nicht erzählt. Er protzte, es hätte dir Spaß gemacht, du hättest gar nicht genug von ihm bekommen können, ihm zur Erinnerung an das unvergleichliche Erlebnis sogar dein Höschen geschenkt. Ich dachte, er will sich nur aufspielen, bis er über mich herfiel. Weißt du, was ich mir vorgestellt habe? Ich wäre eine Spinne. Viele Spinnenweibchen saugen die Männchen nach der Begattung aus. Und speziell darauf sind die Kerle alle scharf. Dieser Scheißkerl konnte gar nicht genug davon bekommen.»

All das war lange her, als aus ihr und Marko ein Paar geworden war. Doch trotzdem bekam sie ihre Abwehrreaktionen einfach nicht unter Kontrolle, wenn er zärtlich

werden wollte. Oft hatte sie Angst, er könne sie deswegen wieder nach Hause schicken. Er hatte so viel mit anderen Frauen zu tun, unkomplizierten Frauen, die keine Hemmungen kannten, Liebe in allen Positionen machten, auch einmal ohne Scheu die Initiative ergriffen. In der Agentur gaben solche Frauen sich die Türklinke in die Hand.

Ein paar Mal spielte sie mit dem Gedanken, ihm zu erklären, was ihr zugestoßen war. Sie tat es nicht, aus Furcht, er könne ihre Tochter ablehnen. Er hatte ohnehin ein zwiespältiges Verhältnis zu Jasmin, weil sie nicht von ihm adoptiert werden wollte. Jasmin konnte doch nichts dafür.

Doch es war gar nicht nötig, ihm etwas zu erklären, weil er immer Verständnis hatte. Solange sie bei Margo gelebt hatten, waren sie stets gemeinsam in sein Zimmer gegangen, damit Margo nicht stutzig wurde. Ein paar Mal hatte er auch versucht, mit ihr zu schlafen. Aber wenn sie die Luft anhielt, nur noch dalag wie ein Brett, sagte er regelmäßig: «Schon gut, Schatz, ich kann warten. Es ist kein Problem, wirklich nicht. Ich bin ja selber schuld, nicht wahr? Ich hätte ja etwas freundlicher sein können zu Anfang.» Dann war er durch die Verbindungstür in Rabeas Zimmer gegangen und hatte die Nacht dort verbracht.

Nach der Hochzeit wurde es nicht einfacher. Manchmal stellte sie sich vor, auf der Bühne zu sein oder mit Johannes Franken in der Diskothek. Und dann kam so ein verregneter Nachmittag, ein gutes Jahr nach ihrem Einzug in das Haus am Amselweg. Hinaus in den Garten konnte sie nicht, nach Köln fahren lohnte nicht, Marko hatte in der Agentur zu tun und sah es nicht gerne, wenn sie sich dort nützlich machen wollte. Ihre Familie zu besuchen, dazu fehlte ihr die Lust, weil Jasmin den Nachmittag bei einer Freundin verbrachte.

Sie schaute sich eine Fernsehsendung an, einen Bericht über die Behandlung psychischer Störungen, bei dem sie unwillkürlich an Li denken musste. Es ging um eine Spinnenphobie. Zuerst wurden der Patientin Fotos von Spinnen gezeigt, so lange, bis sie das Papier berühren konnte. Dann ging man zu lebenden Tieren in Glaskästen über. Und irgendwann war die Frau soweit, eine Spinne eigenhändig aus dem Kasten zu nehmen und auf ihren Handrücken zu setzen.

Natürlich war Marko mit seinem Bedürfnis nach Liebe und Zärtlichkeit nicht vergleichbar mit einer Spinne. Aber irgendwie half ihr der Bericht. In Erinnerung an das, was Li gesagt hatte. Und Marko verblüffte es, als sie zum ersten Mal die Initiative ergriff. «Das musst du nicht tun, Schatz», sagte er.

«Ich will aber», antwortete sie und machte weiter, machte sich vertraut damit und stellte fest, dass ein Mann ebenso verletzbar war wie eine Frau.

Und nun war sie endlich schwanger. Im Oktober stand unwiderruflich fest, dass sie diesmal einen Sohn bekommen würde. Marko war außer sich vor Freude, er hatte sich so sehr ein eigenes Kind gewünscht und machte ihr teure Geschenke. Ein Paar Ohrstecker aus Platin mit einem dazu passenden Ring, der ihr allerdings zu weit war. Sie mussten ihn beim Juwelier enger machen lassen, danach war er zu eng. Sie konnte ihn nie tragen, aber die Ohrstecker legte sie gar nicht mehr ab.

Auch sonst kümmerte Marko sich rührend um sie. Wenn er unterwegs war, rief er mehrmals täglich an. Wenn er in Köln zu tun hatte, nahm er sie manchmal mit in die Agentur, und im November einmal mit in die Eifel, wohin er sonst nur alleine fuhr, um ihr den Umgang mit seiner verschrobenen Großtante zu ersparen. Doch nun war die alte Frau gestorben, friedlich in ihrem Bett eingeschlafen.

Marko hatte sie bei einem seiner regelmäßigen Besuche gefunden und in aller Stille beerdigen lassen. Margo wäre ohnehin nicht zum Begräbnis gekommen, und ihr wollte er nicht zumuten, auf einem Friedhof zu stehen, damit nicht am Ende wieder Gedanken an den Radfahrer aufkamen.

Danach sollte das Häuschen entrümpelt werden. Marko wollte es abreißen lassen, das große Grundstück verkaufen und mit dem Erlös die Hypothek für den Amselweg tilgen. Sie durchstöberten alles, um sicherzugehen, dass nicht in irgendeinem Kasten etwas von Wert lag. Die alte Frau hatte den Banken nicht getraut und ihr Geld zu Hause versteckt.

In einer Truhe mit verschlissener Bettwäsche fand Marko fast zehntausend Mark. Und Karen entdeckte in dem kleinen Gewölbekeller unter der Küche einen Schatz, der ihn aus der Fassung brachte. Eine Blechdose, in der wohl einmal Gebäck verwahrt worden war. Es klebten immer noch steinharte Krümel am Boden. Und zwischen den Krümeln lag ein silbernes Medaillon von der Größe eines Fünfmarkstücks. Auf der vorderen Deckplatte waren Ornamente, ein verschlungenes Blumenmuster, auf der Rückseite die Initialen M S eingraviert, Monika Stichler.

Das Medaillon hatte Markos Mutter gehört. Es enthielt eine Haarlocke und ein Foto von ihr, auf dem sie jedoch kaum zu erkennen war, weil sie auf einer Wiese lag. Das Foto war klein, das Gesicht nicht größer als ein Stecknadelkopf.

Marko hatte Mühe, die Tränen zurückzuhalten, und fluchte auf die Tante. «Dieses verrückte Weib. Du kannst dir nicht vorstellen, wie oft ich sie nach den Sachen meiner Mutter gefragt habe, Schatz. Wenigstens eine kleine Erinnerung hätte ich gerne gehabt. Und immer behauptete sie, sie habe damals einiges verkauft und das meiste weggeworfen. Und dabei lag das hier im Keller.»

Dann legte er ihr das Medaillon um den Hals. «Ich will, dass du es trägst, auch bei der Geburt. Sie hat es damals abgenommen. Das wirst du nicht tun, versprich mir das.» Sie versprach es und wollte weitersuchen, das Stöbern machte ihr Spaß. Aber er meinte, es sei zu kalt. «Du hast ja schon ganz steife Finger. Fahren wir lieber nach Hause, ehe du dir einen Schnupfen holst. Es eilt ja nicht hier.»

In den letzten Wochen vor der Geburt wich er ihr keinen Schritt mehr von der Seite. Er wollte dabei sein, wenn sein Sohn geboren wurde. Er suchte den Namen aus – Kevin – und die Einrichtung fürs Kinderzimmer – zweckmäßig, ohne Schnörkel, Seidenblumen oder Glaskugeln. Er begleitete sie zu den Arztterminen und stellte unendlich viele Fragen, weil doch bei Jasmin von einer Beckenanomalie die Rede gewesen war. Diesmal hieß es, es sei alles in Ordnung. Aber das war es nicht.

Kevin kam schon Ende Februar 1997, vier Wochen vor dem errechneten Termin zur Welt. Die Wehen begannen am frühen Abend, Marko fuhr sie ins Krankenhaus, stand ihr die ganze Nacht zur Seite, obwohl er kaum etwas tun konnte. Die Geburt zog sich endlos und sehr schmerzhaft in die Länge, weil sie es ablehnte, sich eine Anästhesie geben zu lassen. Bei Jasmin hatte sie nichts gespürt. Nun wollte sie fühlen, wie ein Mensch auf die Welt kam, wenn sie schon nicht wusste, wie es gewesen war, als ein Mensch durch ihre Schuld diese Welt verließ.

Schließlich reichte ihre Kraft nicht mehr für die Presswehen. Marko, der bis dahin ihre Hand gehalten, ihr gut zugeredet und den Schweiß von der Stirn gewischt hatte, wurde aus dem Geburtszimmer gewiesen. Für einen Kaiserschnitt war es viel zu spät. Der Arzt musste zur Saugglocke greifen.

Tagelang sah Kevins Kopf aus, als trüge er eine Zipfelmütze. Ein schönes Baby war ihr Sohn nicht. Nur

Margo fand ihn hinreißend. Christa nannte ihn ein putziges Kerlchen, und wie sie das ausdrückte, klang es, als habe man nach all den Scherereien von ihr nichts Besseres erwarten dürfen. Norbert löste eine wahre Flut von Tränen aus mit dem saloppen Rat: «Jetzt kannst du endlich die Enten wegschmeißen. Wenn du ihn an den Teich legst, fällt er nicht auf, den hält garantiert jeder für einen Gartenzwerg.»

Sarah stieß ihn in die Seite. «Halt doch den Mund, du Idiot. Sieh mal, was du angerichtet hast.»

Sogar Jasmin, die ihn normalerweise vergötterte, sagte: «Das war jetzt aber wirklich gemein, Norbert. Das arme Baby kann doch nichts dafür.» Dann wollte Jasmin von ihr wissen: «Bleibt das so, Karen? Das wäre aber ziemlich blöd. Wenn er mal zur Schule geht, lachen ihn bestimmt alle aus.»

Natürlich blieb es nicht so. Als sie eine knappe Woche später mit Kevin nach Hause kam, hatte sich die Deformierung am Köpfchen schon weitgehend zurückgebildet. Marko hatte für die nächsten sechs Wochen sämtliche Termine abgesagt, fuhr nicht einmal zur Agentur. Er wechselte die Windeln und gab das Fläschchen, weil sie nicht genügend Milch hatte, um ihren Sohn zu stillen. Beim ersten Quengeln stand er neben der Wiege, auch dreimal in der Nacht. Nichts war ihm zu viel. Mindestens zehnmal am Tag sagte er: «Lass nur, Schatz, ich mache das schon. Komm du erst wieder richtig zu Kräften. Du hast sehr viel Blut verloren.» Ihm war im Geburtszimmer furchtbar übel geworden. Er konnte kein Blut sehen, hatte aber trotzdem neben ihr ausgehalten, bis der Arzt ihn aufforderte zu gehen.

Er war ein wundervoller Vater und ein Ehemann, der keine Wünsche offen ließ. Christa erzählte den Nachbarn und der Kundschaft inzwischen bei jeder Gelegenheit:

«Einen besseren Mann hätte unsere Karen gar nicht finden können. Marko ist so rührend mit dem Kleinen und liest ihr jeden Wunsch von den Augen ab. Er tut für sie, was er nur kann.»

Nach Kevins Geburt musste Marko eine Menge tun. Bis dahin waren es leichte und dankbare Rollen gewesen. Freundliche Nachbarin, liebende Ehefrau, für Christa schuldbewusste, für Karlheinz tüchtige Tochter, die ihr Leben wieder fest im Griff hatte. Für Norbert, Sarah und Margo dankbare Schwester, Schwägerin und Schwiegertochter. Aber Mutter, in dieser Rolle versagte sie kläglich.

Sie hatte sich das so hübsch vorgestellt, aus den Erinnerungen an Jasmins erste Wochen und Monate geschöpft. Ein friedlich schlafender Säugling im Kinderwagen und sie an einem Tisch daneben mit Schularbeiten. Ein zufrieden rülpsendes Baby, das sie über Christas Schulter hinweg anlächelte. Nichts davon entsprach der Wirklichkeit.

Kevin war ein unruhiges und anstrengendes Baby. Er quengelte und greinte, sobald er die Augen aufschlug. Wenn Marko sich über ihn beugte, war er sofort still, dann konnte er sogar lächeln. Bei ihr zogen sich seine Mundwinkel sofort wieder nach unten, als wolle er sagen: Geh weg. Sie dachte oft, er wüsste genau, dass sie einen Menschen getötet hatte. Vielleicht hatte er es gespürt in ihrem Leib. Auch wenn sie nicht daran dachte, die Schuld war doch immer in ihr. Und wer wollte schon eine Mörderin als Mutter?

Aber als sie einmal so eine Andeutung machte, rastete Norbert völlig aus und brüllte sie an: «Verdammt nochmal, hör endlich auf damit! Es war ein Unfall! Warum geht das nicht rein in deinen Schädel? Ein Unfall und kein Mord. Ein Mord sieht ganz anders aus, das kannst du mir glauben.»

Sabine

Als Karen im Oktober 1996 erfuhr, dass sie mit einem Sohn schwanger war, hatte Thomas Scheib, wie befürchtet, einen neuen Fall. Die Frau hieß Sabine Bergholt, von einigen wurde sie Lady genannt, obwohl sie mit einer Lady nur das Äußere gemein hatte. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt und als Hostess für eine so genannte Begleitagentur tätig. Im Durchschnitt wurde sie fünfmal pro Woche vermittelt. Das reichte ihr nicht. Ihr Lebensstil war relativ aufwendig. Seit geraumer Zeit offerierte sie deshalb ohne Wissen der Begleitagentur ihre Dienste in diversen Tageszeitungen im Großraum Frankfurt und vereinbarte Termine auf eigene Rechnung. Nur eine Freundin war eingeweiht und warnte mehrfach vor den Risiken.

Sabine Bergholt sah zu Anfang keine Gefahr für sich. Ihre Wohnung und ihr Auto, wo sie mit einem Mann allein gewesen wäre, waren tabu. Sie traf ihre Privatkunden in Mittelklassehotels. Aber einmal war es ein Mittelklassewagen, gegen jede Vereinbarung. Der Kunde bot fünfhundert Mark. Angeblich wollte er mit ihr zu einer kleinen, verschwiegenen Pension. Er könne es sich nicht leisten, mit ihr von Kollegen im Hotel gesehen zu werden, erklärte er. Dann steuerte er einen gottverlassenen Waldweg an, meinte plötzlich, das Geld für ein Pensionszimmer könne man sich sparen. Im Auto hätte es doch etwas von der verlorenen Jugend.

Minutenlang stand Sabine Bergholt Todesängste aus. Dann entpuppte sich der Kunde scheinbar als nostalgischer Träumer mit der Sehnsucht nach einer verbotenen Liebe. Er offerierte einen Hunderter mehr für eine

ausgiebige Knutscherei im Dunkeln und bat, sie möge sich dabei benehmen wie seine Schwester, hin und her gerissen zwischen Begehren und dem Wissen, dass es nicht erlaubt sei. Danach gab er sich mit Petting zufrieden, weil das besser zum Rollenspiel passte.

Nach dem Abstecher ins Grüne sprach Sabine Bergholt mit ihrer Freundin über den Kunden, von dem sie sich zuerst in eine Falle gelockt und dann großzügig entlohnt gefühlt hatte. Einen Namen oder ein Autokennzeichen nannte sie nicht, gab auch keine Beschreibung des Mannes ab. Sie hatte ja Glück gehabt und versprach hoch und heilig, keine Geschäfte mehr auf eigene Rechnung zu machen, jedenfalls nicht mit völlig Unbekannten.

Ob sie den Kunden mit einer Vorliebe für einsame Waldwege und einem ganz speziellen Wunsch noch einmal getroffen hatte, ließ sich nicht in Erfahrung bringen. Sie führte nicht Buch über privat vereinbarte Termine. Von der Begleitagentur war sie für den Abend des 14. September 1996 nicht vermittelt worden.

Kurz vor neunzehn Uhr an diesem Abend sah ein Hotelangestellter in Hofheim-Diedenbergen eine Frau die Lobby betreten, die er später zweifelsfrei als Sabine Bergholt identifizierte.

Sie trug ein hellgraues Kostüm mit knielangem Rock, dezenten, aber sehr teuren Schmuck, hatte eine Aktenmappe bei sich, als käme sie zu einer geschäftlichen Besprechung. Der Angestellte wollte sich erkundigen, ob sie auf einen Hotelgast wartete, wurde jedoch durch eintreffende Gäste abgelenkt. Während er Zimmerschlüssel aushändigte, sah er Sabine Bergholt die Lobby wieder verlassen, zusammen mit einem Mann, den er nur flüchtig und von hinten sah. Die Beschreibung war entsprechend dürftig: Mittelgroß, schlank, dunkelhaarig, bekleidet mit einem dunkelblauen Mantel. Er meinte, der Mann sei

Sekunden vorher von draußen hereingekommen, und war sicher, dass es sich nicht um einen Hotelgast handelte.

Für zweiundzwanzig Uhr war Sabine Bergholt noch mit ihrer Freundin verabredet gewesen. Doch die wartete vergebens. Eins war somit sicher: Am 14. September 1996 war Sabine Bergholt ihrem Mörder begegnet. Und in ihrem Fall gab es bald eine Leiche.

Die sterblichen Überreste der Lady wurden Mitte Oktober im Spessart entdeckt, etwa fünfzig Meter von einem Wirtschaftsweg entfernt, in einem Gebiet, in das sich normalerweise keine Spaziergänger verirrten, nur eine an Alzheimer erkrankte Frau, nach der ein Großaufgebot Polizei mit Hunden suchte. Auf einer kleinen Lichtung schlug einer der Hunde an. Zu sehen war nichts. Man kontrollierte die Stelle nur, weil der Hund nicht davon ablassen wollte. Bei der Gelegenheit wurden viele möglicherweise vorhandene Spuren vernichtet oder unbrauchbar gemacht.

Aber es gab trotzdem etwas, worin Thomas Scheib einen weiteren Beweis für Kirbys Theorien sah. Ein Drahtgeflecht, auf dem Soden von Gras und Unkraut befestigt waren, lag unter der Leiche am Boden der nicht übermäßig tiefen Grube. Das Grab war vorbereitet und wie eine Fallgrube getarnt worden. Wie lange vor dem 14. September die Grube ausgehoben worden war, ließ sich nicht exakt bestimmen, etwa acht Wochen, schätzte eine botanische Sachverständige.

Auch der Zeitpunkt des Todes war aus rechtsmedizinischer Sicht nicht auf den Tag genau festzulegen. Sicher war nur: Der Mörder hatte Sabine Bergholt nicht über einen längeren Zeitraum in seiner Gewalt gehabt. Er musste sie schnell getötet haben, wahrscheinlich noch am selben Abend. Dass der Tatort in der Komfortzone lag, war damit auszuschließen, aber davon war Kirby ja auch

nicht lange ausgegangen.

Die Leiche war unbekleidet und grausam entstellt, das Gesicht durch Gewalteinwirkung völlig unkenntlich gemacht, der Körper von Stockschlägen und Fußtritten gezeichnet. Die Schläge waren mit einem armdicken Ast ausgeführt worden, der ebenfalls am Boden der Grube lag. Um den Hals war ein schmaler, grauer Ledergürtel gezurrt. Mit Ausnahme des Gürtels, den Sabine Bergholts Freundin wieder erkannte, fand sich von der Bekleidung nichts, auch keine Handtasche oder Schmuck. Die Umgebung des Fundorts wurde in weitem Umkreis tagelang gründlich abgesucht – ohne Ergebnis.

Auch der Tatort konnte nicht genau bestimmt werden. Man nahm jedoch an, dass er nicht weit von der Fundstelle entfernt lag. Bei der Obduktion wurden in Nase, Mundhöhle und Bronchien Rückstände von Schlamm sichergestellt. Am Hinterkopf und im Genick gab es Hämatome, verursacht von einem Sportschuh mit Profilsohle. Sabine Bergholt war mit dem Gesicht in eine schlammige Pfütze gedrückt, vielmehr getreten worden. Pfützen gab es auf dem Wirtschaftsweg mehr als genug. Alle weiteren Misshandlungen und das Umlegen des Gürtels hatten postmortal stattgefunden.

Die Übereinstimmungen mit dem Tod Anja Heckels waren für Scheib offenkundig. Auch wenn es bei der Neunzehnjährigen aus Blankenheim längst nicht dieses Ausmaß an Gewalt gegeben hatte. Nach allen Erfahrungen kam es im Verlauf einer Tötungsserie immer zu Steigerungen. Und die Überreste von Elisabeth Brandow waren neun Jahre zuvor ebenfalls im Spessart entdeckt worden – nur etwa zwanzig Kilometer Luftlinie von der Fundstelle Bergholt entfernt.

Thomas Scheib sah sich auf der ganzen Linie bestätigt. Er fuhr nach Frankfurt, auch in den Spessart. Zurück kam

er mit Fotos und Kopien von ein paar Berichten, die immerhin hatte man ihm überlassen. Er war so frustriert wie nie zuvor.

Niemand war bereit, sich seiner Meinung anzuschließen. Eine Prostituierte, noch dazu eine, der man auf den ersten Blick ansah, dass nicht beide Elternteile Mitteleuropäer waren, entsprach nach Wagenbachs Ansicht absolut nicht dem bisherigen Opfertyp. Wenn die vermissten Frauen überhaupt als Opfer bezeichnet werden durften, ein Punkt, den der Kriminalpsychologe noch nicht als erwiesen ansah. Sabine Bergholt jedenfalls hatte einer Risikogruppe angehört. Die Frankfurter Kripo suchte den letzten Kunden, ermittelte im Rotlichtmilieu und wollte sich von einem BKA-Beamten, den niemand um seine Meinung gebeten hatte, nicht einreden lassen, dass sie dort ihre Zeit verschwendeten.

Scheib investierte noch drei freie Tage, flog mit Fotos und Berichten nach Quantico. Kirby schaute sich alles an, ließ sich die Fundsituation erläutern und vortragen, was Spurensicherung und Obduktion ergeben hatten. Selbst lesen konnte er die in deutscher Sprache abgefassten Berichte nicht, doch er bestätigte Scheib in jeder Hinsicht.

Natürlich war Sabine Bergholt ein Callgirl und die Tochter einer Farbigen gewesen, aber auch eine sehr schöne, gepflegte, kluge und kultivierte junge Frau, keine, die man auf dem Straßenstrich abfing. Ihr Vater war Oberstudienrat und ihr Mörder ein Mann mit Erfahrung. Nach einer Ouvertüre sah die Beseitigung der Leiche für Kirby wahrhaftig nicht aus.

Den Mörder im Rotlichtmilieu zu suchen, hielt der FBI-Profiler jedoch nicht für pure Zeitverschwendung. Selbstverständlich war Sabine Bergholts letzter Kunde ihr Mörder gewesen. Kirby tippte auf den Mann, der Wert auf eine ausgiebige Knutscherei im Dunkeln gelegt hatte – mit

der eigenen Schwester. «Weibliche Geschwister», erinnerte er. «Und er durfte nicht so mit ihnen spielen, wie er wollte. Jetzt spielt er mit anderen.»

Kirby nannte es einen Overkill. Zuerst ein heftiger Schlag in den Oberbauch oder das Genick, der sie bewegungsunfähig machte. Und ehe sie wusste, wie ihr geschah, lag sie mit dem Gesicht in einem schlammigen Tümpel oder einer Pfütze, wurde ertränkt, erstickt, erschlagen und noch erdrosselt, obwohl sie längst tot war. Das war ein unbändiger Hass, den der Mörder sich allerdings erst gestattete, wenn das Opfer zu keiner Gegenwehr mehr fähig war. Ihm lag nichts an Todesangst. Er legte keinen Wert auf Stöhnen, Schreien oder Betteln um das Leben, degradierte sein Opfer zu einem Ding, wollte nur totale Macht, absolute Vernichtung, sich durch nichts und niemanden ablenken oder stören lassen, nicht einmal vom Opfer selbst.

Aber jetzt gab es einen Hoffnungsfunken. «Mit etwas Glück bleibt er bei dieser Berufsgruppe», meinte Kirby. «Da muss er seine kostbare Zeit nicht mit sinnlosem Vorgeplänkel verschwenden und kommt in jeder Hinsicht auf seine Kosten. Edelnutten sind in der Regel attraktiv und auch bereit, ausgefallene Wünsche zu erfüllen. Viele von ihnen inserieren. Jetzt hast du zwei Jahre, die Damen vorzuwarnen, was ihnen bevorsteht, wenn sie an diesen Kunden geraten.»

Trotz seiner Frustration war Scheib zuversichtlich, als er zurückkam. Wenn Kirbys Prognose sich bewahrheitete und der Mörder auch sein nächstes Opfer aus einer bestimmten Sorte von Zeitungsannoncen suchte, sah er Möglichkeiten. Leider kümmerte sich das Phantom nicht um die Hoffnung eines Polizisten. Der nächste Name, den Scheib auf seine Liste setzen musste, war der einer jungen Mutter. Aber bis dahin waren es noch zwei Jahre.

Kevin

Es waren zwei schlimme Jahre für Karen. Als Marko sechs Wochen nach der Geburt ihres Sohnes wieder zu arbeiten begann, rief sie ihn mindestens dreimal am Tag an, weil sie das Geschrei nicht mehr ertrug und nicht wusste, was sie machen sollte. Sich mal für eine Stunde an den Computer zu setzen, war unmöglich. Sie konnte nicht mal für eine halbe Stunde an den Teich flüchten, um sich zu beruhigen.

Vom Wohnzimmer aus sah sie nur die Enten, das half nicht, im Gegenteil, es machte sie völlig konfus. Sie musste so dicht heran, dass sich ihr Gesicht im Wasser spiegelte. Und draußen machte Kevin die gesamte Nachbarschaft rebellisch.

Wenn sie alleine hinausging, stand ihre Nachbarin Sekunden später am Gartenzaun und sagte: «Du darfst ihn nicht so schreien lassen, Karen, er bekommt einen Leistenbruch. Er schreit auch bestimmt nicht ohne Grund, das tun Kinder nie. Geh doch mal mit ihm zum Arzt.»

Da traute sie sich alleine nicht hin. Kevin vertrug keine Windeln, bekam davon einen hartnäckigen Hautausschlag. Der Arzt schaute sie jedes Mal so komisch an und stellte unangenehme Fragen. Ob sie ihren Sohn nicht regelmäßig bade oder keine Wundschutzcreme benutze. Natürlich benutzte sie eine Creme, manchmal, wenn Marko ausdrücklich darauf bestand. Sie hatte immer das Gefühl, es wurde besser ohne Creme. Christa sagte auch jedes Mal: «Da muss frische Luft ran.»

Deshalb wickelte sie ihn gar nicht, legte ihn nur auf Mulltücher, die sie sofort auswechselte, wenn sie nass waren. Das waren sie eigentlich immer. Und es war

natürlich nicht möglich, ein halb nacktes Baby durch den Ort zu schieben und Besorgungen oder einen Besuch bei der Familie zu machen.

Aber sie badete Kevin, versuchte es jedenfalls einige Male, obwohl er wie am Spieß brüllte und sich in ihren Händen wand wie ein glitschiger Aal. Nachdem er ihr einmal entglitten, mit dem Köpfchen unter Wasser geraten war und sich anschließend fast die Lungen aus dem Leib geschrien hatte, wusch sie ihn nur noch auf dem Wickeltisch und überließ das Baden lieber Marko.

Nach Möglichkeit überließ sie ihm auch die Besuche beim Kinderarzt. Marko konnte den Hautausschlag erklären. Er hatte das als Kind ja auch gehabt, eine sehr empfindliche Haut, die allergisch auf Urin reagierte – und auf den Sanitärreiniger, mit dem seine Großtante die Windeln ausgekocht hatte. Aber das sagte er dem Kinderarzt natürlich nicht.

Wenn Marko in Köln zu tun hatte und sie ihn anrief, weil sie sich nicht mehr zu helfen wusste, kam er nach Hause, sofern sich das irgendwie einrichten ließ. Leider tat es das nur selten. Margo hatte ihre Hoffnungen auf sie endgültig begraben und bestand nun darauf, dass er sich in die Geschäftsführung einarbeitete und sie entlastete. Es mussten Gagen ausgehandelt, Vertragsklauseln durchschaut, Models motiviert und betreut, ihren Talenten entsprechend ausgewählt und ge- oder vertröstet werden. Da waren Fingerspitzengefühl ebenso wie eisenharte Ellbogen gefragt, vor allem im Filmgeschäft.

Marko klagte oft, dass sein Tag vierzig Stunden haben müsste. Seine Zeit reichte hinten und vorne nicht. Er hätte entschieden lieber ihr zur Seite gestanden und seinen Sohn umsorgt als irgendeine Filmzicke zum Essen ausgeführt. Die Frauen im Produktionsbereich überließ Margo grundsätzlich ihm, setzte auf seinen Charme und vergaß

dabei manchmal, dass er eine Familie hatte, die ihn dringend brauchte.

Norbert schlug vor, Karen solle sich erneut in einer Fahrschule anmelden. Ihre Sperrfrist war längst abgelaufen. Wenn sie den Führerschein und ein eigenes Auto hätte, könnte sie mal mit dem Baby nach Köln fahren, vielleicht stundenweise in der Agentur aushelfen. Norbert war überzeugt, Kevin wäre nur so unruhig, weil ihre Nerven blank lagen.

«Du musst unter Leute, Karen», sagte er. «Immer nur das Haus, der Garten, unsere dummen Gesichter und ein brüllendes Kind, da würde ich auch verrückt. Es hat dir doch Spaß gemacht, in der Agentur zu arbeiten. Margo freut sich bestimmt. Wenn Marko Einwände erhebt, rede ich mal mit ihm.»

Marko hielt sich mit Einwänden zurück, meinte nur, sie sei einer Dreifachbelastung nicht gewachsen. Haushalt, Kind und Job, da müsse zwangsläufig einiges zu kurz kommen. Und Margos Ehe mit seinem Vater sei letztlich daran gescheitert, dass sie keine Zeit gehabt hatte für ihre Familie. Aber den Führerschein hielt er für eine gute Idee, und ein eigenes Auto, mit dem sie nach Köln kommen könne, da hätte er auch tagsüber etwas von seinem Sohn gehabt. Allerdings war er strikt dagegen, dass Norbert irgendeine alte Schrottkiste für sie herrichtete. Er wollte ihr ein neues Auto kaufen.

«Denk lieber gar nicht erst drüber nach», sagte Christa. «Oder willst du mit dem brüllenden Kind fahren? Da möchte ich nicht sehen, wo sich das Auto beim nächsten Mal überschlägt.»

Sie wusste, dass ihre Mutter Recht hatte. Damit Norbert sich nicht gar so sehr aufregte, sagte sie: «Ich brauche kein Auto. In Köln kriegt man ja doch keinen Parkplatz. Es ist

vernünftiger, den Zug zu nehmen.»

«Dann tu das», sagte er. «Aber tu endlich was, Karen. Du traust dich ja nicht mal mit dem Kinderwagen durchs Dorf. Wenn du dich jetzt schon von dem Knirps tyrannisieren lässt, was machst du, wenn er älter wird? Setz dich durch.»

Er hatte leicht reden, wie sollte sie sich durchsetzen gegen ein Baby? Es wurde nur schlimmer. Als Kevin ein Jahr alt war, legte er los mit ohrenbetäubendem Gebrüll, wenn ihm etwas nicht passte. Nahm sie ihn auf den Arm, machte er sich ganz steif, bog den Rücken durch und den Kopf weit nach hinten, dass sie ihn kaum halten konnte. Oft schlug er ihr ins Gesicht oder griff mit beiden Händen in ihre Haare und zerrte daran, bis sie ihn notgedrungen wieder herunterließ.

Einmal riss er ihr einen Ohrstecker heraus. Ihr Ohrläppchen wurde gespalten, die Stecker konnte sie danach nicht mehr tragen. Da schimpfte sogar Marko mit ihm, weil er die Platinstecker so gerne an ihr gesehen hatte. Ein andermal verkrallte Kevin sich in der Kette des Medaillons, das Marko ihr in der Eifel um den Hals gelegt hatte. Sie hatte es seitdem nicht wieder abgenommen, nicht einmal unter der Dusche oder bei der Geburt. Die Kette ging natürlich kaputt. Da gab sie ihm einen Klaps auf die Finger. Zum Glück war er noch so klein, dass er sie nicht bei Marko verpetzen konnte, sonst hätten sie vielleicht Streit bekommen. Marko hielt nichts von drastischen Erziehungsmethoden. Die hatte es bei ihm auch nicht gegeben, keinen einzigen Schlag, sagte er einmal.

Norbert reparierte die Kette. Es hatten sich nur zwei Glieder verzogen, die sich wieder zusammendrücken ließen. Aber die Stelle blieb sehr anfällig. Bevor sie ins Bett ging, nahm sie das Medaillon nun lieber ab, legte es erst nach dem Duschen am nächsten Morgen wieder an

und hütete sich, Kevin noch einmal auf den Arm zu nehmen. Das war auch nicht nötig.

Er lief bereits an einer Hand und an den Möbeln entlang, aber meist krabbelte er. Den ganzen Tag wischte sie hinter ihm her, weil er immer noch keine Windeln vertrug. Nichts in Kniehöhe war sicher vor ihm, alles wanderte sofort in den Mund, auch Erdklumpen im Garten.

Der Zierteich musste zu seiner Sicherheit entfernt werden. Margo sagte bei einem Besuch: «Mir wird übel, wenn ich diesen Tümpel sehe.» Kurz nach ihrem Einzug wäre sie Margo dankbar gewesen. Jetzt war es eine Katastrophe. Ihr Zauberteich.

Mit dem Springbrunnen hatte sie sich längst arrangiert, nahm das Plätschern bewusst fast nicht mehr wahr. Auch mit den Eindrücken von Blut an der Windschutzscheibe früh am Morgen hatte sie sich abgefunden. Die Schuld gehörte nun einmal zu ihrem Leben. Es waren ja auch immer nur ein paar Sekunden.

Zuerst protestierte Marko, aber er gab so schnell nach, als Margo sagte: «Du wirst deines Lebens nie mehr froh, wenn du dein Kind auf diese Weise verlierst.»

Der Springbrunnen wurde in der Garage deponiert. Die Entenfamilie aus Steingut zog um auf ein Stück Rasen nahe der Terrasse. Und kaum standen sie da, zerdepperte Kevin zwei Küken an der Terrassenkante und steckte sich die Scherben in den Mund.

Es wurde nur ganz allmählich besser mit ihm. Mit achtzehn Monaten reagierte er auf ihre Familie und die Nachbarschaft nicht mehr mit Gezeter. Es war möglich, ihm eine Mullwindel anzuziehen und ihn im Buggy durch den Ort zu schieben, ohne ständig gefragt zu werden: «Warum schreit das Kind denn so? Haben Sie ihm was getan?»

Natürlich nicht. Christa gab ihm manchmal einen Klaps, wenn sie sah, dass er nach seiner Mutter schlug. «Was sind denn das für Sitten?», fragte Christa häufig, und einmal sagte sie mit drohend erhobenem Finger zu ihm: «Das Händchen, das die Mama schlägt, das wird im Grabe abgesägt.»

Er war noch sehr klein, aber das verstand er. Danach hob er jedenfalls nicht mehr die Hand gegen sie. Er entwickelte sich von einem schwierigen Baby zum willensstarken Kleinkind, blieb auf seinen Vater fixiert. Marko gehorchte er immer, ihr nur, wenn Marko in der Nähe war oder sie drohte, ihn zu rufen. Doch damit konnte sie leben.

Waltraud

Im September 1998, als Karens häusliche Situation sich allmählich entspannte, verschwand Waltraud Habel aus Kellinghusen in Schleswig-Holstein. Für Thomas Scheib war es ein großer Schock. Er hatte seit Jahresbeginn alles getan, was in seiner Macht stand, um einen weiteren Mord zu verhindern. Hilfsorganisationen, die im Prostituiertenmilieu tätig waren, ebenso informiert wie die Sittendezernate in allen Großstädten. Der gefährdete Personenkreis schien nach dem Tod von Sabine Bergholt relativ klein. Straßenstrich und Bordelle konnte man ausklammern. Man sollte sich auf einschlägige Inserate konzentrieren und die Frauen warnen. Bei verdächtigen Kontakten hätte man sogar einen Lockvogel einsetzen und das Phantom in eine Falle locken können. Alles umsonst.

Waltraud Habel war eine fünfundzwanzigjährige Hausfrau und Mutter einer zweijährigen Tochter, die nur das Familieneinkommen mit einem kleinen Zusatzverdienst aufstocken wollte. Ihr Mann war Angehöriger der Bundeswehr. Waltraud hatte vor der Geburt ihres Kindes bei einem Verlag gearbeitet und in diesem Bereich eine Tätigkeit gesucht, die sie in ihrer Wohnung ausüben konnte, ein Außenlektorat oder Korrekturlesen.

Nachdem sie etliche Wochen lang erfolglos herumtelefoniert hatte, annoncierte sie im Mai 1998 in einer Fachzeitschrift, die nur in Verlagen und im Buchhandel vertrieben wurde, ebenso erfolglos, wie es schien. Erst Anfang September habe jemand wegen dieser Annonce angerufen, gab ihr Mann zu Protokoll, als er sie vermisst meldete. Angeblich ein Kleinverleger aus Koblenz, der gerade im Norden zu tun gehabt und sich erkundigt hatte,

ob Waltraud Habel immer noch auf Arbeitssuche sei.

Der Kleinverleger wollte einen Haushaltsratgeber mit nützlichen Tipps aus Großmutters Zeiten herausbringen und suchte eine junge Frau, die seine gesammelten Ratschläge auf Brauchbarkeit prüfte und alphabetisch ordnete. Er schlug ein Café in Lübeck als Treffpunkt vor, Erkennungszeichen die Fachzeitschrift. Waltraud Habel wurde in diesem Café gesehen. Einen Mann in ihrer Nähe bemerkte niemand. Eine Bedienung erinnerte sich, dass Waltraud Habel fast eine Dreiviertelstunde vor einem Tee saß, den sie sofort bezahlt hatte, dass sie plötzlich aufstand und ins Freie ging, als habe sie von draußen ein Zeichen bekommen.

Das Auto ihres Mannes, mit dem sie nach Lübeck gefahren war, stand am Abend noch auf einem Parkplatz in der Nähe des Cafés. Von Waltraud Habel fehlte jede Spur. Nach dem vermeintlichen Kleinverleger forschten die Ermittler nicht völlig vergebens. Er lag seit fünfzehn Jahren auf einem Friedhof in Koblenz, war an Herzschwäche gestorben im Alter von achtundsechzig Jahren.

Scheib wurde binnen weniger Tage informiert, in Lübeck lachte niemand mehr über seine Theorie. Einige erinnerten sich noch daran, wie er 1993 nach Marion Schneiders Kontakten geforscht hatte. Auch in Wiesbaden gerieten ein paar Leute ins Grübeln. Er wurde sofort freigestellt, um die Kollegen in Norddeutschland zu unterstützen. Für drei Tage fuhr er hin und war furchtbar deprimiert, als er zurückkam. Keine Spur, keinen Hinweis, keine Chance.

«Dieser Kerl ist wirklich ein Phantom», sagte er zu seiner Frau. «Geister sind nicht zu fassen. Man steht besser da, wenn man ihre Existenz leugnet. Wagenbach weiß das, ich sollte es auch endlich begreifen.»

Es hatte in den vergangenen sechs Jahren viele Tage gegeben, an denen sie diesen Moment der Einsicht herbeigesehnt hatte, doch nicht so, wie er nun kam.

«Irgendwann macht er einen Fehler», sagte sie. «Jeder, der sich für perfekt hält, wird mit der Zeit überheblich und bildet sich ein, er hätte alles im Griff. Vielleicht musst du noch zwei oder drei Namen auf die Liste setzen. Aber irgendwann wird er gefasst, da bin ich sicher.»

«Ich nicht», erwiderte er. «Und sonst auch keiner. Sie geben ja nicht einmal offen zu, dass sie an ihn glauben.»

«Aber sie haben dich doch eigens angefordert», sagte sie.

Er nickte verbittert. «Ja, weil sie sich an Marion Schneider erinnerten und das Datum passte. Aber jetzt konzentrieren sie sich schon auf den Ehemann. Er hatte frei an dem Nachmittag, sollte das Kind hüten, hat's in der Nachbarschaft abgegeben und sich das Auto eines Kameraden geborgt. Habel hat eine Affäre. Seine Freundin behauptet, er sei bei ihr gewesen. Ebenso gut kann er nach Lübeck gefahren sein, seine Frau aus dem Café gewinkt und beseitigt haben.»

Die Ermittler in Schleswig-Holstein sahen es inzwischen so. Dass Waltraud Habel tatsächlich einen Anruf von einem vermeintlichen Kleinverleger erhalten und eine Verabredung getroffen hatte, war nicht zu beweisen und schien in Anbetracht der vier Monate, die seit Erscheinen ihrer Anzeige vergangen waren, unglaubwürdig.

«Und warum glaubst du das nicht?», fragte seine Frau. Ihr erschien es ebenso einleuchtend wie der Polizei in Lübeck.

«Es ist nicht Habels erste Affäre», erklärte er. «Ich habe mit einer Nachbarin gesprochen, die meinte, Waltraud Habel hätte die Seitensprünge ihres Mannes toleriert, weil

sie seit der Geburt ihres Kindes sexuelle Probleme gehabt hätte. Der Mann hat eine Liaison, aber kein Motiv. Abgesehen davon muss sie einen triftigen Grund für die Fahrt nach Lübeck und den Besuch des Cafés gehabt haben. Eine einsame Vergnügungstour scheidet aus. Dafür hatte sie kein Geld.»

«Was kostet denn ein Tee?», fragte seine Frau. «Vielleicht brauchte sie mal eine ruhige Stunde, um über ihre Ehe nachzudenken. Man kann viel tolerieren, aber irgendwann wird es zu viel.»

«Spricht da die Erfahrung?» Er lächelte müde. «Den Kleinverleger kann Habel sich nicht aus den Fingern gesaugt haben. Das ist eine kompakte Story, sogar die Sache mit dem Haushaltsratgeber stimmt. So ein Bändchen war geplant – vor achtzehn Jahren. Habel ist siebenundzwanzig und hat keine Verbindung nach Koblenz. Aber das erste Opfer hatte eine. Anja Heckel machte eine Ausbildung zur Buchhändlerin. Willst du raten, wer sie dazu angeregt hat?»

Als seine Frau den Kopf schüttelte, sagte Scheib: «Der Klein-Verleger aus Koblenz war ein Bruder ihres Großvaters. Diesen Haushaltsratgeber hat Anja damals in ihrer Freizeit zusammengestellt. Die guten Tipps hatte sie von irgendeiner alten Frau aus der Nachbarschaft bekommen.»

Er hatte eine Verbindung gefunden, den Bogen vom ersten zum vorerst letzten Opfer gespannt, das wurde schließlich auch honoriert. Kurz nach dem Verschwinden von Waltraud Habel bot man ihm eine Ausbildung zum Fallanalytiker an. Lukas Wagenbach hatte sich dafür eingesetzt. Er reichte ihm die Hand zur Zusammenarbeit, trotzdem lehnte Scheib zuerst ab.

Er war immer noch deprimiert, und Fallanalytiker oder

Profiler hatten sie genug. Rund zwanzig Köpfe umfasste die Abteilung, der Wagenbach vorstand. Inzwischen bildeten sie sogar selbst aus. Seit einem Jahr war zudem ein Computerprogramm im Einsatz – VICLASS –, das sämtliche Tötungsdelikte erfasste und es erlaubte, binnen kürzester Zeit vergleichbare Fälle aufzuspüren. Da konnte er sich beim besten Willen nicht vorstellen, wozu sie ihn brauchen sollten. Er war doch nur der Geisterjäger, hinter dessen Rücken gelästert wurde.

Nach einem längeren Telefongespräch mit Kirby entschloss er sich dann doch, das Angebot anzunehmen. «So eine Chance kommt nicht zweimal», sagte Kirby. «Wenn sie dich unbedingt haben wollen, schlag ihnen einen Deal vor. Fallanalytiker ist nicht schlecht, aber als Sonderermittler mit entsprechenden Kompetenzen hast du andere Möglichkeiten. Du musst nicht mehr betteln, dass etwas getan wird, du kannst es anordnen.»

Anfang 1999 absolvierte er eine achtwöchige Schulung, eher einen Crashkurs, aber er hatte ja Vorkenntnisse, musste nur noch lernen, seine Fähigkeiten nicht zu verschwenden an eine aussichtslose Sache. Das Motto lautete: Vergiss das Phantom. Es gibt genug andere, die noch größeren Schaden anrichten.

Ende März nahm er seine Arbeit als Sonderermittler auf. Das Büro teilte er mit Wagenbach, vielleicht aus Platzmangel, vielleicht zur Kontrolle. Doch davon ließ Wagenbach ihn nichts spüren. Scheib arbeitete weitgehend auf sich allein gestellt, der Fachmann für Fälle, die sonst keiner wollte. Er hatte lediglich zu Besprechungen zu erscheinen, wenn etwas Besonderes anlag.

In den ersten Monaten gingen Wagenbach und er noch förmlich miteinander um. Dann bot Wagenbach ihm das Du an und duldete stillschweigend, dass er sich lieber mit Kirby austauschte, statt bei ihm Rat zu suchen. Aber

Wagenbach wollte ja auch nichts hören von einer Mordserie, die im September 1982 ihren Anfang genommen hatte.

Man mochte ihm noch so viel Arbeit aufbürden, er fand immer ein paar Minuten für seinen speziellen Fall. Er begann, Hotelbuchungen allein reisender Männer zu sammeln. Kirbys Theorie vom Wohnmobil hatte er nach Sabine Bergholts Tod verworfen. In so eine Kiste wäre die Lady nie eingestiegen, da hätte sie sich gefühlt wie eine vom Straßenstrich. Und ein Frühstück in einem Hotel, zusammen mit etlichen Ahnungslosen, die nicht im furchtbarsten Albtraum darauf gekommen wären, was der Mann an ihrem Tisch oder neben ihnen am Büfett für den Abend plante, das hatte etwas, verschaffte dem Phantom garantiert noch einen besonderen Kick.

Er schöpfte seine neuen Kompetenzen weidlich aus, scheuchte die Frankfurter Polizei, die Namen aller männlichen Gäste beizubringen, die zwischen 1994 und 1996 in Frankfurt und Umgebung ein Hotel- oder Pensionszimmer genommen hatten. Das Hauptaugenmerk lag dabei auf dem Hotel in Hofheim-Diedenbergen, in dem Sabine Bergholt zuletzt gesehen worden war. Wenn sie es nicht als Treffpunkt vorgeschlagen hatte, musste der Mörder es kennen, war vielleicht vorher schon einmal dort abgestiegen. Und er beschränkte sich nicht auf Frankfurt, sammelte auch in und rund um München und Lübeck. Alles andere lag zu lange zurück.

In unzähligen Überstunden gab er die Namen und Anschriften von abertausend Männern eigenhändig in die Datenerfassung. Namen, die mehrfach auftauchten, ließ er durch Ermittler vor Ort überprüfen, besonders gründlich, wenn eine Adresse aus dem Kölner Raum oder der Eifel angegeben war. Er war unverändert überzeugt, dass das Phantom den ersten Mord in seiner Komfortzone

begangen hatte. Aber seit Anja Heckels Ermordung konnte der Mörder mehrfach umgezogen sein.

Freunde schuf er sich nicht mit seinem Eifer. In Köln verdrehte man die Augen, wenn wieder mal die Anweisung von ihm kam, irgendeinen harmlosen Menschen auf Herz und Nieren zu überprüfen, nur weil er mal für zwei Tage in München, Frankfurt oder Lübeck gewesen war, Urlaub im Spessart oder in Schleswig-Holstein gemacht oder eine Beziehung zu Buchhandel oder Verlagen hatte.

Er handelte sich den Ruf ein, arrogant zu sein, ein Emporkömmling, der es geschafft hatte, sich mit einer fixen Idee aufs hohe Ross zu schwingen. Nur Wagenbach kannte ihn beruflich noch von einer anderen Seite, als einen Mann, der nichts übersehen wollte, den man in Weißglut versetzte, wenn man nicht genau hinschaute. Gründlich und korrekt, ausgestattet mit einer untrüglichen Intuition, die Wagenbach manchmal unheimlich war.

Zweimal kam ihm zu Ohren, dass Scheib in Verhören den Verdächtigen auf den Kopf zugesagt hatte, wie sie vorgegangen waren, was sie dabei empfunden und gedacht hatten. Und einmal hatte er nach einer halbstündigen Befragung zu den anwesenden Ermittlern gesagt: «Der Mann kann gehen, er war es nicht.» Was sich dann, zwei Zeugenaussagen zum Trotz, als Tatsache erwies.

Nur in seinem speziellen Fall kam er keinen Schritt weiter.

Aufwärts

Anfang 1999 feierten Karen und Marko Stichler den zweiten Geburtstag ihres Sohnes mit der ganzen Familie. Karlheinz und Margo waren auch dabei. Es war nach langer Zeit der erste wirklich friedliche Nachmittag für sie.

Kevin spielte länger als eine Stunde mit Jasmin und Michael, ging freiwillig zu Norbert und ließ sich auf den Schoß nehmen, gab Sarah ohne Aufforderung einen Kuss auf die Wange und Christa auch einen, als sie danach fragte. Mit seinem Großvater baute er ein wackliges Gebilde aus Legosteinen und weinte enttäuscht, als es zusammenbrach. Karlheinz baute ihm ein neues, da lachte er wieder.

Ein paar Wochen später machte Marko den ersten Versuch, ihren Kindertraum zu erfüllen, wenn auch nur in bescheidenem Rahmen. Theater, eine Laienspielgruppe. Sie führten zweimal jährlich ein Stück auf, im Mai und im November. Einer ihrer Nachbarn war Gruppenleiter, Regisseur und Hauptdarsteller in einer Person. Von Beruf war er Versicherungsvertreter. Marko hatte vor Kevins Geburt eine hohe Lebensversicherung bei ihm abgeschlossen, um Karen abzusichern, weil er doch sehr viel mit dem Auto unterwegs war und man nie wissen konnte.

Schon bei der Gelegenheit hatte er erwähnt, dass sie bereits als kleines Kind leidenschaftlich gerne auf einer Bühne gestanden und großes Talent hatte. Als die Proben für die Mai-Aufführung anstanden, lud man sie dazu ein. Ihre Begabung wurde schnell erkannt. Schon nach der ersten Aufführung war klar, dass sie das Niveau der restlichen Darsteller weit überragte.

Für das zweite Stück im November bekam sie bereits eine größere Rolle. Es waren insgesamt acht Proben angesetzt. Wenn Marko es nicht einrichten konnte, früh genug oder überhaupt nach Hause zu kommen, spielte Jasmin den Babysitter für Kevin. Zweimal blieb sie auch über Nacht, als Markos Bett frei war. Ein Gästezimmer hatten sie nicht, auch kein Gästebett im Kinderzimmer, nicht mal eine Luftmatratze.

Es waren zwei sehr schöne Nächte. Jasmin gefiel es, neben ihr einzuschlafen und vorher noch lange zu erzählen, vielmehr zuzuhören. Die romantische Geschichte vom italienischen Austauschschüler, der gar nicht wusste, dass er eine Tochter hatte, hörte Jasmin besonders gerne. Einmal sagte sie, es wäre bestimmt toll, einen richtigen Vater zu haben und eine junge, moderne Mutter. Aber auf Dauer bei ihr leben wollte sie nicht.

«Lass mich bei Mama bleiben», sagte Jasmin, als Karen nach der zweiten gemeinsamen Nacht beim Frühstück eine Andeutung machte. «Wir sehen uns doch oft, Karen, so oft du willst. Wenn ich bei euch einziehe, das kann man keinem mehr erklären. Und jetzt hast du doch auch ein richtiges Kind.»

Es tat weh, wie sie das ausdrückte. Jasmin war doch kein falsches Kind, im Gegenteil. Karen musste sie einfach mehr lieben als Kevin, weil sie nie einen richtigen Vater gehabt, nie das bekommen hatte, was Kevin von Marko bekam.

Aber ansonsten schien alles in Ordnung. Seit der Teich nicht mehr existierte und der Springbrunnen in der Garage lag, waren die Eindrücke von Blut früh am Morgen völlig verschwunden. Und die vermisste sie wahrhaftig nicht. Nur die unschuldige Karen fehlte ihr manchmal sehr. Das achtzehnjährige Mädchen, das stolz gewesen war auf eigene Leistungen. Jetzt war sie nur noch stolz auf andere.

Sehr stolz auf ihre Tochter, die alle Welt für ihre jüngere Schwester hielt und für ein sehr begabtes Mädchen, was Jasmin tatsächlich war. Sie ging bereits aufs Gymnasium, brachte erstklassige Noten nach Hause und sprach schon von einem Studium. Theater spielte sie nicht, war fest entschlossen, «Mamas» Traum zu erfüllen und die erste Akademikerin in der Familie zu werden. Frau Doktor Jasmin Dierden!

Bei jedem Besuch erzählte sie von ihren Zukunftsplänen. «Am liebsten möchte ich in Köln studieren. Norbert hat schon gesagt, wenn ich achtzehn bin, macht er für mich ein Auto zurecht.»

Natürlich! Und Jasmin hätte einen Führerschein, ehe sie sich das erste Mal alleine hinters Steuer setzte. Jasmin würde ihr Leben richtig leben, sich nicht durchmogeln in diversen Rollen, nicht in einen Computer tippen, wie es hätte sein können. Jasmin würde niemals töten. Sie war eben ein Wunder, auf das Karen zu Recht stolz sein durfte, immerhin hatte sie dieses Wunder in die Welt gesetzt.

Sie war auch stolz auf Markos Erfolg, wozu sie nichts beigetragen hatte. Neben all der Arbeit in der Agentur hatte er sich einen sehr guten Namen geschaffen. Künstler, Wirtschaftsbosse, sogar Politiker waren auf ihn aufmerksam geworden und forderten ihn an, wenn sie Aufnahmen für die Öffentlichkeit brauchten. Wenn er auf den Auslöser drückte, sahen die Leute nur, was sie sehen wollten. Er hatte Fotos von Kevin gemacht, auf denen ihr Sohn aussah wie ein Bilderbuchkind, so niedlich und brav.

Ein bisschen stolz war sie hin und wieder sogar auf Kevin. Er war ein Tyrann, ein Quälgeist, aber ein aufgewecktes Kerlchen. Was er aus Bausteinen zusammensetzte, musste jeden erstaunen. Seit er mit Karlheinz das erste wacklige Gebilde errichtet hatte, waren Bausteine sein liebstes Spielzeug. Christa meinte, es

müsse das Blut seines Großvaters sein. Und er war nicht nur geschickt und phantasiebegabt. Mit seinem Wortschatz stellte er Norberts Sohn in den Schatten, obwohl Michael fast drei Jahre älter war. Er begann schon zu fragen, was dieses oder jenes Wort bedeute, wenn sie am Computer saß.

Christa sagte oft: «Das muss er von dir haben.» Das Aussehen hatte er von Marko. Er war ein hübsches Kind, mit seinem dunklen Haar und dem feinen, schmalen Gesicht.

Seinen dritten Geburtstag feierten sie an einem Samstagnachmittag im Februar 2000 bei Christa. Und an dem Tag holte der alte Mann auf dem Fahrrad sie endgültig ein.

Der Geisterjäger

Für Lukas Wagenbach hatte es in den vergangenen Monaten so ausgesehen, als habe Thomas Scheib das Phantom bis zum September 2000 auf Eis gelegt. Aber so war es nicht.

Irgendwo lagen noch fünf ermordete Frauen, vielleicht alle im Spessart, verteilt über ein Gebiet von zig Kilometern. Zwei Funde in einer Region sprachen dafür. Andererseits stammten beide Opfer aus der Gegend. Und es gab so viele Waldgebiete. Man hatte keine Vorstellung von all dem Grün, wenn man sich meist in einer Stadt aufhielt. Bei einem Einkaufsbummel mit Frau und Sohn entdeckte er eine riesige Landkarte. Sie nahm im Büro fast die gesamte Wand hinter dem Schreibtisch ein, sodass nicht er, sondern Wagenbach sie ständig im Blick hatte.

Er pinnte Fotos der Vermissten auf ihre Wohnorte, natürlich auch Aufnahmen von Anja Heckel, Elisabeth Brandow und Sabine Bergholt. Für die Prostituierte aus Frankfurt und die Cousine seiner Frau steckte er zusätzlich zwei Fähnchen in den Spessart, für Anja Heckel eines in die Eifel. Dann zog er mit einem Stift Kreise um die Wohnorte der Vermissten, sieben bis sechzig Kilometer.

Ein paar Mal spielte er mit dem Gedanken, Suchaktionen in den markierten Gebieten zu veranlassen. Aber er wollte den Bogen nicht überspannen. Es wäre ein ungeheurer Aufwand gewesen und die Aussichten sehr gering. Es war nicht auszuschließen, dass der Mörder seine Opfer Hunderte von Kilometern transportiert hatte. Eine Frau wie Julia Roberts, die der Erfüllung eines Traumes entgegensah, hätte nie Einwände gegen eine lange Autofahrt erhoben.

«Wahrscheinlich besucht er von Zeit zu Zeit die Gräber.» Der Satz von Kirby ging ihm immer wieder durch den Kopf. Er sah es auch so. Die alte Weisheit, dass es den Täter an den Tatort zurückzog, hatte nichts mit Sentimentalität zu tun. Manche drückten sich auch auf den Friedhöfen herum, wenn ihre Opfer beerdigt wurden. Das taten sie nicht aus Schuldbewusstsein oder gar Reue. Es ging immer nur um den Triumph, Herr über Leben und Tod und die Ohnmacht der Polizei.

Im Herbst 1999, als Karen sich darauf freute, nach langer Zeit endlich wieder eine richtige Rolle zu spielen, begann Scheib mit seinen «Familienausflügen» in den Spessart, weiß Gott nicht der Erholung willen. Mit Spaziergängen hatte es nichts gemein. Für ihn lief der neue Countdown, er wurde fast verrückt bei der Vorstellung eines dunkelhaarigen Mannes, der jetzt vielleicht auch durch ein Waldgebiet streifte, eine geeignete Grabstelle suchte und im September 2000 wieder eine Frau.

Fast jedes Wochenende waren sie unterwegs, wenn das Wetter mitspielte. Und er ärgerte sich, dass er damit nicht schon zwei Jahre früher begonnen hatte. Aber bis zu Waltraud Habels Verschwinden hatte er noch geglaubt, das Phantom über Kontaktanzeigen und einen Lockvogel fassen zu können.

In die Eifel zog es ihn nicht, nach siebzehn Jahren war die Fundstelle Heckel für das Phantom nicht mehr von Bedeutung, stellte vermutlich eine Niederlage dar, erinnerte den Mörder an seine anfängliche Unzulänglichkeit.

Dass auch der Spessart seinen Wert verloren haben könnte, weil es im hohen Norden ein frisches Grab mit Waltraud Habel gab, weil Sabine Bergholt und Elisabeth Brandow wie Anja Heckel nicht mehr an den Plätzen lagen, die der Mörder ihnen zugedacht hatte, war ihm sehr

wohl bewusst. Aber nirgendwo war er dem Phantom so nahe wie in dem Waldstück. Und wenn er an seiner Stelle gewesen wäre, hätte er aus dem leeren Grab noch einen Triumph geschöpft. Ich bin der perfekte Mörder, auch nicht zu fassen, wenn ihr eine Leiche habt.

Bewaffnet mit einem Fotoapparat knipste er jeden Wanderer, ob allein oder in Begleitung, der mittelgroß, dunkelhaarig und in seinem Alter war. Wenn niemand unterwegs war, den er fotografieren und – nach Möglichkeit bis zu einem Auto – verfolgen konnte, zog es ihn an die Fundstelle Bergholt. Das Grab von Elisabeth ließ sich nach all den Jahren in dem unwegsamen Gebiet nicht mehr exakt lokalisieren. Oft blieb er länger als eine Stunde dort, lichtete jeden Zweig, jeden Grashalm, jedes Detail ab, das Auskunft geben konnte, ob jemand diese Stelle in der Zwischenzeit aufgesucht hatte. Es war mehr als Akribie, es war Obsession. Doch äußerlich wirkte er gelassen.

Seine Frau wusste nicht mehr, was in ihm vorging. Er zeigte immer dieselbe Ausgeglichenheit, eine Fassade, hinter der Wut und Besessenheit wuchern mussten wie Schimmel in einem alten Gemäuer. In den Nächten konnte er es nicht verbergen, wälzte sich herum, manchmal sprach er laut und verständlich. Er träumte sehr lebhaft von einem Verhör, legte seinem Spiegelbild die Fotos der Opfer vor, wartete auf eine Regung, ein Zeichen des Bedauerns, nur einen Hauch von Reue. Aber es kam nichts. Dann schlug er um sich und traf meist seine Frau.

Und manchmal bekam sie dann Angst um einen Unbekannten, den ein Zufall in die Schusslinie führen mochte. Was ihr Mann anrichten konnte in seinem Bemühen, diesem Mörder das Handwerk zu legen, wagte sie sich nicht auszumalen.

Mit dem Beginn des neuen Jahres begriff auch Lukas

Wagenbach, dass Thomas Scheib nicht noch einmal abwarten konnte, auf Zeugen hoffen, die mehr sahen als für zwei Sekunden ein Gesicht. Er hatte gehofft. Und bei Sabine Bergholt war es nur ein Rücken gewesen, bei Waltraud Habel gar nichts. Ihre kleine Tochter ging ihm nicht aus dem Sinn. Manchmal ertappte er sich bei dem Gedanken, dass ihn eine zweite Julia Roberts oder Sabine Bergholt nicht derart erschüttert hätte.

Aber es sollte keine mehr dazukommen, dafür wollte er sorgen, endlich tun, was ihm schon nach seinem ersten Aufenthalt in den USA vorgeschwebt hatte, an die Öffentlichkeit gehen. Und wenn sich niemand meldete, der das Phantom einmal mit einem Koffer, einer Reisetasche oder dem Fotoapparat von Silvia Lenz gesehen, wenn der Mörder niemals eine Armbanduhr oder ein Kettchen verschenkt hatte, blieb immer noch eine Möglichkeit, die Lücke 1990.

Gnade bei Nichtgefallen, hatte Kirby gesagt. Das schloss er völlig aus. Dieser Kerl kannte keine Gnade, sonst hätte er nicht einem zweijährigen Kind die Mutter genommen. Es musste etwas anderes gewesen sein, ein unliebsamer Zwischenfall auf der Strecke. Vielleicht war er tatsächlich mit seinem Opfer in eine Verkehrskontrolle geraten oder in einen Unfall verwickelt worden und hatte es anschließend aussteigen lassen. Und daran musste eine Frau sich erinnern.

Anfang Januar sprach er mit Wagenbach über sein Vorhaben. Widersprüche oder gar Ablehnung hatte er nicht mehr gehört, seit sie Tisch an Tisch saßen. Jetzt sagte Wagenbach: «Das schlag dir mal gleich wieder aus dem Kopf, Thomas. Du weißt nicht, was vor zehn Jahren tatsächlich passiert ist. Wenn deine Vermutung zutreffen sollte und der Kerl es liest, holt er vielleicht nach, was er damals nicht getan hat.»

«Da müsste er die Frau aber erst aufspüren. Es ist fast zehn Jahre her. Sie kann inzwischen verheiratet und dreimal umgezogen sein. Auf jeden Fall ist sie schneller am Telefon als er im Auto.»

«Glaube ich nicht», erwiderte Wagenbach. «Sie wird erst überlegen, ob tatsächlich sie gemeint ist. Und wer garantiert dir, dass er sie aus den Augen gelassen hat? Wenn er so vorsichtig ist, wie du meinst, solltest du einkalkulieren, dass er genau weiß, wo er sie finden kann.»

Wagenbach war nicht grundsätzlich gegen eine Presseaktion. Er hatte nur eine andere Vorstellung davon als Scheib. Gegenstände aus dem Besitz der Opfer sollte man nicht erwähnen. Koffer, Reisetaschen und Bekleidung waren in fast allen Fällen Massenware gewesen. Wenn man davon etwas anführte, richtete man nur ein heilloses Chaos an, bekam unter Umständen ein paar hunderttausend Verdächtige. Relevant waren nur die Schmuckstücke, und die durfte man nicht erwähnen, sonst verschaffte man dem Phantom nur Gelegenheit, Beweise zu vernichten, das hatte Kirby ihm doch erklärt.

Die Namen Heckel und Brandow wollte Wagenbach auf keinen Fall in der Presse sehen. Heckel war zu lange her und Brandow war persönlich. Und Wagenbach machte noch mehr Abstriche. Bei Angela Karpeling, Silvia Lenz und Marion Schneider gab es keine Hinweise auf einen dunkelhaarigen Mann. Blieben von acht Opfern drei, vielmehr zwei, weil Sabine Bergholt einem sadistischen Kunden zum Opfer gefallen sein musste, davon war Wagenbach nicht abzubringen. Die Prostituierte fiele schon wegen ihres Berufs und ihres dunklen Teints aus dem Rahmen, meinte er. Bei Waltraud Habel konnte – dem Kleinverleger aus Koblenz und der Verbindung zu Anja Heckel zum Trotz – durchaus der Ehemann freie Bahn geschaffen haben für seine junge Freundin. Er war

immer noch mit ihr zusammen. Und was Julia Roberts betraf, vielleicht hatte ihr Mörder sich erhängt. Damit waren sie bei Null.

«Worüber reden wir eigentlich?», fragte Thomas Scheib. «Was soll ich in eine Zeitung bringen, ein Fragezeichen?»

«Warum nicht», antwortete Wagenbach. «Eine unbekannte Tote, umgebracht vermutlich vor zehn Jahren. Wir deuten an, dass es ähnliche Fälle gibt, wir platzieren Fehlinformationen, vielleicht reagiert er.» Es war das erste Mal, dass Wagenbach wir sagte.

«Wird er nicht», widersprach Scheib in Erinnerung an das, was Kirby gesagt hatte.

«Jetzt bleib mir mit Kirby vom Leib», verlangte Wagenbach ungehalten. «Er ist nicht der liebe Gott.»

Er versprach, in den nächsten Tagen etwas auszuarbeiten. Jedes Wort musste wohl überlegt sein, wenn man mit Spekulationen operierte, sich nicht lächerlich machen und nicht das geringste Risiko eingehen wollte. Es bestand ja auch die Möglichkeit, dass irgendein Wirrkopf durch einen reißerischen Artikel auf den Gedanken kam, sich als Phantom zu betätigen.

Bis Ende Januar hatte Wagenbach noch nicht die Zeit gefunden, seine wohl überlegten Worte zu Papier zu bringen. Scheib fühlte sich getäuscht und hingehalten. Anfang Februar bat die Kripo Hamburg um seine Unterstützung bei einem bestialischen Mord an einem kleinen Jungen. Der Fall sorgte für erhebliches Aufsehen in den Medien. Der zuständige Staatsanwalt versicherte in einer Pressekonferenz, es werde alles getan, um den Täter zu fassen, man habe sogar einen Fallanalytiker des BKA zugezogen. Den wollten die Journalisten dann persönlich sprechen.

Er nutzte die Gelegenheit, bat um Verständnis, dass er

die aktuellen Ermittlungen nicht gefährden dürfe, brachte sein persönliches Anliegen zur Sprache und faszinierte damit den Mitarbeiter eines Wochenmagazins, der fand, diese Story müsse ganz groß gebracht werden. Um es sich nicht völlig mit Wagenbach zu verscherzen, trat Scheib als der Polizist auf, der 1994 im Fall Roberts die Ermittlungen geführt und im Zuge dessen auf ähnliche Fälle gestoßen war.

Sein Name wurde nicht genannt, auch kein Foto von ihm abgedruckt. Aber die Frauen erwähnte er alle, beschrieb ihr Gepäck, markante Kleidungsstücke wie das hellgraue Kostüm mit dem knielangen Rock von Sabine Bergholt. Auf die Erwähnung von Schmuck verzichtete er. Die Lücke zwischen Silvia Lenz und Marion Schneider wurde mit einem Fragezeichen gefüllt, im Text dazu über eine Verkehrskontrolle oder einen Unfall spekuliert, der den Mörder veranlasst haben könnte, sein Opfer gehen zu lassen.

Der Bericht erschien in der zweiten Februarwoche – mit fatalen Folgen – auch für ihn. Er hatte einen Stein ins Rollen gebracht, der ihn dann zu erschlagen drohte. Dabei sah es zu Anfang so aus, als habe er den Schritt an die Öffentlichkeit für nichts getan.

Nur in Polizeikreisen sorgte seine Aktion für erheblichen Wirbel. Etliche Wochen lang waren bundesweit unzählige Ermittler damit beschäftigt, einige tausend Männer zu überprüfen, die ihren Ehefrauen, Exfrauen, abservierten Freundinnen, Arbeitskollegen oder Nachbarn suspekt waren. Insgesamt meldeten sich sieben Spinner bei Zeitungsredaktionen und Polizeidienststellen mit der Behauptung, sie seien der Täter. Sie beschrieben in widerwärtigen Details, was sie den vermissten Frauen angetan hatten. Wie Anja Heckel und Sabine Bergholt gestorben waren, wusste keiner.

Wagenbach war verstimmt, jedoch nicht der Typ, einen Kollegen – und als solchen betrachtete er Scheib inzwischen –, offen zu maßregeln. Er strafte ihn nur mit Schweigen und vorwurfsvollen Blicken, bis Scheib schließlich sagte: «Tut mir Leid, dass es so einen Rummel gegeben hat und nichts dabei herausgekommen ist. Aber es ist ja auch nichts passiert. Niemand fühlte sich verpflichtet, als Phantom tätig zu werden, niemand ist ins Auto gestiegen, um nachzuholen, was er vor zehn Jahren unterlassen hat. Wahrscheinlich hat der Kerl nur mal herzhaft gelacht und sich den Bericht eingerahmt. Dann hängen die Frauen jetzt wohl als komplette Galerie über seinem Bett. Aber er weiß nun, dass sein Tatmuster polizeibekannt ist. Er wird sich hüten, im September auf Tour zu gehen.»

Natürlich meldeten sich auch etliche Frauen, um von verdächtigen Kontakten zu berichten. Es gab alleine siebzehn Meldungen zum September 1990. Mit jeder sprach Scheib persönlich. Damit war er noch beschäftigt, als wieder eine junge Frau verschwand, ein halbes Jahr früher als erwartet.

Das Fragezeichen

Der Samstagnachmittag Ende Februar, an dem Karen das Wochenmagazin in die Finger bekam, war für einen Kindergeburtstag etwas trostlos. Margo war nicht dabei, einem ihrer Models hatte man den Blinddarm entfernen müssen, da saß sie lieber am Krankenbett. Karlheinz war ebenfalls nicht abkömmlich gewesen. Er hatte wohl seit langem eine Freundin, bei der er die Wochenenden verbrachte, eine eigene Wohnung hatte er nämlich immer noch nicht.

«Was soll er mit einer Wohnung», sagte Norbert einmal. «Karlheinz war immer ein Nomade, das wird er bleiben. Es hat ja auch seine Vorteile, so ein Heim auf Rädern.»

Norbert war in sehr gereizter Stimmung an diesem Nachmittag. Sie saßen nur zu dritt im Wohnzimmer. Christa und Sarah waren in der Küche schon mit den Vorbereitungen für das Abendessen beschäftigt. Jasmin spielte in ihrem Zimmer mit Michael und Kevin. Karen war die Situation unangenehm.

Gute Freunde waren Norbert und Marko in den vergangenen Jahren wahrhaftig nicht geworden, aber sie hatten sich ihr zuliebe doch bemüht, miteinander auszukommen. Vor allem Norbert hatte sich meist von seiner besten Seite gezeigt, war jederzeit da gewesen, um die Küche zu streichen, einen Lichtschalter auszuwechseln, um all das zu erledigen, wovon Marko nichts verstand. Doch nun weigerte Norbert sich, ihm einen Gefallen zu tun in einer Sache, mit der es noch nie Probleme gegeben hatte.

Markos Wagen war nicht in Ordnung. Ein Reifen verlor Luft. Norbert hatte ihn bereits einmal in der Werkstatt

geprüft und nichts festgestellt. Marko meinte, das Gewicht des Wagens hätte damit zu tun. Daraufhin sagte Norbert, dann müsse man eben mal das ganze Auto in ein Wasserbecken tauchen. Das war noch ein Scherz. Aber Marko hatte nicht viel Ahnung von technischen Dingen, glaubte es im ersten Moment und fragte irritiert: «Und was ist mit dem Motor und dem Innenraum?»

«Die Motorwäsche wird nicht extra berechnet», sagte Norbert. «In den Innenraum setzen wir unseren Lehrling mit einem Föhn.»

Marko begriff, dass Norbert ihn auf den Arm genommen hatte und reagierte verstimmt: «Erzählst du das anderen Kunden auch so?»

«Jetzt spiel bloß nicht beleidigt», fuhr Norbert auf, «nur weil dir mal einer zeigt, dass es mit deiner Intelligenz nicht so weit her ist, wie du dir einbildest. Wahrscheinlich sind ein paar Haarrisse in der Karkasse, die sich unter Druck spreizen. Kann vorkommen bei älteren Reifen.»

«Ich habe den kompletten Reifensatz erst vor vier Monaten gekauft», erklärte Marko nun auch etwas ungehalten. «Das solltest du wissen. Da kann man kaum von älteren Reifen sprechen.»

Norbert winkte genervt ab. «Wie lange sie beim Großhändler gelegen haben, ehe wir sie bekamen, weiß aber kein Mensch. Und was du in vier Monaten runterreißt, fahren andere in zwei Jahren. Bring die Kiste vorbei, dann ziehe ich neue auf. Es muss ja nicht wieder ein kompletter Satz sein, zwei reichen.»

Nur hatte Marko in den nächsten Wochen nicht die Zeit, den Wagen selbst in die Werkstatt zu bringen. Bis weit in den April standen Aufnahmen für einen Versandhaus-katalog an. Er war von frühmorgens bis spätabends im Studio. Sonst tauschten sie immer, wenn eine Inspektion

oder eine Reparatur notwendig war. Dann bekam er Norberts Auto, auch für zwei oder drei Tage. Norbert konnte sich jederzeit einen Vorführwagen aus der Firma nehmen. Er behauptete, das ginge diesmal nicht.

«Warum nicht?», fragte Marko.

«Reicht es nicht, wenn ich nein sage?», fragte Norbert. «Muss ich auch noch einen Rechenschaftsbericht abgeben?»

Marko schüttelte verblüfft den Kopf. «Was ist denn plötzlich in dich gefahren? Habe ich dir etwas getan?»

Norbert grinste böse: «Das probierst du besser gar nicht erst. Könnte sein, dass du den Kürzeren ziehst. Ich weiß, dass du mich für blöd hältst, aber so dämlich, wie du meinst, bin ich nicht.»

Marko schaute sie an, als wolle er von ihr wissen, was mit Norbert los war. Das wusste sie nicht, wollte nicht gezwungen werden, Partei zu ergreifen, verließ das Wohnzimmer, schaute mal nach den Kindern und fragte in der Küche, ob sie helfen könne.

«Lohnt nicht mehr», sagte Sarah. «Nimm dir was zu lesen, wenn dir langweilig ist.» Auf der Fensterbank lagen ein paar Illustrierte. Christa kaufte regelmäßig welche für ihre Kundinnen. Karen fand nichts nach ihrem Geschmack. Sex, Klatsch und Tratsch über Prominente interessierten sie nicht.

«Der *Stern* liegt in unserem Schlafzimmer», sagte Sarah. «Norbert hat ihn mit nach oben genommen.» Dann fragte sie noch mit einem Wink in Richtung Wohnzimmer: «Dicke Luft?»

Karen nickte nur, ging hinauf in die Wohnung ihres Bruders und holte sich das Magazin. Als sie zurückkam, saß Sarah bei den Männern im Wohnzimmer wie ein Schiedsrichter. Norbert und Marko schauten geflissentlich

aneinander vorbei, aber nach einem Streit sah es nicht mehr aus. Sie setzte sich wieder dazu, begann zu blättern, bis zur ersten Doppelseite mit Fotos, Namen und Daten darunter. Acht Frauen und eine Lücke.

Sie kam nicht dazu, sich die Frauen genauer anzuschauen und den Bericht zu lesen. Ihr erster Blick fiel unwillkürlich auf das freie Feld. Das Fragezeichen stach zwischen den Gesichtern ins Auge. «Da fehlt eine», sagte sie ganz automatisch, danach erst bemerkte sie das Datum. 14. September 1990.

Marko wurde aufmerksam. «Was meinst du, Schatz?»

Ehe sie ihm antworten konnte, sah Norbert, womit sie sich beschäftigte, riss ihr das Magazin aus der Hand und erklärte: «Du liest besser ein paar Kochrezepte, sonst kommst du noch auf die Idee, ihm für das Jahr den alten Saufkopf anzubieten!»

«Hast du einen Knall?», fragte Sarah. «Ich glaube, du gehst besser mal für eine halbe Stunde rauf und sortierst Ammoniten. Vielleicht kühlt das dein Gemüt.»

Norbert murmelte eine Entschuldigung, Sarah schimpfte weiter: «Ich verstehe nicht, warum du dich so darüber aufregst. Es wird keine gezwungen, sich mit so einem Kerl einzulassen. Wenn es ein altes Mütterchen erwischt, das sich nur ein paar Mark Haushaltsgeld von der Bank holen wollte, finde ich das schlimmer. Und dafür gibt es keine vier Seiten im *Stern*.»

Sarah erzählte von einer alten Frau, die in der Stadtsparkasse etwas Geld abgehoben hatte und dabei beobachtet worden war. Der Täter hatte sie auf dem Nachhauseweg verfolgt und an ihrer Tür geklingelt. Als sie arglos öffnete, hatte er sie in die Wohnung gedrängt und erschlagen – für zweihundert Mark.

«Das ist mein Albtraum», sagte Marko. «Karen rennt

immer sofort an die Tür, wenn es klingelt.»

Danach drehte sich das Gespräch nur noch um Vertreter und Bittsteller. Die einen wollten Wintergärten verkaufen oder Regenrinnen reinigen, die anderen trugen so herzergreifend irgendein Elend vor, dass Karen gar nicht umhin kam, ihnen eine Abbuchungserlaubnis zu erteilen. Das hatte Marko ihr verboten, als er feststellen musste, dass sich jeden Monat eine andere mildtätige Organisation an seinem Konto bediente.

Er hatte verlangt, vorher aus dem Fenster zu schauen und sich zu vergewissern, ob ein Fremder vor der Tür stand. Aber das konnte man von den Straßenfenstern aus nicht sehen. Die Haustür befand sich an der Giebelwand neben der Garagenzufahrt. Man musste abwarten, bis derjenige, der geklingelt hatte, sich wieder vom Haus entfernte. Dann musste man hinaus auf die Straße laufen und rufen: «Entschuldige, Mama, ich war gerade im Garten.» Das tat man zweimal, danach nie wieder.

So oft kamen Vertreter oder Bittsteller auch gar nicht in den Amselweg. Norbert hielt Markos Ängste für sehr übertrieben. Er meinte, die Chance, dass mal ein Mörder an ihrer Tür klingele, stünde eins zu einer Million. Das Wochenmagazin hatte er zu einer Rolle gedreht, klopfte sich damit aufs Bein und beobachtete Karen verstohlen, als ob ihm Leid täte, was er gesagt hatte.

Sie war wütend auf ihn, zuerst nur wütend wegen seiner blöden Bemerkung. Kochrezepte! Der Schmerz kam unvermittelt. Plötzlich tat es so weh im Innern, als habe jemand Feuer in ihrer Brust gelegt. Sie sah sich in Christas Schlafzimmer nach dem Schlüssel für den Benz suchen und Norbert bei der Tür auftauchen wie einen Geist. «Warum bist du nicht im Schwarzwald, was machst du hier?», hörte sie sich stammeln.

Es war, als hätte sie in der Zeitung kein Fragezeichen gesehen, sondern einen Haken, der sich tief in ihr Hirn bohrte und all das herausriss, was sie mit romantischen oder bittersüßen Geschichten zugedeckt hatte. Dass sie zu weinen begann, wurde ihr nicht bewusst.

Norbert registrierte es als Erster, weil er kein Auge von ihr ließ. Er entschuldigte sich noch einmal. «Ich hab's nicht so gemeint.»

Marko nahm sie in den Arm und versuchte, sie zu beruhigen. «Hör auf zu weinen, Schatz, bitte.»

Sie konnte nicht aufhören, auch in den Tagen danach nicht. Bei jeder Kleinigkeit brach sie erneut in Tränen aus. Einmal zerdepperte Kevin einen Teller, nicht den ersten, auch keinen unersetzlichen. Sie hätte losgehen und ein komplettes neues Service kaufen können. Stattdessen weinte sie stundenlang, sammelte die Scherben auf, fügte sie wieder zusammen, klebte noch den kleinsten Splitter ein, nur um festzustellen, dass man den Teller nicht mehr benutzen konnte.

Zwei Tage später ließ Kevin eine Flasche fallen. Die Flasche blieb heil, schlug allerdings eine Kerbe in den Küchenfußboden. Die Glasur einer Fliese splitterte ab, und sie weinte den ganzen Tag, jedes Mal aufs Neue, wenn sie den Schaden sah. Marko war sehr besorgt, als Kevin es ihm am späten Abend erzählte.

«Schatz, das ist doch kein Grund», sagte er. «Norbert kann es bestimmt reparieren.»

Natürlich konnte Norbert das, er kam gleich am nächsten Nachmittag, zusammen mit Sarah. Im Keller lagen noch ein paar Ersatzfliesen. Er ging vorsichtig zu Werk, um nicht noch mehr zu beschädigen, und stellte dabei fest, dass sie mit ihren Nerven völlig am Ende war. «Was ist denn auf einmal wieder los, Karen? Du heulst doch nicht

tagelang, nur weil ich mich blöd benommen habe. Hast du Probleme mit Marko?»

Sie schüttelte den Kopf. Er bohrte weiter: «Ist es wegen der Sache im *Stern*? Kanntest du vielleicht eine der Frauen?»

«Woher denn?», fragte sie.

«Ich dachte ja nur», sagte er.

Was sie dachte, konnte sie ihm nicht sagen und auch sonst keinem. Immer nur Li und Jasmins Vater.

Sarah begann von den Möglichkeiten einer Therapie zu sprechen. Das wollte sie auf keinen Fall. Ihr graute bei der Vorstellung, dass ein Fremder in ihrem Innern stocherte und etwas herauspulte, worüber sie nicht mehr nachdenken wollte.

«Verdammt nochmal», brauste Sarah auf, als sie eine entsprechende Bemerkung machte, «es stochert niemand in dir herum. Was hast du denn für Vorstellungen. Du sagst nur, was du sagen willst, und hörst dir an, wie ein Psychologe darüber denkt. Er kann dir beibringen, eine belastende Situation zu bewältigen, Karen, und vielleicht auch ein paar Dinge in deinem Leben zu ändern, wenn du sie ändern möchtest.»

Sarah kannte einen Psychotherapeuten, Doktor Gerber, ein noch relativ junger Mann, der sich erst kürzlich mit einer Praxis selbständig gemacht und dazu einen Kredit bei der Stadtsparkasse aufgenommen hatte. Nun brauchte er natürlich Patienten, um die Raten zahlen zu können.

Norbert sah es jedenfalls so, er hielt gar nichts von Sarahs Vorschlag, meinte, für Gerbers Kredit sei sie nicht zuständig. Sie würde ihr Geld nur zum Fenster hinauswerfen, wenn sie einen Psychologen dafür bezahlte, ihr das Innerste nach außen zu kehren, obwohl sie gar nicht vorhatte, ihn kehren zu lassen. «Sie hat immer alles

mit sich allein ausgemacht», sagte er.

Sarah war sehr verärgert über seine Einwände. «Warum hältst du nicht endlich mal deine Klappe? Sie hätte sofort nach dem Unfall in Therapie gehen müssen.»

«Ist sie aber nicht», sagte Norbert. «Sie hat es vorgezogen, den Unfallzeugen zu ehelichen, wieder aufs Land zu ziehen und sich den Quälgeist ans Bein binden zu lassen. Da liegt der Hund begraben, und wie man die Situation bewältigt, kann ich ihr auch sagen. Dafür braucht sie keinen Seelenklempner, nur einen guten Scheidungsanwalt. Ich bin sicher, dass Marko das Sorgerecht beantragt. Dann sind all ihre Probleme mit einem Schlag gelöst. Wenn er dahinter kommt, dass sie zu einem Therapeuten rennt, ist hier der Teufel los.»

«Marko muss nichts davon erfahren», wandte Sarah sich wieder an sie. «Er ist in den nächsten Wochen von morgens bis abends beschäftigt. Wenn er tagsüber mal anruft und du nicht da bist, Ausreden gibt es genug. Einkaufsbummel in Köln, danach haben wir beide noch irgendwo einen Kaffee getrunken. Ich hole dich bei Doktor Gerber ab, du fährst mit mir zurück, dann muss er das glauben. Es soll auch kein Dauerzustand werden, Karen. Sprich dir nur mal alles von der Seele. Du kannst ganz offen sein, was du Doktor Gerber anvertraust, fällt unter das Arztgeheimnis. Du könntest ihm einen Mord gestehen, er dürfte nicht darüber reden. Und finanziell ist es für dich doch kein Problem.»

Sie hatte nicht vor, einen Mord zu gestehen. Mit dem finanziellen Aspekt hatte Sarah Recht. Sie konnte sich jederzeit so viel Geld vom Konto holen, wie sie brauchte. Marko hatte noch nie gefragt, wofür sie es ausgab. Und alleine fand sie diesmal nicht mehr heraus, drehte sich nur noch im Kreis mit ihren Gedanken.

Sarah war sehr erleichtert, als sie zustimmte, übernahm die Anmeldung und vereinbarte für sie zwei Termine pro Woche, damit es schneller ging, Dienstag und Freitag. Mit ihrem Einverständnis bereitete Sarah den Therapeuten auch ein wenig vor, schilderte ihre derzeitige Verfassung und einiges von dem, was ihr bekannt war.

Der Austauschschüler oder irgendein anderer, der sich vor der Verantwortung drückte. Zwei Jahre Hausarrest nach Jasmins Geburt. Dann ein kleiner Lichtblick, Li, die aber nach vier Monaten wieder aus ihrem Leben verschwand. Und sie wurde schuldig am Tod eines Menschen, weil sie sich von ihrer Freundin verabschieden wollte und Norbert sich weigerte, sie zu fahren. Dass sie angeblich zu einem heimlichen Rendezvous mit Jasmins Vater aufgebrochen war, verschwieg Sarah, weil sie es so wollte. So war es ja auch nicht gewesen.

In den ersten Stunden musste sie nicht viel sagen. Natürlich hatte Sarah auch erklärt, wie es nach dem Unfall weitergegangen war. Und darin sah Doktor Gerber die eigentliche Ursache ihrer Depression. Er nahm an, sie sei in Tränen ausgebrochen, weil ihr unvermittelt ihre persönliche Situation bewusst geworden war.

Was hätte nicht alles aus ihr werden können, wäre sie damals nicht ins Auto ihres Bruders gestiegen? Sie hätte ihr Abitur garantiert mit Bestnote bestanden, bestimmt auch rasch einen Studienplatz gefunden. Oder ihr Vater hätte dafür gesorgt, dass sie doch die Schauspielschule besuchen durfte. Sie könnte heute Ärztin sein, Juristin oder ein Star.

Stattdessen feierte sie bei ihrer Mutter den Geburtstag eines Kindes, für das sie kaum mehr war als ein Brutkasten, der auch kochen und waschen konnte. Die meiste Zeit saß sie allein zu Hause. Während ihr Mann sich einen guten Namen machte und überall Anerkennung

fand, band sie Seidenblumensträuße und Türkränze, durfte auch wieder auf der Bühne stehen, aber nur mit einer dilettantischen Laienspielschar.

Schon nach der ersten Stunde setzte sie sich an den Computer und hielt fest, wie der Psychologe die Dinge sah und wie sie darüber dachte. Um zu verhindern, dass Marko etwas las, speicherte sie es nicht auf der Festplatte, sondern auf einer Diskette ab.

Anfang April wurde Marko stutzig. Er rief zweimal zu Hause an, während sie bei Doktor Gerber saß. Dass sie im Garten gewesen sei und das Telefon nicht gehört habe, konnte sie ihm nicht weismachen. Kevin berichtete ihm abends brühwarm, er sei wieder mal den ganzen Nachmittag alleine bei Oma Christa, Jasmin und Michael gewesen. Und dass sie neuerdings zweimal pro Woche nach Köln fuhr, um ungestört Einkäufe zu machen und mit Sarah noch einen Kaffee zu trinken, glaubte Marko nur einmal. Er nahm an, es sei ein anderer Mann im Spiel.

Und darüber sprach er ausgerechnet mit Christa. «Ich glaube, sie hat mich nie wirklich geliebt», sagte er. «Mit den Jahren ist natürlich Sympathie gewachsen und ein Gefühl von Verbundenheit. Wir haben gemeinsam ja auch viel erreicht, unseren Sohn, das schöne Haus, einen hohen Lebensstandard. Es fällt ihr bestimmt nicht leicht, das alles aufzugeben.»

Als Norbert davon hörte, riet er ihr dringend, die Besuche bei dem Psychologen wieder einzustellen. Doch das wollte sie nicht. Auch wenn oder gerade weil Doktor Gerber für ihr Empfinden sehr übertrieben formulierte, bewirkte er damit etwas, forderte sie zum Widerspruch heraus. Sie lernte zu diskutieren, ihren Standpunkt zu vertreten und sich kritisch mit der Realität auseinander zu

setzen. Die Grübeleien über Vergangenes hatten ein Ende gefunden oder waren erneut in den Hintergrund gedrängt worden. Nun analysierte sie ihre Gefühle für Marko und seine Gefühle für sie.

Er liebte sie sehr, daran hatte sie keine Zweifel. Aber er liebte sie auf eine Art, die ihr ständig ein schlechtes Gewissen verursachte und sie oft erdrückte. Er, immer nur gebend, nie etwas verlangend, immer besorgt, sie auf Händen zu tragen, in Watte gepackt wie eine kostbare Porzellanfigur, die man lieber in einen Schrank stellte, damit sie nicht zerbrach. Sein Schatz eben. Mit einem Schatz ging man vorsichtig um und passte gut auf, dass andere ihn nicht in die Hände nahmen.

Bis Mitte April drehten sich ihre Gespräche ausschließlich um ihre Ehe. Den Unfall streifte Doktor Gerber nur einmal mit der Frage, warum sie ausgerechnet den Unfallzeugen geheiratet hatte. Hatte sie sich selbst bestrafen wollen? Wartete sie vielleicht insgeheim immer noch darauf, dass ihr Mann endlich tat, was er damals gebrüllt hatte? Sie ersäufen.

«Nein», sagte sie. «Ich will nicht sterben.»

«Was dann?», fragte Doktor Gerber. Obwohl er Marko nicht kannte, unterstellte er ihm ein mangelndes Selbstwertgefühl und sprach ihm die Fähigkeit ab, echte Liebe zu empfinden. Echte Liebe ließ einen Freiraum und betrachtete eine Frau nicht als persönlichen Besitz. Er meinte, sie müsse doch längst erkannt haben, dass sie an der Seite ihres Mannes keine Chance habe, ein Leben nach ihren Bedürfnissen zu führen. Sie wurde gegängelt, bevormundet und unter Hausarrest gestellt, nicht anders als bei ihrer Mutter.

Am Dienstag vor Ostern sprachen sie zum ersten Mal über den schwarzen Freitag im September 1990 und ihre

Freundschaft zu Li. Sie schnitt das Thema sogar selbst an, weil sie sich nicht wieder fünfundvierzig Minuten lang anhören wollte, wie er auf Marko herumhackte. Weit kam sie allerdings nicht. Doktor Gerber unterbrach sie schon nach wenigen Sätzen. Und im ersten Moment dachte sie, Sarah hätte ihm doch erzählt, sie habe sich damals mit Jasmins Vater treffen wollen. Aber Sarah hatte sich an die Abmachung gehalten.

Doktor Gerber konnte sich nur nicht vorstellen, dass sie solch ein Risiko eingegangen wäre, ohne Führerschein ins Bergische Land zu fahren, um irgendwo in der Wildnis nach einer Frau zu suchen, die sie nur alle zwei Wochen für wenige Stunden gesehen hatte, Stunden wohlgemerkt, in denen Li arbeiten musste und höchstens mal ein paar Minuten Zeit für eine Unterhaltung mit ihr hatte. «Unter solchen Voraussetzungen kann sich keine intensive Freundschaft entwickeln», sagte er.

«Wir waren auch mal einen ganzen Vormittag zusammen», erklärte sie. Und er lächelte. Die Stunden im Regen, zu zweit unter einem Schirm, wogen bei ihm nicht viel. Er sah es wie Norbert. Für einen Abschied hätte es gereicht, sich am Abend nach Köln fahren zu lassen, wie ihr Bruder es angeboten hatte.

Er hatte keine Ahnung und sich trotzdem nahe herangearbeitet. «Selbst wenn Ihnen diese Frau so wichtig war, dass Sie noch ein paar Stunden mit ihr allein haben wollten, sie im Bergischen Land nicht zu finden, hätte bei Ihnen Frustration auslösen, Sie aber nicht in einen Zustand versetzen dürfen, in dem Sie absolut nichts mehr von dem registrierten, was um Sie herum vorging.»

Als sie ihm darauf nicht antwortete, sagte er: «Scheuch doch mal die Enten weg! Was verbergen die Enten, Frau Stichler? Waren sie real oder sind sie als Symbol zu verstehen?»

Von Enten als Symbol hatte sie noch nie gehört. Bei Schlangen hätte sie sich das eher vorstellen können. Doktor Gerber sah natürlich auch bei Enten eine gewisse Symbolik. Sie konnten fliegen. Er wollte wissen, ob sie gerne mit Li nach China geflogen oder wenigstens bis Frankfurt gefahren wäre.

«Da hätte ich ja wohl kaum meinen Bruder angefleht, mich zu fahren», sagte sie nachdrücklich. «Ich bin sicher, dass die Enten real waren. Wilde Enten. Ich weiß nur nicht, wo ich sie gesehen habe.»

Doktor Gerber intensivierte sein Lächeln. «Dann verbergen die Tiere also etwas. Ein schreckliches Geheimnis? Was könnte denn ein intelligentes Mädchen derart in Panik versetzt haben, dass es wie blind und taub durch die Gegend rast? Das nennt man einen Schockzustand, Frau Stichler. Und den Schock haben Sie meines Erachtens nicht erst beim Zusammenstoß mit dem Radfahrer bekommen, sondern bei den Enten. Da setzt die Erinnerung aus.»

Er irrte sich, ihre Erinnerung setzte auf dem Parkplatz gegenüber der Autobahnauffahrt aus. Aber das hätte er ihr doch erst recht nicht geglaubt, eine Gedächtnislücke von zwei Stunden! Als sie schwieg, stellte er fest: «Übermäßig ängstlich waren Sie nicht, sonst wären Sie gar nicht erst losgefahren. Ein mutiges, achtzehnjähriges Mädchen erschrickt aber nicht derart vor ein paar Enten. Da muss etwas geschehen sein, was Sie als entsetzlich empfanden.»

Er schaute sie an, als warte er auf eine bestimmte Reaktion. Nur wusste sie nicht, wie sie reagieren sollte. Nach ein paar Sekunden schlug er vor: «Wenn Sie es wirklich nicht wissen, wir können es mit Hypnose versuchen.»

«Das möchte ich nicht», sagte sie.

«Denken Sie darüber nach», empfahl er. «Sie haben ein paar Tage Zeit. Wir sehen uns erst am nächsten Dienstag wieder.»

Ihr zweiter Termin in der Osterwoche fiel auf den Karfreitag. Da praktizierte er nicht. «Ich weiß aber noch nicht, ob ich nächsten Dienstag kommen kann», sagte sie.

Doktor Gerber hielt das für ein Ausweichmanöver, das war es nicht. Marko hatte die Aufnahmen für den Katalog beendet. Nun wollte er zwei Wochen Urlaub machen und endlich seinen Traum verwirklichen, den Bildband mit Naturaufnahmen.

In den vergangenen Jahren hatte er nur sporadisch Motive dafür gefunden, jetzt wollte er das Projekt zügig vorantreiben und bestand darauf, dass sie mitkam, Kevin natürlich auch. Norberts Wohnmobil wollte er leihen, um nicht mit einem kleinen Kind von einem Hotelzimmer ins nächste ziehen zu müssen.

Sie hatten noch nie richtig Urlaub gemacht so wie Norbert und Sarah jedes zweite Jahr. Marko mochte nicht fliegen. Und sie fuhr nicht gerne lange Strecken im Auto. Er meinte, im Wohnmobil wäre das etwas anderes. Nur sah sie da keinen Unterschied.

Seit Tagen diskutierten sie darüber. Ein paar Mal war sie nahe daran, ihm von Doktor Gerber zu erzählen. Sie tat es nicht. Er hätte doch gefragt, worüber sie mit einem Therapeuten sprach. Und das hätte sie nie über die Lippen gebracht, vor allem nicht, wie Doktor Gerber über ihn dachte.

Sie ließ sich eine Ausrede nach der anderen einfallen. Zuerst einen Besuch bei Margo, die sonst über Ostern alleine wäre. Keine gute Idee. Margo hatte drei Tage im Jahr, an denen sie sich lieber selbst aus dem Weg ging und eigentlich niemanden sehen wollte. Jonas Geburtstag im

September, der gleichzeitig Rabeas Todestag war. Rabeas Geburtstag im Januar und der Tag im April, an dem Markos Vater sie verlassen und die jüngste Tochter mitgenommen hatte. Der Tag fiel in diesem Jahr auf Ostern. «Ich glaube nicht, dass Margo Wert auf Gesellschaft legt», sagte Marko auch prompt.

Dass sie sich zu Hause unbedingt einmal blicken lassen müsse, weil ihr Vater da sei, wollte er auch nicht einsehen. «Karlheinz hat bestimmt Verständnis. Wir können ihn während der Ferien besuchen, davon habt ihr beide mehr als von einer Familienrunde.»

Sie erfand noch einen dringenden Termin beim Frauenarzt für den Dienstag nach Ostern, log ihm vor, sie habe die Pille vergessen und ihre Periode nicht bekommen. Das kümmerte ihn auch nicht. «Wenn du noch nicht schwanger bist, dem kann ich unterwegs abhelfen. Ich lasse dich nicht zwei Wochen lang hier allein. Du fährst mit, Ende der Diskussion.»

Sie wollte nicht mitfahren! Aber so weit, sich gegen ihn durchzusetzen, war sie noch nicht. Er kapitulierte erst, als Norbert sich einmischte. Als sie an dem Dienstag mit Sarah aus Köln zurückkam, war Marko schon zu Hause und Norbert bei ihm. Er weigerte sich, sein Wohnmobil zu verleihen. Marko hatte vorausgesetzt, dass er es bekäme.

«Ich dachte, ich hätte mich neulich klar genug ausgedrückt», sagte Norbert. «Was für mein Auto gilt, gilt auch fürs Wohnmobil, ich verleihe nichts mehr. Wenn du mich vorher gefragt hättest, hätten wir das rechtzeitig geklärt. Jetzt wird wohl nichts aus der Tour.»

Marko war sehr wütend und Kevin maßlos enttäuscht. Um dem Jungen wenigstens eine kleine Freude zu machen, fuhr er am Gründonnerstag noch mit ihm in einen Märchenwald. Am Karfreitag brach er kurz nach dem

Frühstück auf, ohne sich richtig von ihr zu verabschieden. Kevin weinte noch und schimpfte sie «blöde Mama», als Marko am späten Vormittag zum ersten Mal anrief. Er tröstete Kevin. Das musste er an dem Tag noch öfter tun und nutzte die Gelegenheit jedes Mal, zu erfahren, dass sie keinen Fuß vor die Tür gesetzt und auch keinen Besuch von unbekannten jungen Männern empfangen hatte.

Sein Misstrauen zerrte an ihren Nerven, weil Doktor Gerber in ihrem Hinterkopf unentwegt von mangelndem Selbstwertgefühl sprach. Bei Markos viertem Anruf war Norbert gerade da und fragte anschließend: «Wie weit bist du denn inzwischen mit deinem Seelenklempner?»

«Er will es mit Hypnose versuchen», antwortete sie. «Er meint, es könnte schon etwas passiert sein, bevor ich den alten Mann überfahren habe.»

«Der Mann muss ein Genie sein, wenn er das so schnell erkannt hat», spottete Norbert. «Lässt du es ihn machen?»

Sie schüttelte den Kopf, und Norbert sagte: «Kluges Mädchen. Wenn wirklich vorher was passiert sein sollte und das jahrelang verschüttet war, gibt’s dafür bestimmt gute Gründe. Da sollte man es nicht mit Gewalt an die Oberfläche zerren. Ich halte es für das Beste, wenn du dich nächsten Dienstag bei Gerber bedankst und ihm erklärst, er hätte dir sehr geholfen, jetzt kämst du allein zurecht. Inzwischen geht’s dir doch wirklich viel besser. Dann regt Marko sich auch wieder ab.»

Auch dazu schüttelte sie den Kopf. Sie wollte Doktor Gerber am kommenden Dienstag klarmachen, dass sie für ihr Geld von ihm haben wollte, was sie nötiger brauchte als eine Hypnose: praktische Lebenshilfe. Nicht länger Markos Schatz sein, sondern seine Partnerin, auf die er sich verlassen, der er vertrauen konnte. Die Chance dazu bekam sie nicht mehr.

ZWEITER TEIL
BARBARA

Die letzte Fahrt

Früh um sechs am 22. April 2000, dem Ostersamstag, stieg die zweiundzwanzigjährige Versicherungsangestellte Barbara Lohmann mit einer kleinen Reisetasche in den grauen Peugeot ihres Bruders. Sie wollte nach München fahren – zum letzten Mal. Barbara Lohmann tat an diesem Tag alles zum letzten Mal.

Als Thomas Scheib Anfang Mai endlich informiert wurde, war die Vorgeschichte weitgehend dokumentiert. Es gab keinen Hinweis auf eine Verabredung mit einem Unbekannten. Barbara hatte weder eine Kleinanzeige aufgegeben noch eine Visitenkarte in Empfang genommen. Sie hatte auch keine neue Bekanntschaft in einem Lokal geschlossen. Sie war ein Typ wie die vor sechs Jahren in München verschwundene Julia Roberts, aber sie hatte keine hochfliegenden Pläne, war zufrieden in ihrem Job. Jeder, der sie gekannt hatte, bezeichnete sie als eine für ihr Alter sehr reife und verantwortungsbewusste junge Frau, die sich nach dem Tod ihrer Mutter rührend um ihren ein Jahr jüngeren Bruder Oliver kümmerte.

Seit drei Jahren lebten die Geschwister allein im Elternhaus am Ortsrand von Frechen, nahe Köln. Das Haus war klein und alt, es hatte ihrer Mutter gehört. Ihr Vater hatte die Familie verlassen, als sich abzeichnete, dass seine Frau dem Tod geweiht war. Danach hatte Oliver eine schlimme Zeit durchgemacht, die Schule abgebrochen, zu trinken begonnen, mit Drogen war er auch in Berührung gekommen. Mit viel Mühe und Einsatz hatte Barbara ihn wieder aufgerichtet und dafür gesorgt, dass er einen Ausbildungsplatz bekam, an dem er sich

wohl fühlte.

Oliver Lohmann war in derselben Kfz-Werkstatt beschäftigt wie Karens Bruder, was leider viel zu spät bekannt wurde. Norbert Dierden hatte ihn ein wenig unter seine Fittiche genommen. Wenn Barbara bei ihrem Bruder Mutterstelle vertrat, konnte man Norbert durchaus als Ersatzvater bezeichnen.

Oliver war auf der ganzen Linie abhängig von seiner Schwester. Seine Ausbildungsvergütung wurde auf Barbaras Konto überwiesen und von ihr verwaltet. Er hatte keinen Zugriff, bekam nur ein Taschengeld, das reichte, um seinen Peugeot zu unterhalten, den auch Barbara nutzte. Ein eigenes Auto besaß sie nicht, kam bequem mit dem Bus zur Arbeit, trug mit ihrem Gehalt die Kosten der gemeinsamen Lebensführung und zahlte, wenn sie zusammen etwas unternahmen.

Im vergangenen Sommer hatten sie Urlaub auf Sardinien gemacht. Dort hatte Barbara Stefan Leitner kennen gelernt, er war drei Jahre jünger als sie. Aber für einen Urlaubsflirt spielte das Alter nur eine untergeordnete Rolle. Eine heiße Affäre war es gewesen, für Stefan Leitner die erste, für Barbara mit Urlaubsende eigentlich vorbei. Doch dazu ließ er es nicht kommen.

In den ersten Monaten nach dem Urlaub fühlte sie sich noch geschmeichelt, wenn Stefan anrief, um ein Wochenende bettelte und behauptete, ohne sie könne er nicht mehr leben. Dann wurde es lästig und zu teuer. Immer die weite Fahrt nach München, nur für zwei Tage, wovon sie einen auf der Autobahn verbrachte. Und ohne sie leben konnte Oliver auch nicht. Ihr Bruder stand ihr entschieden näher als der verzogene Bengel aus gutem Haus.

Stefan Leitner war der einzige Sohn eines angesehenen Münchner Juristen. Strafverteidiger war Leitner senior,

einer der wenigen, die man bundesweit kannte. Was ihm an Zeit für den Sohn fehlte, machte er mit Geschenken wett. Auch von seiner Mutter wurde Stefan nach Strich und Faden verwöhnt.

Dass ihm einmal ein Wunsch abgeschlagen wurde, kannte er nicht. Barbara in Frechen zu besuchen, kam für ihn bei aller Liebe nicht mehr infrage. Ein einziges Mal war er bei ihr gewesen, hatte auf der Rückfahrt seinen Wagen – Geschenk des Vaters zum achtzehnten Geburtstag – zu Schrott gefahren und bei der Gelegenheit auch seinen Führerschein verloren. Eine Bahnfahrt hielt er für unzumutbar.

Doch das war kaum der wahre Grund, warum er sich im Haus der Geschwister lieber nicht mehr blicken ließ. Stefan Leitner setzte sich nicht gerne mit Oliver auseinander. Wenn Barbaras Bruder einen Anruf entgegennahm, war die erste Frage immer: «Warum lässt du sie nicht endlich in Ruhe? Wie oft muss sie dir denn noch sagen, dass du ihr auf die Nerven gehst?»

Stefan Leitner akzeptierte kein Nein, gewiss nicht von Oliver, aber auch nicht von Barbara. Seit Monaten erklärte sie bei jedem Abschied, es sei ihr letzter Besuch in München gewesen. Eine Beziehung wie die ihre habe doch keine Zukunft. Am letzten Wochenende hatte sie ihm das ihrer Meinung nach unmissverständlich klargemacht. Doch Stefan gab nicht auf.

Die Woche über hatte er nichts erreicht. An ihrem Arbeitsplatz ließ Barbara sich von Kolleginnen verleugnen. Zu Hause ging nur noch der Bruder ans Telefon. Am Karfreitag rief Leitner mindestens zehnmal an, weinte, jammerte, bettelte und sagte schließlich: «Wenn sie nicht kommt, bringe ich mich um.»

«Tu das», erwiderte Oliver. «Dann haben wir unsere

Ruhe.»

«Was will er tun?», fragte Barbara.

Oliver strich sich mit einer Hand über die Kehle. Sie nahm ihm den Hörer ab. Zuerst verlangte sie noch: «Jetzt spinn doch nicht rum, Stefan.» Doch dann sagte sie: «Also gut, aber es ist wirklich das allerletzte Mal. Wir werden reden, Stefan, nur reden, verstehst du? Sonst hört das nie auf.»

Vergebens versuchte Oliver, sie zu überzeugen, dass es immer so weiter ginge, wenn sie nicht einmal hart und zu Hause blieb. Dass es in der Vorwoche ein Problem mit seinem Peugeot gegeben hatte, erwähnte er nicht. Der Motor war ein paar Mal ausgegangen, als er vor einer Ampel warten musste. Aber die Sache schien behoben. Norbert hatte sich darum gekümmert, den Vergaser gereinigt und die Zündkerzen ausgetauscht.

Den größten Teil der langen Strecke bewältigte Barbara auch zügig und ohne Probleme. Erst hinter Ulm, auf der Höhe von Günzburg, bekam sie unvermittelt Schwierigkeiten. Es herrschte dichter Verkehr auf der A 8. Vor ihr stauten sich plötzlich die Fahrzeuge. Sie trat auf die Bremse, im nächsten Moment leuchtete die Batteriekontrolle auf, der Motor war aus. Aus einem Reflex gab sie Gas, der Motor sprang sofort wieder an. Bis kurz vor der Autobahnraststätte Edenbergen wiederholte sich das noch mehrfach. Auf diese Weise die letzten siebzig Kilometer bis München zurückzulegen, war ihr nicht ganz geheuer. Sie hielt es für einen Wink von oben, dass diese Fahrt wirklich nicht sein sollte, und steuerte die Raststätte an.

Kurz nach ihr fuhr Martin Kaminski auf den Parkplatz – für die Münchner Kripo wurde er zum wichtigsten und einzig glaubwürdigen Zeugen. Kaminskis Frau arbeitete als Bedienung in der Raststätte, er wollte ihr über Mittag

Gesellschaft leisten und sah die junge Frau mit den auffällig langen rotbraunen, gelockten Haaren und der ebenso auffälligen Kleidung. Barbara trug eine Blousonjacke, die wie Schlangenhaut gemustert war, dazu eine weiße Jeans mit einer Zierkordel anstelle eines Gürtels.

Sie war über die offene Motorhaube des Peugeot gebeugt, betrachtete das Innenleben des Wagens, fummelte herum, schien aber keine Ahnung von Sinn und Zweck der Einzelteile zu haben. Im Vorbeigehen riet Kaminski ihr scherzhaft, ihre Finger lieber woanders hineinzustecken. Sein Rat war ihr nur einen kalten, hochmütigen Blick wert. Von Fremden ließ Barbara sich aus Prinzip nicht ansprechen. Ihr Bruder sagte später: «Sie konnte einen anschauen, dass man sich fühlte wie ein Haufen Scheiße.» Dabei war Barbara alles andere als hochmütig. Sie wusste nur um ihre Wirkung auf Männer und hatte gelernt, durch selbstbewusstes Auftreten unliebsamen Belästigungen vorzubeugen.

Kurz vor elf Uhr rief sie zu Hause an und erkundigte sich, woran es liegen, ob sie eine Rückfahrt riskieren könne oder besser den ADAC rufen solle. Das konnte Oliver ihr aus der Ferne nicht sagen, er wollte sich bei Norbert Rat holen, Barbara sollte in zehn Minuten nachfragen. Sie rief auch Stefan Leitner an, um ihm zu sagen, dass sie wegen einer Wagenpanne nicht mehr kommen könne. Dabei rutschte ihr heraus, wo sie sich aufhielt.

Als sie sich nach der vereinbarten Zeit erneut bei ihrem Bruder meldete, war Norbert bereits auf dem Weg nach Frechen, um Oliver abzuholen. Den ADAC zu bemühen, hielt er für überflüssig. Das kostete ja. Oliver wollte wissen, ob sie Stefan informiert habe. Sie beruhigte ihn. «Keine Sorge, wenn er hier auftaucht, halte ich ihn mir schon vom Leib. Hier sind genug Leute.»

Wie viele Personen sich am Ostersamstag auf dem

Gelände der Raststätte aufhielten, brachte die Polizei nie in Erfahrung. Alle, die nur einen Kaffee tranken, eine Kleinigkeit aßen und bar zahlten, alle, die nur kurz Rast machten, sich die Beine vertraten oder die Toiletten aufsuchten, alle, die nach dem Tanken nicht ihre Kreditkarten vorlegten, entzogen sich den Ermittlungen.

Es muss Barbara bewusst gewesen sein, dass etliche Stunden vergehen würden, ehe ihr Bruder und Norbert Edenbergen erreichten. Ebenso war ihr wohl klar, dass sie einen Fehler gemacht hatte, als sie Stefan Leitner ihren Aufenthaltsort verriet. Sie versprach Oliver mit großem Ehrenwort, sich nicht wieder bequatschen zu lassen. Das war gegen elf Uhr dreißig.

Eine gute Stunde später wurden sämtliche Besucher der Raststätte, das Bedienungspersonal und Martin Kaminski Zeugen von Stefan Leitners Auftritt. Er stürmte herein, zerrte Barbara, die sich gerade ein Mittagessen gönnte, beinahe vom Stuhl beim Versuch, sie zu umarmen und zu küssen. Dann fiel er vor ihr auf die Knie und drückte sein Gesicht in ihren Schoß. Eine melodramatische Szene mit entsprechenden Dialogen.

Barbara forderte ihn auf, nicht so ein Theater zu machen. Stefan vermutete, sie habe einen anderen, drohte, den Kerl aufzuschlitzen, und bettelte in einem Atemzug: «Du darfst mich nicht verlassen, das halte ich nicht aus. Dann bringe ich mich um.»

Ungeachtet des aufmerksamen Publikums schob er ihr Top in die Höhe, drückte die Lippen auf ihre Brust und machte sich am Reißverschluss ihrer Jeans zu schaffen. Barbara schlug ihm auf die Finger, drückte seinen Kopf weg und verlangte: «Lass das, verdammt! Kauf dir eine Gummipuppe oder lass dir von Papi eine schenken. Für deine Rammelei reicht so ein Ding. Ich möchte mal wieder montags im Büro gemütlich auf dem Stuhl sitzen.»

Dann fiel ihr wohl auf, dass in der Raststätte niemand mehr aß oder trank. Auch die Gäste, die draußen auf der Terrasse saßen, äugten gespannt herüber. Sie schob Stefan, der immer noch am Boden kniete, energisch zur Seite und ging zum Ausgang. Ihr noch halb voller Teller blieb auf dem Tisch zurück, gezahlt hatte sie schon. Stefan war sehr schnell auf den Beinen und rannte ihr nach. Kaminski folgte den beiden, weil er das Gefühl hatte, die junge Frau könne in Schwierigkeiten geraten. Vielleicht war er auch nur neugierig auf die Fortsetzung.

Im Freien zerrte Leitner Barbara über den Parkplatz zu einem schwarzen Alfa Romeo mit Münchner Kennzeichen. Für Kaminski war offensichtlich, dass sie nicht einsteigen wollte, sich den Hitzkopf aber auch nicht vom Leib halten konnte. Er bot ihr seine Hilfe an. Daraufhin ging Leitner auf ihn los. «Was willst du? Sie gehört zu mir!»

«Nun mal langsam, Freundchen», beschwichtigte Kaminski. «Zu wem sie gehört, soll sie selbst entscheiden.»

Stefan brüllte Barbara an: «Ist das der Kerl? Sag ihm, er soll sich verpissen, sonst schlitz ich ihn auf. Sag ihm, dass du mich liebst, nur mich, heute noch, noch einmal.»

«Junge, ich glaube, du verwechselst da etwas», sagte Kaminski. Die Drohung, ihn aufzuschlitzen nahm er nicht ernst, es war kein Messer zu sehen. Er wandte sich an Barbara: «Ein Wort genügt, junge Frau, und ich schaffe Ihnen den Knaben vom Hals. Eine richtige Prügelei hatte ich schon lange nicht mehr.»

Barbara lächelte kühl. «Lieb gemeint, aber nicht nötig. Ich komme schon klar. Bisher habe ich ihn noch immer beruhigt.»

«Dann können Sie aber am Montag wieder nicht

gemütlich auf dem Bürostuhl sitzen», sagte Kaminski noch.

Und Barbara erwiderte: «Ist doch Ostern. Ich muss erst am Dienstag wieder im Büro sein. Bis dahin wird's gehen.»

Dann stiegen Stefan Leitner und Barbara Lohmann in den Alfa Romeo und unterhielten sich ein paar Minuten lang im stehenden Fahrzeug. Für Kaminski sah es aus, als käme die junge Frau tatsächlich alleine zurecht. Als der Wagen abfuhr, ging er zurück in die Raststätte. Das war kurz vor eins.

Gegen sechzehn Uhr fuhren Oliver und Norbert auf das Raststättengelände. Sie fanden den Peugeot mit der Reisetasche auf der Rückbank. Barbara fanden sie nicht, aber ihr Verbleib war rasch geklärt. Während Norbert sich auf dem Parkplatz um den Peugeot bemühte, befragte Oliver das Bedienungspersonal. Er hatte Fotos dabei, auch Schnappschüsse aus dem Urlaub, die Barbara mit Stefan Leitner zeigten. Von Kaminskis Frau hörte er, was sich um die Mittagszeit abgespielt hatte.

Für Oliver war das zuerst nur ein Grund, auf seine Schwester zu fluchen. Ungefähr so hatte er sich das vorgestellt. Was kümmerte einen verzogenen Bengel der verlorene Führerschein, wenn er jederzeit in den Wagen der Mutter steigen konnte und das Ziel seiner Sehnsüchte in erreichbarer Nähe wusste? Dass Barbara sich zu ein paar Stunden hatte überreden lassen, stand für Oliver außer Frage. Dafür ihre Tasche mitzunehmen, hätte sich nicht gelohnt. Ihn zu verständigen, war nicht mehr möglich gewesen, nachdem er zu Norbert ins Auto gestiegen war. Weder Barbara noch er verfügten über ein Handy. Stefan besaß eins, Norbert auch. Aber der hatte es in der Eile zu Hause liegen lassen.

Sie warteten im Freien, gingen davon aus, dass Barbara jeden Moment zurückkäme. Sie musste sich ausrechnen können, zu welcher Zeit ungefähr ihre Pannenhelfer Edenbergen erreichten. Als sie nach einer halben Stunde immer noch nicht erschienen war, rief Oliver von einem Kartentelefon in der Raststätte bei den Leitners an und erhielt von Leitner senior die Auskunft, Stefan und Barbara befänden sich in Pöcking am Starnberger See. Die Familie besaß dort ein Ferienhaus. Und Leitner senior erklärte, soweit ihm bekannt sei, wolle sein Sohn dort das gesamte Osterwochenende mit seiner Freundin verbringen.

Oliver glaubte nicht, dass Barbara sich dazu hatte überreden lassen. In dem Fall hätte sie doch ihre Tasche mitgenommen. Er versuchte, sie über Stefans Handy zu erreichen, geriet aber nur an die Mailbox. Daraufhin wollte er sofort nach Pöcking fahren. Wo das Ferienhaus der Leitners lag, war ihm in etwa bekannt, weil Barbara häufig dort gewesen war und die Lage beschrieben hatte.

Norbert hielt es für sinnvoller, noch eine Weile zu warten. Das lehnte Oliver ab. Den Zweitschlüssel für den Peugeot hatte er dabei. Der Wagen war fahrtüchtig, man durfte nur das Gas nicht völlig wegnehmen. Norbert vermutete, das Nadelventil im Vergaser sei defekt. Weil Oliver nur einen Zwanziger und etwas Kleingeld bei sich hatte und damit nicht weit gekommen wäre, half Norbert ihm mit zweihundert Mark aus der Klemme. Kurz vor siebzehn Uhr trennten sie sich.

Frohe Ostern

Um die Zeit schrubbte Karen ihren Backofen. Kevin hatte die Enttäuschung über den verpassten Urlaub noch nicht ganz verwunden, sie im Laufe des Tages allerdings nur noch dreimal «blöde Mama» genannt. Nun saß er hinter ihr am Küchentisch, bemalte ausgeblasene Eier und nörgelte unentwegt, weil sie immer dann zerbrachen, wenn sie besonders schön bunt geworden waren.

Er wartete darauf, dass sein Papa wieder anrief und sich berichten ließ, wie Mama sich die Zeit vertrieb. Markos vorerst letzter Anruf war um vier Uhr gekommen, von irgendeiner Raststätte, wo er gerade getankt und wieder mal Luft in den defekten Reifen gepumpt hatte. Viel mehr hatte er ihr bei dieser Gelegenheit nicht gesagt. Er war frustriert gewesen, weil er Norberts Rat ignoriert und den Wagen vor Antritt der Fahrt nicht doch noch in die Werkstatt gebracht hatte.

Kurz vor sieben klingelte das Telefon wieder. Kevin stürzte in die Diele, schnappte mit bunten, klebrigen Fingern den Hörer und sprudelte los. Nach ein paar Minuten winkte er sie heran: «Papa will dir auch was sagen.»

Marko klang nun zufrieden, fast schon euphorisch. Er stand mitten im Bayrischen Wald, hatte gerade mit eigenen Händen den Ersatzreifen aufgezogen und damit bewiesen, dass er Norbert nicht brauchte. Er war sehr stolz auf sich, wollte noch ein paar Aufnahmen machen und sich dann um ein Hotel bemühen. «Hoffentlich bekomme ich noch ein Zimmer für die Nacht», sagte er. «Ich muss dringend unter eine Dusche, sehe schlimmer aus als

Kevin, wenn er den ganzen Tag im Garten war. Aber ich habe es geschafft, Schatz. Ich habe es tatsächlich geschafft.»

«Das freut mich», sagte sie, und er verlangte Kevin noch einmal, um ihr einen ruhigen Abend zu verschaffen.

Der Junge hörte ein paar Sekunden lang aufmerksam zu, dann schien ihn irgendetwas zu verstören. Er schaute ängstlich zu ihr hoch. «Da hat eine Frau geschreit», wisperte er.

«Welche Frau?», fragte sie.

Kevin zuckte ratlos mit den Achseln. «Weiß nicht. Vielleicht die böse Hexe, die in dunklen Wald wohnt und Frauens fresst.»

«Böse Hexen fressen nur kleine Jungs», sagte sie.

«Nein», widersprach Kevin, «auch Frauens. Sie hatte ganz viele gefangen und in ein Stall gesperrt. Die hatten schon alle keine Haare mehr. Die Haare fresst sie nämlich zuerst, hat Papa gesagt. Meinst du, jetzt hat sie Papa gefressen? Er hat nix mehr gesagt.»

Es klang, als spräche er vom Besuch im Märchenwald. Hänsel und Gretel, dachte sie und beruhigte ihn: «Bestimmt nicht.» Sie nahm ihm noch einmal den Hörer aus der Hand. Aber die Leitung war bereits tot, und auf den Rückruf reagierte Marko nicht. Es klingelte nur endlos. Vermutlich lag das Handy im Wagen, und er war nicht mehr in der Nähe.

Kevin beobachtete sie mit ängstlich gespannter Miene und begann zu weinen, als sie den Hörer auflegte. «Jetzt hat die böse Hexe Papa doch gefresst.»

«Nein, bestimmt nicht», sagte sie noch einmal und grübelte, warum eine Frau in Markos Nähe geschrien haben könnte. Sie wollte ihn danach fragen, wenn er das

nächste Mal anrufen würde. Doch an dem Abend meldete er sich nicht mehr.

Am Ostersonntag weckte Marko sie schon kurz nach sechs. Er hatte die Nacht in einem Hotelzimmer verbracht, war jedoch ohne Frühstück aufgebrochen, um das frühe Morgenlicht einzufangen, schwärmte von einer Rotbuche, frisch ausgeschlagen, ein Traum in Rosa. «Ach, Schatz, warum bist du nicht bei mir?», seufzte er. «Du müsstest das mit eigenen Augen sehen.»

«Ich werde es ja bestimmt bald auf einem Foto bewundern können», meinte sie und fragte: «Was war denn gestern Abend los? Kevin sagte, eine Frau hätte geschrien.»

«Nichts von Bedeutung, Schatz», sagte Marko. «Ein altes Weib hat sich aufgeregt, weil ich mit dem Wagen auf einem Waldweg stand.» Als Karen vernehmlich gähnte, entschuldigte er sich, sie so früh geweckt zu haben. «Tut mir Leid, Schatz, ich habe gar nicht auf die Uhr geschaut. Leg dich wieder hin. Du schläfst bestimmt nochmal ein.»

Daran war nicht zu denken, vom Telefonklingeln war Kevin aufgewacht und grenzenlos erleichtert, dass sein Papa noch lebte. Er plapperte den halben Vormittag von der bösen Hexe, ihrem Häuschen im dunklen Wald und dem Stall voller Frauen, die keine Haare mehr hatten und Finger so steif wie seine Bausteine. Es klang, als sei er im Stall und auch im Hexenhaus gewesen. «Ich wollt ein Keks haben, aber die Dose war leer. Papa hat gesagt, sie esst ihre Kekse immer ganz schnell alleine auf, ihn hat sie auch nie eins abgegeben.»

Nach Märchenwald klang das nicht mehr, eher nach Markos Großtante, aber das konnte nicht sein. Die alte Frau lag seit Jahren unter der Erde, ihr Häuschen im Wald existierte auch nicht mehr. In der Woche nach Kevins

Geburt hatte Marko ihr erzählt, das große Grundstück sei verkauft, er habe einen guten Preis dafür erzielt. Es hatte zwar nicht gereicht, die Hypothek für ihr Haus zu tilgen, aber es war ein hübsches Sümmchen auf der hohen Kante.

Weil sie keine Lust hatte zu kochen und noch länger zu grübeln, ging sie schon vor Mittag mit ihrem Sohn zu ihrer Familie. Norbert schlief noch, er war erst gegen Morgen aus Süddeutschland zurückgekommen. Sarah berichtete von seiner Hilfsaktion und brachte sie damit vorübergehend auf andere Gedanken.

Karen kannte die Geschwister Lohmann auch, aber nur flüchtig. Im vergangenen Jahr hatte Norbert einige Reparaturen an dem alten Haus durchgeführt. Einmal war sie mit Sarah nach Frechen gefahren, um ihn abzuholen, weil Marko an dem Tag Norberts Auto hatte.

Zum Mittagessen stand Norbert auf und erzählte ebenfalls noch einiges. Oliver Lohmann hatte ihm mehr als einmal von der lästigen Romanze seiner Schwester berichtet und während der langen Fahrt nach Edenbergen über nichts anderes gesprochen als den Telefonterror der vergangenen Woche und Leitners Selbstmorddrohung. Norbert nahm das zum Anlass, über Eifersucht im Allgemeinen und im Besonderen zu reden und zu spekulieren, wozu ein eifersüchtiger Mann fähig wäre, wenn er befürchten musste, verlassen zu werden. Die Anspielung auf Marko war nicht zu überhören, sie ging nicht darauf ein.

Marko rief an, als sie beim Nachtisch saßen, um festzustellen, ob sie tatsächlich die Gesellschaft ihres Vaters genoss. Nach dem Essen fragte Karlheinz: «Was hältst du von einem Verdauungsspaziergang, Karen?»

Sie nahmen Michael und Kevin mit, Jasmin hatte keine Lust, sie zu begleiten. Dabei hatte Karen sich auf ihre Tochter besonders gefreut. Wenn sie Jasmin anschaute,

sah sie sich in einem Alter, in dem es für sie noch keine Li, keinen Radfahrer, keine wilden Enten und keine Grübeleien gegeben hatte, nur gute Schulnoten, den Applaus des Publikums nach einem Theaterstück und vorbehaltlose Liebe, zu den Menschen, die ihr nahe standen.

Karlheinz wollte von ihr wissen, was los sei. Norberts Spekulationen über eifersüchtige Männer hatten ihn hellhörig gemacht. Es wunderte ihn auch, dass Marko alleine in Urlaub gefahren war. Ehe sie zu einer Antwort kam, erklärte Kevin: «Mama hat viel geweint und fährt jetzt immer zu ein Klempner.»

Daraufhin sagte Michael: «Alte Petze. Oma hat gesagt, Opa darf das nicht wissen.»

Nun wollte Karlheinz es natürlich ganz genau wissen. Und Michael erzählte ihm treu und brav: «Mein Papa hat zu Oma gesagt, sie soll Karen den Schlüssel abnehmen, aber gut aufpassen, dass Karen es nicht merkt. Wenn es geklappt hat, soll Oma ihn anrufen. Er will sich einmal bei Karen umschauen.»

Was sollte man erwarten von einem Sechsjährigen, der so etwas aufschnappte und nicht wusste, was man unter Geheimhaltung verstand? Sie glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Wann sein Papa das zu Oma gesagt hatte, wusste Michael nicht mehr genau. Es war lange her, bei ihm war alles lange her, was länger als drei Tage zurücklag. Er konnte ihr auch nicht sagen, ob Oma die Bitte seines Papas erfüllt, mit anderen Worten, ob es geklappt und Norbert bei ihr herumgeschnüffelt hatte.

Karlheinz war außer sich. Auf dem Rückweg bedrängte er sie mit Fragen. Dann wollte er unbedingt mit Norbert sprechen. Doch der war nach Frechen gefahren, um bei Oliver und Barbara Lohmann nach dem Rechten zu

schauen. Sarah erklärte, er habe zweimal dort angerufen, und da sei irgendwas merkwürdig gewesen.

Ersatzweise nahm Karlheinz Christa ins Gebet. Ob sie meine, er gehöre nicht mehr zur Familie, nur weil sie geschieden seien? Sie hätte immer alles vertuscht. Aber Karen sei auch seine Tochter. Wenn bei ihr etwas nicht mit rechten Dingen zuginge, und davon müsse man ausgehen, wenn Norbert sich zu einem Kontrollgang verpflichtet fühle, wollte Karlheinz das als Erster erfahren.

Der Nachmittag wurde um einiges bunter als die Eier, die Kevin samstags bemalt hatte. Sie hätte zu gerne gewusst, ob Norbert sein Ziel erreicht und sich bei ihr umgeschaut hatte. Vor allem interessierte sie, was er sich angeschaut hatte. Den Computer, was sonst? Wo er so gegen ihre Therapiestunden war, interessierte ihn wahrscheinlich brennend, ob und was sie darüber schrieb.

Auskunft auf ihre Fragen bekam sie nicht. Sarah kaute vor Nervosität ihre Fingernägel ab und erging sich in Spekulationen, was Norbert veranlasst haben könnte, so Hals über Kopf aufzubrechen. Er hatte nur gesagt: «Da stimmt etwas nicht.» Und Sarah fand, es stimme generell einiges nicht.

Karlheinz unternahm mehrere Versuche, Norbert telefonisch zu erreichen. Aber bei den Lohmanns ging niemand an den Apparat. Und Norberts Handy lag mal wieder im Schlafzimmer. Jasmin wich nicht vom Fenster und verkündete bei jedem Auto, das auf der Straße vorbeifuhr: «Das war Norbert auch nicht.»

Christa machte Kaffee und strafte Karen mit Verachtung, weil sie ihr den ersten richtigen Krach mit Karlheinz beschert hatte. Und jetzt durfte Christa das nicht mal mehr Ehekrach nennen. Bei Kaffee und Kuchen erkundigte sie sich spitz, wann Marko denn nun endlich

ans Heimkommen denke. Er war erst seit drei Tagen unterwegs. Christa fand, in der Zeit könne er so viel Natur fotografiert haben, dass es für zwei Bildbände reiche.

Dann vermutete Christa, Marko habe die Flucht ergriffen, um in Ruhe über seine Ehe nachzudenken. Immer nur Ärger und Sorgen mit ihr, hörte das denn nie auf? Jetzt habe sie es tatsächlich geschafft, ihren Bruder verrückt zu machen und ihren Vater aufzuhetzen. Und das vermutlich nur, weil sie inzwischen bemerkt habe, dass es noch andere Männer gebe.

«Seid ihr eigentlich alle durchgeknallt?», fragte sie. «Vielleicht erklärt mir mal einer, was hier los ist. Ihr wisst ganz genau, dass ich keine Affäre habe.»

«Bei dir weiß kein Mensch, woran er ist», sagte Christa. «Wie soll man denn auch, man hört ja nie die Wahrheit, wird hinten und vorne belogen. Zuerst ein Austauschschüler, dann eine Freundin aus China, jetzt diese Touren nach Köln. Und das wäre nicht nötig, hat Norbert auch schon hundertmal gesagt.»

Norbert war zum Abendessen noch nicht zurück. Danach wurde es Zeit, mit Kevin nach Hause zu gehen. Auf dem Heimweg versuchte sie, in Erfahrung zu bringen, ob er Marko etwas von «ihrem Klempner» erzählt hatte. Vielleicht war Marko deshalb auf die Idee gekommen, sie würde ihn betrügen. Bei einem Klempner dachte man ja nicht automatisch an einen Psychologen. Ihren Bruder wollte sie montags wegen des Schlüssels zur Rede stellen. Doch daraus wurde nichts.

Den Ostermontag verbrachte sie bei Margo, die wider Erwarten doch Lust auf Gesellschaft hatte und schon kurz nach acht Uhr anrief. Um halb elf holte Margo sie ab, da hatte sie Marko bereits informiert, wo sie diesen Tag zu verbringen gedachte. Sonst hätte er am Ende nicht

gewusst, wo sie telefonisch zu erreichen war.

Zu Mittag aßen sie bei einem Nobelitaliener. Kevin benahm sich ganz manierlich, brüskierte nur den Kellner, weil er Nudeln mit roter Soße essen wollte und sonst nichts. Irgendwo in der Küche trieben sie wohl eine Flasche Tomatenketchup auf und stellten ihn damit zufrieden.

Am Nachmittag besuchten sie Rabeas Grab. Obwohl sie Rabeas Geburtsdatum seit langem kannte, wurde ihr zum ersten Mal richtig bewusst, dass sie an genau diesem Tag vor zwölf Jahren mit Jasmin schwanger geworden war. Es war ein sonderbares Gefühl, und es kamen an diesem Tag noch mehr sonderbare Gefühle auf.

Margo erzählte zum hundertsten Mal von ihrer Schwangerschaft mit Rabea, den Monaten nach der Geburt, den finanziellen Sorgen und der Illusion, mit dieser Tochter in späteren Jahren einen Menschen zu haben, der für sie da wäre. Sie weinte noch, als sie längst wieder in der Wohnung waren, sprach bis zum Abend über den schwärzesten Tag in ihrem Leben, Jonas vierten Geburtstag.

Die Kinder hatten ihn am Rhein verbracht. Marko spielte mit seiner kleinen Schwester am Ufer. Rabea schwamm zu weit hinaus, bekam vielleicht einen Krampf oder geriet in einen Strudel. Marko bemerkte viel zu spät, dass sie nicht mehr zu sehen war. Er tat, was er nur konnte. Bis zur völligen Erschöpfung tauchte er nach ihr, musste von herbeieilenden Spaziergängern mit Gewalt daran gehindert werden, sich erneut ins Wasser zu stürzen. Dass er Rabea nicht hatte retten können, hatte er nie verwunden.

Es war das erste Mal, dass Margo die Geschichte in allen Einzelheiten erzählte. Bisher hatte sie immer nur von einem tragischen Unfall gesprochen. Ihre Geheimnis-

krämerei in diesem Punkt hatte Christa anfangs ja vermuten lassen, dass Rabea an Aids gestorben war.

Karen sah Margo im Garten stehen, auf den Zierteich zeigen. «Mir wird übel, wenn ich diesen Tümpel sehe.» Verständlich. Und Margo hatte auch gesagt: «Wenn du dein Kind auf diese Weise verlierst.» Plötzlich fröstelte es sie, als strample sie in einem knappen Bikini in eisigem Wasser. Marko stand am Ufer, lachte sie aus – und sprach von einem schönen Plätzchen am Rhein.

Margo erzählte weiter, dass nach Rabeas Tod auch noch Jona schwer erkrankt und sie in Depressionen verfallen war. Wenn Marko nicht gewesen wäre. Zwischendurch sagte sie: «Sag, wenn ich dir ein Taxi rufen soll, Karen.»

Zurückfahren konnte Margo sie nicht, sie trank entschieden zu viel. Und Karen mochte sie nicht alleine lassen, so aufgelöst, wie sie war. Ihr graute auch ein wenig davor, selbst alleine zu Hause zu sitzen und Gedanken zu wälzen. Zwar war sie nicht auf eine Übernachtung eingerichtet, doch mit einer Zahnbürste konnte Margo bestimmt aushelfen, auch mit Kosmetika und frischer Kleidung. Nur Kevin müsste nochmal dasselbe anziehen.

«Ich kann bleiben», sagte sie. «Zu Hause sitze ich nur allein herum. Und ich habe morgen ohnehin einen Termin hier in Köln. Wenn ich Kevin für zwei Stunden am Nachmittag bei dir lassen kann, muss ich nicht hin und her fahren.»

«Natürlich», sagte Margo. Dankbar für das Angebot, bezog sie schnell das Bett in Markos ehemaligem Zimmer. Es war breit genug, sie hatten monatelang zusammen darin geschlafen. Kevin nörgelte, wollte die Nacht nicht mit seiner Mutter in einem Bett verbringen, lieber allein in Jonas Zimmer schlafen, weil dort noch etwas Spielzeug in den Regalen lag.

Sonst gab Margo ihm immer nach, doch das lehnte sie ab, die Zimmer ihrer Töchter waren tabu. «Er könnte alleine hier schlafen», schlug sie vor. «Wenn es dir nichts ausmacht, in meinem Zimmer zu übernachten.»

Es machte ihr nichts aus. In Margos Schlafzimmer stand ein Doppelbett. Margo verschloss die Verbindungstür zu Rabeas Zimmer, damit Kevin sich dort nicht gründlich umtat und am Ende noch auf den Dachboden stieg. Neben dem Kleiderschrank befand sich eine schmale Tür, hinter der eine Treppe steil hinaufführte. Die Stufen waren schmal, uralt und abgewetzt, ein Geländer zum Festhalten gab es nicht, aber eine Menge Gerümpel dort oben, aufregend für ein kleines Kind und gefährlich. Marko hatte einmal erzählt, dass Rabea und er als Kinder oft auf dem Dachboden gespielt und sich häufig an irgendwas verletzt hatten.

Karen war noch nie oben gewesen. Es gruselte sie schon, wenn sie nur einen Blick in Rabeas Zimmer warf. Alles war noch so wie an dem Tag, an dem Margos älteste Tochter zum letzten Mal durch die Tür getreten war. Auf dem Plattenspieler lag die LP, die Rabea zuletzt gehört hatte. Am prall gefüllten Kleiderschrank stand eine Tür halb offen. Aus dem Schminktäschchen auf der Kommode ragte ein Puderquast heraus. In einer muschelförmigen Schale daneben knäuelte sich Modeschmuck. Am schlimmsten war das übergroße, gerahmte Foto über dem Bett. Rabea als Sechzehnjährige, kurz vor ihrem Tod, aufgenommen von Markos Vater. Dunkle Haut, lange, krause Haare, die dunklen Augen schienen einem zu folgen, wenn man sich im Zimmer bewegte.

Wie oft war Marko durch die Verbindungstür gegangen, hatte in dem Bett geschlafen, damit sie sich nicht bedrängt fühlte von ihm. Wie hatte er das ausgehalten? Bis zur Erschöpfung um das Leben eines Mädchens gekämpft, das

für ihn wie eine Schwester gewesen war, und sich nächtelang unter dieses Foto gelegt?

Nachdem Kevin endlich eingeschlafen war, saß sie noch lange mit Margo zusammen. Margo beruhigte sich allmählich, erkundigte sich nach ihrem Termin. Sie dachte an den Frauenarzt, hatte von Marko gehört, es sei vielleicht wieder ein Kind unterwegs.

«Das war eine Notlüge», erklärte sie. «Ich besuche seit ein paar Wochen einen Therapeuten.»

Zuerst reagierte Margo, als sei das eine selbstverständliche Sache. «Und da weine ich dir auch noch den Kopf voll. Entschuldige, Karen.» Dann stutzte Margo, betrachtete sie nachdenklich. «Und warum weiß Marko nichts davon? Meinst du, er hätte kein Verständnis?» Sie kam nicht zu einer Antwort. Margo sprach gleich weiter: «Es wäre nicht nötig gewesen, ihm das zu verschweigen. Ihn mit einer Schwangerschaft zu belügen, war auch keine gute Idee. Er zerbricht sich den Kopf, ob das Kind von ihm ist. Du solltest ihm so schnell wie möglich die Wahrheit sagen und die Pille absetzen. Er wünscht sich ein zweites Kind, damit kommt das bestimmt wieder in Ordnung.»

«Ich wünsche mir aber kein drittes», sagte sie.

«Warum nicht?» Plötzlich klang Margo ängstlich. «Habt ihr Probleme? Du kannst offen sein, Karen, ich verstehe es bestimmt. Du bist jung und viel allein. Ist Therapeut vielleicht nur die Bezeichnung für einen anderen Mann?»

«Nein», sagte sie nachdrücklich. «Allein sein macht mir nichts aus, das habe ich von meiner Mutter gelernt. Ich könnte Marko gar nicht betrügen. Ich kann mir nicht einmal vorstellen, mich von einem anderen Mann anfassen zu lassen.»

Es war schon ein Uhr vorbei, als sie endlich zu Bett

gingen. Margo hatte sich mit dem Wein die Grundlage für einen tiefen Schlaf verschafft. Karen lag noch lange wach, grübelte über Rabeas Tod, Markos vergebliche Bemühungen und sein merkwürdiges Verhalten. Was Doktor Gerber wohl dazu sagen würde?

Oliver

Während Karen sich am Dienstagmorgen aus den Beständen der Agentur etwas zum Anziehen heraussuchte, steuerte Oliver Lohmann seinen Peugeot vor die Ausfahrt der Familie Leitner, um ein Gespräch zu erzwingen. Er war übers Osterwochenende mehrfach zwischen Pöcking am Starnberger See, wo er mit viel Fragerei das Ferienhaus ausfindig gemacht hatte, und dem Anwesen in München hin und her gefahren, hatte weder seine Schwester noch Stefan Leitner oder dessen Eltern zu Gesicht bekommen. Es hatte niemand reagiert, wenn er in München Sturm geklingelt oder sich in Pöcking die Fäuste wund geklopft hatte. Nun erwischte er Leitner senior, als dieser das Grundstück verlassen wollte, um zu seiner Kanzlei zu fahren.

Der Anwalt bedauerte, die am Ostersamstag erteilte telefonische Auskunft sei leider falsch gewesen. «Als ich mit Ihnen sprach, wusste ich es nicht besser», sagte er. «Ich habe erst am frühen Abend erfahren, dass Ihre Schwester die Beziehung zu meinem Sohn beendet hat. Um siebzehn Uhr wurde sie zurück zu dieser Raststätte gebracht.»

Möglicherweise hatte Oliver sich zuvor mit der Zeitangabe seiner Abfahrt aus Edenbergen verplappert. Dass es an der Raststätte Zeugen gegeben hatte, auch einen, der den schwarzen Alfa Romeo um die Mittagszeit hatte abfahren sehen, war Leitner senior zu diesem Zeitpunkt offenbar noch nicht bekannt. Er behauptete, seine Frau sei gefahren, weil man eine Aussprache in Ruhe gewährleisten und anschließend verhindern wollte, dass der verzweifelte Junge in seinem Kummer eine

Dummheit machte.

Den Worten seines Vaters zufolge hatte Stefan das gesamte Wochenende in seinem Zimmer verbracht und der verlorenen Liebe nachgetrauert. Er sei immer noch nicht ansprechbar, erklärte Leitner senior und hielt es nicht für sinnvoll, den aufgebrachten Bruder der jungen Frau ins Haus zu lassen. «Ihre Schwester wird längst zu Hause sein und sich Sorgen um Sie machen», meinte er. «Mein Sohn sagte, sie sei an der Raststätte erwartet worden.»

Wenn seine Behauptungen zutrafen, musste man sich fragen, warum in den Ostertagen kein Mitglied der Familie auf Olivers Bemühungen reagiert hatte. Wenn sie alle zu Hause gewesen waren, wäre eine Betätigung der Gegensprechanlage das Mindeste gewesen. Doch so weit dachte Oliver nicht.

Für kurze Zeit schöpfte er Hoffnung, nahm an, er habe Barbara in Edenbergen knapp verpasst. Aber Norbert hatte warten wollen. In den vergangenen Tagen war Oliver nicht der Gedanke gekommen, einmal daheim oder bei Norbert anzurufen. In Stresssituationen verlor er sofort den Kopf und war zu vernünftigen Überlegungen nicht mehr in der Lage.

Er fuhr zur nächsten Telefonzelle. Viel weiter konnte er gar nicht mehr fahren, der Tank war fast leer, von den zweihundert Mark, die Norbert ihm geliehen hatte, war so gut wie nichts mehr übrig. Zu Hause ging niemand an den Apparat. Er rief in der Werkstatt an und hörte von Norbert: «So ein Quatsch, die haben sie nicht zurückgebracht. Ich hab noch zwei Stunden da gesessen. Barbara wäre garantiert in die Raststätte gekommen, weil der Peugeot nicht mehr da war.»

Oliver schwankte zwischen Wut und Verzweiflung. «Stefan hat sie umgebracht, glaubst du? Er ist so einer,

was er nicht haben kann, soll auch kein anderer bekommen. Ich hab's doch erlebt im Urlaub. Beinahe aufgefressen hat er sie, er sah schon rot, wenn ich in ihre Nähe kam. Und sein Alter weiß Bescheid, der deckt ihn. Was mache ich denn jetzt?»

«Zur Polizei gehen», riet Norbert. «Am besten gleich zur Kripo. Aber halt mich raus, ja. Ich hab schon genug am Hals. Und wenn die hören, dass ich noch eine Weile in Edenbergen war, drehen die den Spieß garantiert um und hängen es mir an.»

Oliver folgte dem Rat und respektierte auch die Bitte. Niemand bekam die Chance, Karens Bruder rechtzeitig in die Ermittlungen einzubeziehen. In der Raststätte Edenbergen hatte kein Mensch darauf geachtet, mit wem Oliver gekommen war und was sein Begleiter anschließend getan hatte. Er sprach nur von einem Freund, der ihn aus Gefälligkeit nach Edenbergen gefahren habe und sofort umgekehrt sei. Im Münchner Polizeipräsidium fragte niemand nach den Personalien dieses Freundes. Die zuständigen Beamten dachten dabei an einen jungen Mann in Olivers Alter, und wenn der sofort zurückgefahren war, was hätte er zur Aufklärung beitragen können?

Es kam auch niemand auf die Idee, umgehend Thomas Scheib in Wiesbaden zu verständigen. Alles sprach für eine Beziehungstat. Ein neunzehnjähriger Bengel, der nicht ablassen konnte von einer Urlaubsliebe. Eine eindeutige Sache, kein Fall für den Geisterjäger.

Einer der zuständigen Beamten war Josef Weigler, der Mann, der 1994 die Ermittlungen nach Julia Roberts' Verschwinden geleitet und ihren Freund mit einem Leichenfund geblufft hatte. Scheib hatte ihm damals vorgehalten, einen unschuldigen Mann in den Freitod getrieben zu haben. Inzwischen war Weigler Mitte fünfzig und immer noch der Meinung, sich seinerzeit korrekt

verhalten zu haben. Der zweite Beamte war Frederik Fährlich, siebenundzwanzig Jahre alt, so ehrgeizig wie unerfahren.

Sie taten das Naheliegende, befragten zuerst die Angestellten der Raststätte, die Oliver als Zeugen für Leitners Auftritt benannt hatte, und fanden seine Angaben bestätigt. Nach dreizehn Uhr hatte kein Mensch Barbara noch einmal zu Gesicht bekommen. Sie sprachen auch mit Martin Kaminski und hörten, dass «der junge Hitzkopf» ihm auf dem Parkplatz mit Aufschlitzen gedroht hatte. Über die Behauptung, Frau Leitner sei dabei gewesen, lachte Kaminski. «Dann muss sie aber auf der Rückbank gelegen haben.»

Anschließend fuhren sie zu Leitners Elternhaus und konfrontierten Stefan mit den Zeugenaussagen. Leitner senior war dabei und sorgte dafür, dass nicht zu viel Druck auf seinen Sohn ausgeübt wurde. Die einleitenden Erklärungen übernahm er selbst. Die erwiesenermaßen falsche Auskunft, seine Frau sei gefahren, begründete er mit dem fehlenden Führerschein und der Furcht vor Konsequenzen. Nun räumte er ein, sein Sohn sei ohne Begleitung in Edenbergen gewesen. Damit gab er das Wort an Stefan weiter.

Und der beteuerte unter Tränen, Barbara habe schon wenige Minuten nach der Abfahrt aus Edenbergen darauf gedrängt, das Steuer zu übernehmen und die ganze Zeit beruhigend auf ihn eingeredet. Angeblich hatte sie ihm erzählt, sie habe sich in einen Mann verliebt, der fast doppelt so alt sei wie er und beruflich etabliert. Der könne ihr einen neuen Job beschaffen, in dem sie entschieden mehr verdiene. Sie habe nicht nur ihren Bruder, auch ihren neuen Bekannten über die Wagenpanne informiert. Der habe sie in Edenbergen abholen wollen, um mit ihr ein schönes Wochenende zu verbringen.

Gemeinsam seien Barbara und er zur Raststätte zurückgefahren, wo ihr neuer Freund schon gewartet habe. Zum Abschied habe sie ihm noch viel Glück gewünscht und ein Mädchen, das besser zu ihm passe. Als er ausgestiegen sei, um vom Beifahrersitz wieder hinters Steuer zu wechseln, habe er beobachtet, wie auf dem Parkplatz ein Mann winkend auf Barbara zugekommen sei. Auf die Entfernung und über den Autodächern habe er nicht viel mehr gesehen, als dass dieser Mann mittelgroß und schlank, ungefähr Ende dreißig und dunkelhaarig war und dass er eine schwarze Jacke trug. Barbara und der Dunkelhaarige seien rasch aus seinem Blickfeld verschwunden. Anschließend sei er schweren Herzens in den Alfa gestiegen und wieder zurückgefahren.

Niemand zog auch nur eine Sekunde lang in Betracht, dass ein Fünkchen Wahrheit in dieser Geschichte steckte. Nachdem Leitner Barbara im Wagen gehabt hatte, war sie seiner Besessenheit hilflos ausgeliefert gewesen. Und nun versuchte er, ihr Verschwinden dem großen Unbekannten anzulasten, zielte dabei so offensichtlich auf den inzwischen zwei Monate alten Bericht im *Stern* ab, dass Weigler Magenschmerzen bekam.

Karen

Während die beiden Ermittler in München von Barbara Lohmanns Freund eine Personenbeschreibung erhielten, die sowohl auf ihren Mann als auch auf ihren Bruder zutraf, saß Karen zum letzten Mal in Doktor Gerbers Praxis. Sie wollte mit ihm über Rabeas Badeunfall und die Folgen für Markos Psyche reden. Aber sie hatte noch nicht ganz im Sessel Platz genommen, da fragte er bereits, ob sie sich seinen Vorschlag überlegt habe und es mit der Hypnose versuchen wollte.

Als sie den Kopf schüttelte, fragte er, wovor sie Angst habe. Und dann erklärte er ihr, wen sie seiner Meinung nach vor zehn Jahren im Bergischen Land gesucht hatte. Er tippte auf den Kunstlehrer, der damals die Theatergruppe geleitet hatte. Den Austauschschüler hatte man ja nie ausfindig machen können, das wusste er von Sarah. Und er meinte, es müsse ein Mann gewesen sein, der eine Menge zu verlieren und ihr sehr viel bedeutet habe.

Sie wollte mit ihm nicht über Jasmins Vater sprechen, aber er blieb hartnäckig beim Thema, bis sie sagte: «Sie irren sich.» Dann erzählte sie ihm stichwortartig von dem Abend im Januar 1988. Gerber hörte aufmerksam zu – und glaubte ihr kein Wort. «Wenn ein fünfzehnjähriges Mädchen die erste sexuelle Erfahrung auf solch eine Weise macht, ist es schwer vorstellbar, dass dieses Mädchen anschließend eine so niedliche Geschichte erfindet», sagte er.

«Irgendwas musste ich erfinden», erwiderte sie. «Eine unbefleckte Empfängnis hätte meine Mutter mir nicht

abgenommen.»

Sie erzählte ihm auch noch von dem blasphemischen Bericht in einer Illustrierten, Gottes Sohn vielleicht nur ein Besatzungskind. Darauf ging er nicht ein. Er kam auf ihre unterschiedlichen Gefühle für die Kinder zu sprechen, nahm als Beweis seiner Theorie, dass sie Jasmin vergötterte und in Kevin ein kleines Ungeheuer sah. Das müsse umgekehrt sein, meinte er, wenn Jasmin tatsächlich das Produkt einer traumatischen Erfahrung sein sollte. Kevin wäre immerhin ein Kind der Liebe.

Ob er tatsächlich überzeugt war von dem, was er anschließend von sich gab, oder ob er sie damit nur aus der Reserve locken wollte, war schwer zu sagen. Mit seiner Theorie vom Lehrer, der eine Minderjährige verführt hatte, entlockte er ihr jedenfalls den Hinweis, dass Li Jasmins Vater ebenfalls gekannt hatte, an dem Freitag im September mit ihm verabredet gewesen war. Und dass sie nur losgefahren war, um dieses Treffen zu verhindern.

Danach sah Doktor Gerber völlig klar. Eifersucht! Scheuch doch mal die Enten weg! Sie war die Ente. Eine dumme Gans, die sich einer Freundin anvertraute und diese Freundin dann mit dem Herzallerliebsten erwischte. Die sich Rotz und Wasser heulend ins Auto warf, davonbrauste und den Radfahrer übersah. So etwas musste sie sich doch nicht anhören!

Ihre Stunde war noch lange nicht um. Sie ging trotzdem, bedankte sich nicht für seine Hilfe, erklärte nur, sie sähe keinen Sinn darin, seine Zeit noch länger in Anspruch zu nehmen. Sie war sehr aufgewühlt, fuhr mit der Straßenbahn zur Agentur, holte Kevin ab, ließ sich von Margos Sekretärin ein Taxi rufen, nahm am Hauptbahnhof den nächsten Zug nach Sindorf, rannte förmlich nach Hause, ihren Sohn an einer Hand mit sich zerrend.

Sie stürmte auch sofort die Treppe hinauf, setzte sich an den Computer und füllte die erste Seite nur mit ihrem Zorn auf den Therapeuten, drei weitere mit dem Januarabend 1988, dann kam sie zu Li und dem grausamen Verdacht, der sich mit einigen in der Diskothek aufgeschnappten Gesprächsfetzen erhärtet hatte.

Unterschwellig vorhanden gewesen war der Verdacht auch vorher schon, aber sie hatte es zwei Jahre lang geschafft, ihn zu unterdrücken. Nicht zu denken an den Karnickelgriff in ihren Nacken und den Hinweis von Johannes Franken, Norbert sei kurz nach ihr aus der Diskothek gestürmt. Nicht so genau hinschauen, wenn Christa die alten Kinderfotos von Norbert und ihr herauskramte und auf die Ähnlichkeit ihres «Nesthäkchens» mit den beiden Großen verwies. Sich festhalten an Maria, einem römischen Soldaten und der Tatsache, dass Norbert ihr Bruder war. Und was nicht sein durfte, konnte nicht sein.

Da war dieser Nachmittag, sie stand in der Küche und bereitete ein Fläschchen zu, während Norbert sich im Wohnzimmer über den Kinderwagen beugte. Jasmin war sechs Monate alt und brabbelte schon verständliche Silben. Norbert fühlte sich unbeobachtet, sprach liebevoll und zärtlich mit dem Baby. «Da ist ja meine Süße, und ganz allein. Wo sind sie denn alle hin?»

«Mamama», brabbelte Jasmin.

Und er sagte: «Nicht immer nur Mama. Sag einmal Papa. Ich kenn einen, der sich wahnsinnig freut, wenn du es einmal sagst. Versuch’s mal, Pa Pa, es hört uns ja keiner zu.»

Sie hörte es und redete sich ein, er wolle nur Karlheinz eine Freude machen. Und dann hörte sie Li sprechen, die Sätze zerhackt von Diskomusik. Aber so viel verstand sie,

Li sprach über einen Mann, mit dem sie eine Affäre gehabt hatte. Dieser Mann hatte zwei Schwestern. Eine war nicht seine richtige Schwester. Und der älteren Schwester hatte er etwas Furchtbares angetan. Und er hatte bei Li mit dem einfachen, weißen Höschen geprotzt.

«Du spinnst doch», sagte die Frau, die mit Li hinter der Theke arbeitete. «Wer so etwas tut, erzählt es doch nicht.»

«Es sei denn, er ist verrückt nach dir und bildet sich ein, du würdest ihm die Absolution erteilen», erklärte Li.

Später, an dem Vormittag im Regen, bestritt sie, Norbert gemeint zu haben. «Um Gottes willen, was reimst du dir da zusammen? Du hast ja nur die Hälfte verstanden. Mit Norbert hatte das gar nichts zu tun. Er ist dein Bruder, du kannst nicht wirklich glauben, er hätte dir so etwas angetan.»

Sie wollte es ja auch nicht glauben.

«Und er ist nicht der Einzige, mit dem ich geschlafen habe», sagte Li. «Ich zeig dir den Kerl bei Gelegenheit. Aber lass dir nichts anmerken, sonst können wir beide unser Testament machen. Er wird sich denken können, dass du es von mir weißt.»

An einem Abend Mitte August stellte Li ihr wie üblich eine Cola auf den Tresen und deutete verstohlen zum Eingang. Dort stand das rothaarige Kraftpaket, der Boxertyp, der an dem eisigen Januarabend von Norbert verlangt hatte, ihr den Spaß zu gönnen. Sie fühlte sich leicht in dem Moment, leistete ihrem Bruder tausendmal Abbitte für all die Gedanken, die sie nie hatte denken wollen. An den Boxertyp hatte sie nicht gedacht. Jasmin war ja auch nicht rothaarig. Aber er war da gewesen an dem Abend, und wahrscheinlich hatten Dunkelhaarige die stärkeren Gene.

«Starre ihn nicht an wie das Kaninchen die Schlange»,

sagte Li.

Sie versuchte, nicht zu ihm hinzuschauen, aber es funktionierte nicht. Er war nicht zu übersehen. Und er war nicht allein, kam zusammen mit einem zweiten Mann näher, baute sich nur einen knappen Meter von ihr entfernt an der Theke auf. Li stellte beiden Männern unaufgefordert zwei Bier hin, warf ihr noch einen beschwörenden Blick zu, wurde dann aber von anderen Gästen gerufen. Und ehe Karen wusste, was sie tat, stand sie vor ihm und sagte: «Ich habe ein Kind von dir bekommen.»

Sein Begleiter lachte, gackerte wie ein Huhn und klopfte ihm vor Begeisterung auf die Schulter. «Glückwunsch, Pitter. Sieht aus, als wärst du doch kein Kostverächter. Das ist doch nun wirklich mal was fürs Auge. Nu kipp nicht aus den Latschen. Schmeiß lieber ’ne Runde auf den Nachwuchs.»

Der Rothaarige wurde ausfallend. «Was erzählst du für eine Scheiße, du blöde Kuh? Verpiss dich.» Er stieß sie mit einer Hand vor die Brust, weil sie vor ihm stand wie festgewachsen.

Erst in dem Moment wurde ihr klar, welch ein Risiko sie einging. Norbert und Sarah tanzten, waren viel zu weit weg, um ihr beizustehen, hatten auch nur Augen für sich. Als er zum zweiten Mal die Hand hob, wurde Li aufmerksam, war im nächsten Moment hinter dem Tresen heraus, zerrte den Rothaarigen zurück und fauchte ihn an: «Halt deine Flossen bei dir. Sag ihr, was sie hören will. Na los, sag’s ihr. Bei dir kommt’s doch auf eine mehr oder weniger nicht an.»

Er tippte sich heftig an die Stirn. «Hast du ’ne Macke? Die hab ich nicht angerührt. Ich steh nicht auf junges Gemüse.»

«Willst du damit sagen, ich sei alt?», fragte Li.

Darauf bekam sie keine Antwort. «Scheißweiber», sagte er nur noch. Dann ging er, sein Begleiter folgte ihm mit verdutzter Miene. Li war wütend auf sie gewesen. «Ich hab dir doch gesagt, lass dir nichts anmerken! Was hast du dir dabei gedacht? Fühlst du dich jetzt besser?»

Als Sarah um halb sieben kam, tippte Karen immer noch. Kevin öffnete die Haustür. Sarah hatte wie üblich vor der Praxis Gerber auf sie gewartet, es waren feste Termine, da musste man sich nicht jedes Mal absprechen. Als sie nicht kam, hatte Sarah nachgefragt, war bereits über die abgebrochene Stunde informiert, hielt Hypnose für eine gute Idee und meinte: «Du kannst nicht mittendrin aufhören, Karen.»

«Wir sind nicht mittendrin», erklärte sie heftig. «Wir sind fertig. Gerber weiß genau, was damals passiert ist.»

«Deshalb will er dich ja auch unbedingt hypnotisieren», stellte Sarah fest und bat eindringlich. «Lass es ihn machen, Karen. Du musst begreifen, wie es damals zu dem Unfall gekommen ist.»

«Und wenn ich es begriffen habe, soll ich es aufschreiben, ja?», fragte sie. «Damit Norbert es auch begreifen kann. Was hat er sich dabei gedacht, hier herumschnüffeln zu wollen? Wenn er etwas lesen will, soll er sich ein Buch kaufen.»

«Er wollte nichts lesen», behauptete Sarah. «Er weiß doch gar nicht, wie man mit einem Computer umgeht.»

Das glaubte sie nicht, das wusste inzwischen jedes Kind. Sarah schielte an ihr vorbei auf den Bildschirm, von dem der Text schon verschwunden war. Abgespeichert hatte sie sofort, als es klingelte. «Was wollte er dann?», fragte Karen.

Sarah machte eine hilflose Geste. «Ich weiß es nicht.

Man kann nicht mehr vernünftig mit ihm reden seit dieser verfluchten Zeitungsgeschichte. Er meint, du hättest Julia Roberts erkannt.»

«Wo?», fragte sie verblüfft.

«Im *Stern*», sagte Sarah. «Du hast dir die Fotos doch angeschaut.»

«Dazu bin ich nicht gekommen», erklärte sie. «Er hat mir die Zeitung doch sofort aus der Hand gerissen.»

«Und der Name sagt dir auch nichts?», fragte Sarah. «Norbert sagte, sie hätte sich ein paar Wochen vor deiner Hochzeit in der Agentur beworben. Du hättest dich über ihren Brief amüsiert, weil sie sehr von sich eingenommen war und unbedingt zum Film wollte. Sie war ein Typ wie Barbara.»

Als sie den Kopf schüttelte, bat Sarah: «Sag ihm nicht, dass ich dich gefragt habe. Halt auch bei Marko den Mund. Norbert will nicht, dass ich mit dir darüber spreche. Ich glaube, er hat tierische Angst. Ich hab den Bericht ja auch gelesen. Acht Frauen, Karen, drei tot, fünf vermisst. Die letzte hatte ein kleines Kind. In der Zeitung war eine Täterbeschreibung, vermutlich passt sie auf hunderttausend Männer. Aber es fahren nicht hunderttausend jedes zweite Jahr allein in den Schwarzwald, immer um die Zeit, wenn sie verschwinden. Und jetzt ist Barbara …»

Unvermittelt brach Sarah ab, dachte vielleicht, Karen sei die Letzte, mit der man über so etwas reden könne. Aber dann erzählte sie ihr doch, dass Barbara Lohmann vermisst wurde. Sie hatte es am frühen Nachmittag von Norbert gehört.

«Oliver ist überzeugt, dass ihr Freund sie umgebracht hat, mit dem wurde sie zuletzt gesehen. Aber dessen Vater ist Anwalt, und er behauptet, seine Frau hätte Barbara um fünf Uhr zurück zu dieser Raststätte gebracht. Um die Zeit

war Norbert in Edenbergen. Wenn das rauskommt, wie soll er beweisen, dass er Barbara nicht mitgenommen hat? Sie kannten sich gut, natürlich wäre sie mit ihm gefahren.»

Sie gab sich Mühe, ihre Schwägerin zu beruhigen, obwohl ihr selbst nach Heulen zumute war. Acht Frauen, drei tot, fünf vermisst, das war zu ungeheuerlich, geradezu monströs, darüber konnte sie nicht einmal nachdenken. Aber Barbara Lohmanns Anblick schwebte ihr noch deutlich vor Augen. Sie hatten im vergangenen Jahr fast eine Stunde zu dritt bei einem Kaffee in einem kleinen Wohnzimmer gesessen und sich unterhalten, während Norbert und Oliver noch draußen arbeiteten.

Und Julia Roberts! An den Namen erinnerte sie sich nicht, auch nicht an einen Brief, über den sie sich amüsiert haben sollte. Es war sechs Jahre her, und es waren damals viele Briefe und Fotos gekommen von hübschen, jungen Frauen, die sehr von sich eingenommen waren und zum Film wollten. Aber Julia! Es war so persönlich, es waren vierzehn Tage Herzklopfen, eine Viertelstunde über den Wolken schweben in Romeos Armen, von einer Hand im Nacken aus dem siebten Himmel gerissen, in den Dreck gestoßen. Und einen Mann getötet!

Doktor Gerbers verrückte Ansicht dazu spukte ihr immer noch durch den Kopf. Eifersucht! So ein Quatsch. Nachdem Sarah das Haus verlassen hatte, wollte sie eigentlich weiterschreiben über den Irrtum ihres Therapeuten. Aber zuerst wollte Kevin etwas zu essen, dann rief Marko an, zum ersten Mal an diesem Tag. Er wollte wissen, was ihr angeblicher Termin beim Frauenarzt ergeben hatte.

«Es war blinder Alarm», sagte sie.

«Das habe ich nicht anders erwartet», erwiderte er und schwieg dann. Sie dachte schon, er hätte aufgelegt, weil es

so lange still blieb in der Leitung. Endlich sprach er weiter: «Es war nur eine Ausrede, nicht wahr? Du wolltest unbedingt zu Hause bleiben. Warum, aus Angst vor langen Autofahrten? Karen, nach zehn Jahren ist das ein lächerliches Argument.»

Es war seit endlos langer Zeit das erste Mal, dass er sie wieder einmal Karen nannte. «Dann bin ich eben lächerlich», sagte sie ungewollt schroff. «Angst kann man nicht abdrehen wie Wasser. Ich gebe mir Mühe, mehr kann ich nicht tun. Ich habe dich nicht betrogen, ich habe in den letzten Wochen nur ein paar Gespräche mit einem Therapeuten geführt.»

Es dauerte einige Sekunden, ehe Marko ihr darauf antwortete: «Entschuldige, Schatz. Wie konnte ich nur so dumm sein und dich derart terrorisieren mit meinem Misstrauen.»

«Schon in Ordnung», sagte sie. «Ich verstehe das.»

Sie verstand es nicht, aber sie hatte den Kopf noch viel zu voll von Dingen, in denen seine Eifersucht unterging. Den halben Mittwoch versuchte sie am Computer, der keine eigenen und keine falschen Schlüsse zog, nur geduldig aufnahm, was sie ihm anvertraute, Ordnung in das Chaos zu bringen.

Wozu brauchte sie einen Psychologen? Doktor Gerber konnte sie kreuzweise. Sie konnte das auch alleine, hatte es doch schon einmal geschafft mit ihren bittersüßen Geschichten. Die Stunden in der Praxis des Psychologen waren nicht umsonst gewesen. Sie hatte sich dort etwas gekauft, wusste nur nicht, wie sie es nennen sollte. Wut war der falsche Ausdruck. Es war eher Trotz und Selbstbehauptungswille.

Damit überzeugte sie sich bis zum frühen Mittwochabend selbst wieder vollkommen, dass ihr Bruder ein

durch und durch gutmütiger und überaus hilfsbereiter Mensch war, der nur den einen Fehler gemacht hatte, sie allein aus einer Diskothek auf den Heimweg zu schicken. Oder zwei Fehler. Dass er sich im September 1990 geweigert hatte, sie zu fahren, war auch nicht gut gewesen.

Mit Marko hingegen waren noch ein paar Rechnungen offen. Er hatte nicht einmal gefragt, worüber sie mit ihrem Therapeuten gesprochen hatte. Um halb neun rief er an, damit Kevin sich ins Bett bringen ließ. Er versprach ihm eine Belohnung für jeden schönen Traum und wollte das Gespräch danach beenden. «Moment noch», sagte sie. «Interessiert es dich gar nicht, wofür ich einen Therapeuten gebraucht habe?»

«Das hast du mir doch gestern Abend erklärt, Schatz», sagte er. «Um deine Angst zu bewältigen.»

«Nein», sagte sie. «Ich wollte mir nur klar werden über ein paar Dinge, die ich in meinem Leben ändern möchte.»

Marko lachte leise und unsicher, wie es ihr schien. «Du klingst, als sei dir das gelungen. Aber darüber sollten wir in Ruhe reden, wenn ich zurückkomme. So ein Gespräch am Telefon zu führen, halte ich nicht für gut.»

«Ich aber», sagte sie und sprach rasch weiter, ehe der Mut sich wieder verlor. Alles erzählte sie ihm, begann mit Doktor Gerbers Ansicht über sein mangelndes Selbstwertgefühl, kam über den Abend mit Margo zu Rabeas Tod und sein für ihr Empfinden kaltschnäuziges Verhalten, als er die Aufnahmen für Bademoden machte.

«Und jetzt hältst du mich für gefühllos», stellte er fest. «Ach, Schatz, wie soll ich dir das alles erklären? Als ich damals mit dir in der Eifel war, war ich schon heftig verliebt in dich. Aber ich wollte nicht verliebt sein, ich wollte mich nie binden, damit mich niemand mehr verlassen kann. Ich glaubte auch, mich nicht damit

auseinander setzen zu können, dass du einen Menschen getötet hattest. Ich sah den alten Mann ja immer noch über die Straße fliegen. Und du warst Norberts Schwester, ich dachte, aus uns kann nie ein Paar werden. Warum habe ich dich wohl die ganzen Monate behandelt wie den letzten Dreck? Ich wollte mir nicht selbst wehtun, verstehst du das?»

«Ja», sagte sie und hörte ihn tief durchatmen.

«Als du ins Wasser gelaufen bist, dachte ich, mir bleibt das Herz stehen», fuhr er fort. «Es war ein entsetzliches Gefühl. Wenn du untergegangen wärst, ich hätte nicht gewusst, was ich tun sollte. Ich wusste nur, dass ich ein Mädchen nicht retten kann, wenn es im Wasser ist. Da habe ich mich eben aufgeführt wie ein arroganter Mistkerl oder ein selbstherrlicher Arsch, so hast du mich ja auch genannt. Aber mir lief nicht die Gerechtigkeit am Hintern raus, glaub mir, es war pure Hilflosigkeit. Ich kann sie nur nicht zeigen wie andere. Ich musste schon mit siebzehn Jahren der starke Mann sein – für Margo. Sie hat sich an mir festgehalten. Ich durfte ihr nie zeigen, dass ich mich oft überfordert fühlte. Mit der Zeit geht einem das in Fleisch und Blut über.»

«Es tut mir Leid», sagte sie.

«Das muss es nicht, Schatz», erwiderte er. «Das konntest du ja nicht wissen. Was machen wir denn nun? Was möchtest du ändern in deinem Leben?»

«Nicht viel», sagte sie. «Ich möchte nur eine Frau sein, der du nicht den starken Mann vorspielen musst.»

«Ich denke, das schaffen wir», meinte er. «Für mich wird es bestimmt einfacher.» Und dann fügte er in sehr ernstem Ton hinzu. «Ich liebe dich. Ich liebe dich mehr, als du dir vorstellen kannst. Allein der Gedanke, dich zu verlieren, macht mich verrückt.»

Am Donnerstag machte er den Vorschlag, einen neuen Teich anzulegen. «Was hältst du davon, Schatz? Kevin ist inzwischen alt genug. Aber diesmal machen wir es richtig, nicht so ein kleines Ding wie zu Anfang.»

Auf Anhieb konnte sie sich nicht für seine Idee begeistern. Er klang richtig enthusiastisch. Und sie dachte, dass er so ein Wasserloch im Garten nötiger brauchte als sie. Der Springbrunnen lag noch in der Garage. Sie warf ihn sofort in die Mülltonne, wollte nicht wieder mit dem Eindruck von Blut an der Windschutzscheibe aufwachen. Aber die Enten wollte sie wieder ans Wasser stellen. Die beiden fehlenden Küken würde außer ihr niemand vermissen.

Freitags ging sie mit Kevin zum Gartencenter, um neue Teichfolie zu besorgen. Eine geschlagene Stunde stand sie mit ihm an den Fischbecken. Er grabschte im Wasser herum, wollte mit bloßen Händen einen jungen Stör fangen, bis ein Verkäufer kam und verlangte, sie solle das unterbinden. Die Folie legte sie in die Garage. Zu graben begann sie nicht sofort. Marko rief am frühen Nachmittag an und empfahl, damit zu warten, bis er wieder zu Hause war, für den Fall, dass Norbert Einwände erhob. Ihr Bruder habe ja von Anfang an gegen die Enten gewettert und wäre bestimmt nicht erfreut, wenn sie wieder im Garten stünden.

Norbert bekam Karen die ganze Woche nicht zu Gesicht. Es war ganz gut so, schuf Abstand zu Julia Roberts' Brief und allem anderen. Als Norbert am Samstagnachmittag endlich erschien, war er nicht sicher, ob sie überhaupt mit ihm reden wollte. «Ich war am Ostermontag noch hier, ziemlich spät», sagte er. «Und als du nicht aufgemacht hast, dachte ich …»

«Ich war nicht da», unterbrach sie ihn. «Wir haben bei Margo übernachtet.»

Norbert runzelte irritiert die Stirn, nach ein paar Sekunden sprach er weiter, erklärte sein Verlangen nach ihrem Hausschlüssel mit etlichen Einbrüchen, bei denen die Einbrecher über die Dächer eingestiegen waren. Er hatte davon in der Tageszeitung gelesen, die Christa abonniert hatte. «Die schieben ein paar Ziegel weg und sind drin. Ich wollte dich damit nicht beunruhigen, nur mal nachschauen, ob der Dachboden sicher ist. Ich meine, du bist viel allein. Was willst du machen, wenn du im Bett liegst, und plötzlich schiebt einer die Treppe runter? Die stehen in deinem Schlafzimmer, ehe du dich umgedreht hast. Aber ich könnte sie mit einem Riegel sichern.»

Sie nickte nur und fragte: «Hast du etwas Neues von Barbara Lohmann gehört?»

Er schüttelte bedrückt den Kopf, klang ehrlich und aufrichtig besorgt. «Oliver hängt jeden Tag an der Strippe. Am liebsten würde ich runterfahren und ihn nach Hause holen. Wenn da nicht bald was passiert, dreht er völlig durch. Die Sache ist sonnenklar. Aber die Münchner Kripo traut sich nicht, Barbaras Freund festzunehmen. Sie müssen wohl erst mal eine Leiche haben.»

Ein verzweifelter Bruder

So feige, wie Norbert Dierden dachte, war die Münchner Polizei nicht. Weigler hatte gleich mittwochs die Staatsanwaltschaft eingeschaltet und Frau Leitners schwarzen Alfa Romeo auf Spuren eines Verbrechens untersuchen lassen. Man fand keine, der Wagen verfügte über Ledersitze und war gründlich gereinigt worden. Blut hätte man trotzdem feststellen müssen, wenn es im Wagen geflossen wäre. Aber es konnte irgendwo draußen zu einer tödlichen Auseinandersetzung gekommen sein oder in dem Ferienhaus in Pöcking am Starnberger See. Weigler wollte den Erkennungsdienst auch dort hinschicken, holte sich jedoch eine herbe Abfuhr.

Der Staatsanwalt schreckte davor zurück, einen Durchsuchungsbeschluss für das Anwesen zu beantragen, solange es keinen eindeutigen Beweis für eine Straftat gab. Er erinnerte Weigler nachdrücklich an Julia Roberts, wo ein ähnlicher Irrtum einen höchstwahrscheinlich unschuldigen Mann das Leben gekostet hatte. Nach einer Wiederholung war ihm nicht, gewiss nicht mit dem überaus labilen Sohn eines renommierten Strafverteidigers.

Er empfahl Weigler, Thomas Scheib zu verständigen. Leitners Angaben würden doch verdächtige Übereinstimmungen zeigen. Dunkelhaariger Mann, neuer Job. Und wenn man sich die beiden Frauen anschaue, die Haarfarbe, das schmale Gesicht, zweimal der gleiche Typ. Da dürfe man schon in Betracht ziehen, dass Stefan Leitner die Wahrheit sage.

Weigler dachte nicht im Traum daran, der Empfehlung

zu folgen und sich erneut mit dem Geisterjäger auseinander zu setzen. Er verfolgte seine eigene Strategie und überzeugte seinen jungen Kollegen Fährlich, dass es die richtige war.

Leitner ein paar Tage Ruhe gönnen. Der Knabe war dem Druck nicht gewachsen, er würde über kurz oder lang unter der emotionalen Belastung zusammenbrechen, die Anweisungen seines Vaters ignorieren und zur Leiche seiner Freundin rennen. Man müsse nur ein bisschen Geduld haben und ihn observieren. Wenn man die Leiche hatte, konnte man ganz anders vorgehen.

Über Oliver Lohmann machte Weigler sich keine Gedanken. Der graue Peugeot stand nun rund um die Uhr etwa fünfzig Meter vom Anwesen der Leitners entfernt. Der Tank war leer bis auf den letzten Tropfen. Oliver verbrachte die Nächte im Auto, kam am Spätnachmittag, saß Stunde um Stunde aufrecht hinter dem Steuer, ließ keinen Blick von der Grundstückszufahrt, bis ihm die Augen von alleine zufielen.

Am frühen Morgen machte er sich dann auf den Weg in die Stadt, um etwas in den Bauch zu bekommen. In Einkaufspassagen oder am Hauptbahnhof bettelte er Passanten an. Seit Tagen ungewaschen, in der verschwitzten, verschmutzten Kleidung unterschied Oliver sich kaum von einem Penner. Wenn er genug erbettelt hatte, kaufte er sich etwas zu essen und ein paar Dosen Bier – alkoholfrei. Barbara hatte ihn so mühsam von Alkohol und Drogen entwöhnt. Er meinte, er sei es ihr schuldig, einen klaren Kopf zu behalten, bis ihr Mörder seine gerechte Strafe bekommen hatte.

Gegen Mittag erschien Oliver meist im Polizeipräsidium, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen. Meist war es Fährlich, der sich mit ihm auseinander setzen musste. Olivers erste Frage war immer: «Wann verhaften

Sie Stefan endlich?»

«Ohne Beweise können wir niemanden verhaften, Herr Lohmann», antwortete Fährlich regelmäßig.

«Aber Sie haben doch einen Zeugen, der gesehen hat, dass Stefan sie mitgenommen hat.»

«Leider nicht mehr als das.»

Am Dienstag, dem 2. Mai, zehn Tage nach dem Verschwinden seiner Schwester, kam Oliver zum letzten Mal ins Präsidium. Fährlich bemühte sich, ihn zur Heimfahrt zu überreden. Doch dazu war er um keinen Preis bereit. Seine finanzielle Notlage erwähnte er nicht, sagte nur: «Ich geh hier erst weg, wenn ich weiß, wo Barbara ist.»

Was kümmerte es ihn noch, ob er sein eigenes Leben ruinierte? «Das ist sowieso kaputt, wenn sie tot ist», sagte er. «Und das ist sie, ich weiß es. Und ich weiß, wer sie umgebracht hat. Wenn Sie Barbara gekannt hätten, würden Sie den Blödsinn, den Stefan und sein Alter verzapfen, keine Sekunde lang glauben. Sie hatte keinen neuen Freund und wollte keinen neuen Job. Das müsste ich ja wohl wissen. Stefan hat sie aufgeschlitzt, weil sie sich auf nichts mehr einließ. Ist doch klar, dass er lügt.»

Während er weitersprach, rieb er mit dem rechten Daumen durch die linke Handfläche und schniefte. «Wenn Sie ihn nicht bald verhaften, braucht er keine Zelle mehr. Irgendwann kommt er raus, und dann schlitz ich ihn auf.»

«Machen Sie keine Dummheiten, Herr Lohmann», mahnte Fährlich, aber das hätte er ebenso gut zur Wand sagen können.

Fährlich sprach anschließend noch mit Weigler über die Möglichkeiten, Oliver aus München zu entfernen. Man hätte den Peugeot als nicht verkehrssicher beschlagnahmen, Oliver wegen Landstreicherei festnehmen und in

den nächsten Zug nach Köln setzen können. Aber Weigler wollte ihn gar nicht entfernen. Er erhoffte sich von Olivers Anwesenheit einen zusätzlichen Druck auf Stefan Leitner.

Dass Barbaras Bruder seine Drohung wahr machen könnte, sobald sich ihm eine Gelegenheit bot, schloss Weigler aus. Verzweifelte Angehörige ergingen sich oft in Rachephantasien, setzten sie jedoch nur selten in die Tat um, weil es natürliche Hemmschwellen gab. Wenn die entsprechende Veranlagung fehlte, brauchte es extreme Voraussetzungen, um töten zu können. Und zurzeit setzte Stefan Leitner ja auch keinen Fuß vor die Tür. Dafür sorgte sein Vater.

Dass Oliver auf andere Weise Bewegung in die Ermittlungen bringen könnte, erwartete Weigler nicht. Nach seinem Besuch im Polizeipräsidium an jenem Dienstag marschierte Oliver geradewegs zur Redaktion einer Münchner Tageszeitung und erzählte dort seine Version der Geschichte. Danach überstürzten sich die Ereignisse.

Zehn gute Stunden

Der Mittwoch Anfang Mai, an dem in München publik gemacht wurde, man brauche offenbar nur einen gewieften Strafverteidiger zum Vater, um ungestraft eine junge Frau töten zu dürfen, begann für Karen als ein guter Tag. Viele solcher Tage hatte sie wahrhaftig noch nicht gehabt.

Sie wachte auf um kurz vor sieben, als im Nebenzimmer Kevins Bausteine polterten. Er kam nie ins Schlafzimmer. Kaum hatte er morgens die Augen geöffnet, stürzte er sich auf den Karton mit Bausteinen, kippte ihn aus und beschäftigte sich, bis er ihre Schritte auf dem Flur hörte.

Sie blieb noch ein paar Minuten liegen und genoss diese neuen Gefühle. Marko lag im zweiten Bett, nur ein paar Haare lugten heraus. Wie immer lag er mit dem Kopf fast völlig unter dem Laken, das sie nur deswegen zusätzlich zur Decke aufzog. Er war in der Nacht nach Hause gekommen. Im Halbschlaf hatte sie registriert, dass er sich hinlegte, sie auf die Schulter küsste und murmelte: «Schlaf weiter, Schatz. Hast du mich sehr vermisst?»

Natürlich hatte sie ihn vermisst. Sie vermisste ihn immer, wenn es Theater mit Kevin gab. Wer stand schon gerne mit einem willensstarken Dreijährigen an der Kasse im Supermarkt, wenn man eigentlich nur ein Glas Konfitüre kaufen wollte? Und wer zerrte gerne um drei Uhr nachmittags einen kleinen Jungen durch ein Gartencenter, der darauf beharrte: «Die machen bestimmt nicht Tür zu. Du lügs mich. Lass mich, ich will die Fische gucken.»

Häufig machte Marko Großeinkäufe, damit sie nicht so viel schleppen musste. Wenn er tagsüber in Köln zu tun

hatte, brachte er Kevin auch ins Bett, selbst wenn er sehr spät nach Hause kam. Er stellte ihn unter die Dusche oder setzte ihn in die Wanne, putzte die Zähne mit ihm, erzählte eine Einschlafgeschichte und sang eine Strophe des alten Liedes vom guten Mond, der so stille in den Abendwolken ging und voller Ruhe war. Das hatte seine Großtante früher für ihn gesungen.

Sie konnte drei Geschichten erzählen und sämtliche Strophen singen, Kevin schlief erst, wenn Marko ihm eine gute Nacht und einen schönen Traum gewünscht hatte.

Aber diesmal hatte sie ihn auch vermisst, wenn Kevin friedlich in seinem Zimmer spielte oder schlief, zumindest in den letzten Tagen. Zum ersten Mal hatte sie sich danach gesehnt, dass ihr Mann nach Hause kam, jeden Abend – seit dem vergangenen Donnerstag und dem ersten, von seiner Seite aus, offenen Gespräch, dem noch ein paar gefolgt waren. In den wenigen Tagen hatte Marko so viel über sich und seine Gefühle verraten, dass sie ihn nun mit völlig anderen Augen sah. Und sie hoffte inständig, dass auch sie irgendwann aus ehrlichem Herzen sagen könnte: «Ich liebe dich.» Das Herz musste nicht flattern dabei, sie war nicht mehr fünfzehn, wollte nicht über den Wolken schweben, nur festen Boden unter den Füßen haben.

Als sie ins Bad ging, schaute Kevin hinaus auf den Flur. «Ist Papa wieder da?»

Sie nickte nur, nahm an, dass Marko noch einige Stunden schlafen und dann zur Agentur fahren wollte, um etliche Filme voller Natur zu entwickeln. Kevin kam auf nackten Füßen bis zur Schlafzimmertür. «Bist du schon wach, Papa?»

«Nein», brummte Marko undeutlich unter dem Laken.

Und Kevin sprudelte los: «Kann ich in dein Bett bis Frühstück? Ich erzähl dir, was ich geträumt hab. Kann ich

zur Belohnung ein Fisch haben? Ich hab viele Fischen gesehen. Ich will einen großen schwarzen. Wenn Mama ein Loch in Garten macht …»

«Stecken wir dich da rein», unterbrach Marko das Geplapper. «Du brauchst keinen Fisch, du bist einer. Aber du solltest ein Widder werden, und das merkt man. Na, komm her.» Er hob das Laken an. Kevin schlüpfte zu ihm. Sie hörte ihren Sohn kichern, bis sie die Badezimmertür hinter sich schloss. Und in diesem Moment war sie glücklich, rundum zufrieden.

Marko verzichtete aufs Ausschlafen, saß schon mit am Frühstückstisch und sorgte dafür, dass Kevin sein Brot aß, ohne mit der Nussnougatcreme drei Dutzend Bausteine zu beschmieren.

Den ganzen Vormittag hing er auf Schritt und Tritt an Markos Fersen. Die Kinderstimme plapperte unermüdlich, hin und wieder kam von Marko ein kurzer Kommentar. Er kümmerte sich nicht nur um Kevin, auch um den Inhalt seiner Reisetasche. Das tat er immer. In den ersten Wochen, als sie gerade zu ihm und Margo gezogen war, hatte sie einmal seine Tasche ausräumen wollen, und er hatte gesagt: «Du bist nicht mein Dienstmädchen, Schatz. Und es könnte etwas in der Tasche sein, von dem ich nicht möchte, dass du es findest. Eine kleine Überraschung, verstehst du?»

Er brachte ihr häufig etwas mit. Keine großartigen Geschenke, manchmal nur einen Zweig, den sie in ein Gesteck einarbeitete. Diesmal hatte er ein Dutzend Vergissmeinnicht irgendwo im Wald ausgezogen – für den Garten. «Aus dem Dutzend ist in einem Jahr ein Beet geworden», sagte er. «Sie vermehren sich rasch.»

Für Kevin zog er den Bausatz für einen Bagger aus der Tasche. Eigentlich war er dafür noch zu klein. Marko

wollte den Bagger mit ihm zusammen bauen. Nachdem er ihm das Paket gegeben und ihn ermahnt hatte, nicht all die kleinen Bausteine in den großen Karton zu werfen, stopfte er Jeans, T-Shirts, Socken und Unterwäsche in die Waschmaschine.

Nach dem Mittagessen fuhr er nach Köln, Kevin nahm er mit. Nach zwei Wochen ohne Papa hatte der Junge einen großen Nachholbedarf und sie ein starkes Bedürfnis nach Ruhe. Sie räumte rasch die Küche auf und setzte sich ins Wohnzimmer.

Die Nachbarin, die auch der Theatergruppe angehörte, hatte ihr am Vormittag, als sie die Vergissmeinnicht einpflanzte, ein neues Rollenheft über den Zaun gereicht. Von der Zeit her war es ein bisschen knapp, nur vier Wochen bis zur ersten Aufführung. Deshalb sollten zwei Proben pro Woche stattfinden, dienstags und freitags, da passte es ganz gut, dass sie nicht mehr zu Doktor Gerber ging. Eine knappe Stunde brauchte sie, um eine Rolle zu lernen, die sie nie spielen sollte.

Um halb vier holte sie den Spaten aus der Garage. Marko hatte unterwegs ein paar Zeichnungen gemacht, welche Form ihr neuer Teich haben und wie die Umgebung aussehen sollte. Mindestens zwei Meter im Durchmesser und tiefer als der alte, etwa einen Meter an der tiefsten Stelle. Die ausgehobene Erde zum Zaun hin bogenförmig wie eine Hügellandschaft arrangiert, dicht bepflanzt mit Gräsern und Schilf. Als die Nachbarin eine Stunde später ins Freie kam, hatte sie schon ein ansehnliches Loch ausgehoben.

Während sie weitergrub, unterhielten sie sich über den Gartenzaun. Zwischen den Grundstücken war er nur kniehoch. Zu den Fußwegen hin bot er Sichtschutz. Marko hatte schon kurz nach ihrem Einzug dafür gesorgt, dass Norbert den Zaun auf zwei Meter erhöhte.

Die Kinder aus dem Eckhaus gegenüber hatten zu Anfang häufig ihre Bälle in den Garten geworfen und waren dann über den Zaun gestiegen. Das hatten sie auch noch ein paar Mal getan, nachdem Norbert ihn erhöht hatte. Um sie endgültig vom Grundstück fern zu halten, hatte er sich einen fiesen Trick einfallen lassen. Die oberen Bretter geteert und Glassplitter darauf gestreut. Eine Maßnahme gegen Einbrecher nannte er das.

Die Nachbarin kam auf den Spaten in ihren Händen zu sprechen. «Warum überlässt du das nicht Marko? Graben ist doch Männersache. Es war ja auch seine Idee.»

Am Vormittag hatte Karen ihr vom neuen Teich erzählt. Aber Marko mit einem Spaten in der Hand, die Vorstellung reizte sie zum Lachen. Der Garten war immer ihr Territorium gewesen. Er hatte doch schon mit dem Rasenmäher seine liebe Not gehabt während ihrer Schwangerschaft. Aber dafür wusch er seine Wäsche selbst, das glich sich doch aus.

Sie war ganz in Gedanken versunken, als ihre Nachbarin plötzlich sagte: «Ich glaube, bei dir hat’s geklingelt.»

Es war kurz vor fünf. Sie ging ins Haus. Aus einem der Straßenfenster, wie Marko es tausendmal empfohlen hatte, schaute sie nicht. Hätte sie es getan, wäre ihr der Wagen im Wendehammer kaum entgangen, und vielleicht hätte sie nicht geöffnet. Aber sie hatte keinen Motor gehört und nahm an, es sei Christa.

Als sie das Wohnzimmer durchquerte, schlug der Türgong zum zweiten Mal. «Ich komme ja schon», rief sie, öffnete die Haustür. Draußen standen zwei Männer, einer in Jeans und Polohemd, mit langen Haaren. Das irritierte sie für einen Moment. Er grüßte höflich, nannte seinen Namen, zeigte ihr einen Ausweis und fragte etwas. Aber das hörte sie schon nicht mehr.

Folgenschwere Begegnungen

Es war nur ein unliebsamer Zwischenfall gewesen, eine Situation, die sich täglich und überall ergeben konnte. Ein wenig von dem Charme, auf den Margo Stichler setzte, wenn sie ihren Stiefsohn in eine Verhandlung schickte, und Thomas Scheib hätte den Namen Barbara Lohmann vermutlich nie gehört, nie ein Foto von ihr gesehen und nie erfahren von der jungen Frau, die am 14. September 1990 einen alten Mann getötet hatte.

Während Marko an dem Mittwochvormittag seine Reisetasche ausräumte und seinen Sohn beschäftigte, war in einer Münchner Polizeiwache eine Frau erschienen. Sie hieß Anni Weingräber, war siebenundsechzig Jahre alt, nahm aber noch rege am Straßenverkehr teil und kam mindestens zweimal in der Woche, um Anzeige zu erstatten, meist nur gegen Autofahrer, die sie auf der Straße bedrängt, beim Einparken behindert, durch Vogelzeigen oder gar obszöne Gesten beleidigt hatten. Anni hatte jedoch auch schon eine Nachbarin, die ihr bei einem Streit tüchtig Kontra gegeben und mit Erfolg eine Diät gemacht hatte, der Kindstötung bezichtigt. «Die hat’s heimlich bekommen und sofort umgebracht, ich hab’s schreien hören in der Nacht.»

Seit Ostern war Anni Weingräber in der Wache jedoch nicht mehr aufgetaucht, dort glaubte man schon, endlich einmal die richtigen Worte gefunden zu haben, um sich diese Plage vom Hals zu schaffen. Am Ostersonntag hatte Anni nämlich zur Abwechslung einen «Spanner» anzeigen wollen.

Sie war samstags mit ihrem Mann Hubert aufs Land

gefahren, um einen langen Spaziergang zu machen. Auf dem Rückweg zum Auto war ihr zuerst ein roter Mercedes-Kombi aufgefallen, der verbotswidrig auf einem Waldweg parkte. Dann hatte der Fahrer sie nicht nur beobachtet, während sie ihre Notdurft in einem Gebüsch verrichtete, nein, er hatte sie dabei auch noch fotografiert und aufs Übelste beschimpft, als sie ihm das untersagte und ihn zur Herausgabe des Films aufforderte.

Kneifzange, hatte er sie genannt, und gefragt, ob sie kein Klo zu Hause hätte. Das sei doch eine elende Sauerei, sich in den Wald zu hocken. Und wenn sie nicht auf der Stelle ihre Klappe hielte, werde er sie anzeigen wegen Umweltverschmutzung und Erregung öffentlichen Ärgernisses.

Anni Weingräber präsentierte am Ostersonntag einen Zettel mit dem Kennzeichen des Mercedes-Kombi und geriet völlig außer sich, als der Wachbeamte sie abschmetterte mit dem Hinweis: Man müsse erst die Anzeige des Mannes abwarten. Der habe ja völlig Recht gehabt. Auf einem Waldweg zu parken, sei nur eine Ordnungswidrigkeit. Dagegen standen nun Annis Vergehen: Umweltverschmutzung und Erregung öffentlichen Ärgernisses, wenn nicht sogar Exhibitionismus. Wenn der Mercedes-Fahrer ein Foto als Beweis vorlege, könne man das besser beurteilen.

Tagelang ging Anni Weingräber ihrem Mann auf die Nerven mit ihrer Wut auf den Mercedes-Fahrer und die untätige Polizei. Und dann las sie an diesem Mittwoch in der Zeitung, dass Oliver Lohmann den Sohn eines bekannten Strafverteidigers des Mordes bezichtigte. Der Name Leitner war auch ihr ein Begriff. Nur eine halbe Stunde später betrat sie erneut die Polizeiwache und geriet wieder an den Beamten, der ihr am Ostersonntag eine Abfuhr erteilt hatte. Aber nun hatte Anni die Trümpfe, nämlich die Zeitung, in der Hand.

«Der Leitner-Bub war das nie und nimmer», erklärte sie nachdrücklich. «Der hat von klein auf gelernt, was Recht und Unrecht ist. Ich kann mir denken, wer die Frau auf dem Gewissen hat. Ich war ja Ostern schon mal hier wegen dem Verbrechen.»

Und dann behauptete Anni Weingräber, Barbara Lohmann habe am Ostersamstagabend in dem weinroten Mercedes-Kombi auf dem Waldweg gesessen. Sie lieferte eine Beschreibung des Fahrers, Ende dreißig, mittelgroß, schlank, volles, dunkles Haar, schmales Gesicht, glattrasiert, bekleidet mit einer Jeanshose und einem blauen Pullover, der im Rücken einen weißen Schriftzug trug. Sie präsentierte auch noch einmal den Zettel mit dem Autokennzeichen. Der Polizist nahm den Zettel entgegen, versprach, ihre Aussage an die zuständigen Beamten weiterzuleiten, und dachte sich sein Teil.

Bis nach Mittag wartete Anni auf die zuständigen Beamten. Als am frühen Nachmittag immer noch niemand erschienen war, um sich mit ihr über den «Verbrecher» zu unterhalten, wurde ihr die Sache zu dumm. «Jetzt fahr ich zum Leitner», sagte sie zu ihrem Mann. «Das wollen wir doch mal sehen, ob der Kerl seine gerechte Strafe bekommt.» Hubert Weingräber versuchte vergebens, sie davon abzuhalten.

Sofort vorgelassen zum hochverehrten Herrn Doktor Leitner wurde Anni Weingräber nicht. Die Vorzimmerdame wollte partout nicht einsehen, dass die alte Frau etwas Wichtiges zu berichten haben könnte. Erst als Anni erklärte: «Ich weiß, wer die Freundin vom Leitner-Bub auf dem Gewissen hat», beeilte sich die Vorzimmerdame, ihren Chef in Kenntnis zu setzen.

Leitner senior verlor nach einer längeren Unterhaltung mit Anni keine Zeit, die zuständigen Ermittler in seine Kanzlei zu bitten. Einen Grund nannte er nicht. Weigler

hatte keine Lust, sich noch ein paar Lügen mehr anzuhören. So fuhr Fährlich alleine hin. Was er von Anni Weingräbers Behauptungen halten sollte, wusste er nicht.

Im grünen Jägerkostüm mit Hütchen saß sie da. Ihre Augen blitzten mit dem Gamsbart um die Wette, als sie erst einmal schilderte, wie sie bereits zweimal versucht hatte, der Gerechtigkeit zum Sieg zu verhelfen. Aber offenbar war die Polizei nicht daran interessiert, die wirklichen Verbrecher zu fassen. Sie genoss ihren Auftritt, das war nicht zu übersehen und machte Fährlich skeptisch.

Hinzu kam, dass Leitner senior nun auch konkret den Bericht im Wochenmagazin zur Sprache brachte und daran erinnerte, dass sein Sohn den dunkelhaarigen Mann ebenfalls zusammen mit Barbara Lohmann gesehen haben wollte, und zwar schon um siebzehn Uhr auf dem Parkplatz der Raststätte Edenbergen.

«Wenn Sie keine Veranlassung sehen, endlich Ihren in dieser Sache ermittelnden Kollegen zu informieren, muss ich das übernehmen», kündigte Leitner senior an. «Ich bin sicher, dass man mir bei der Staatsanwaltschaft seinen Namen nennt.»

Etwa zur selben Zeit hielt der Wachbeamte es doch für geraten, die Behauptungen der alten Kneifzange an die zuständige Stelle weiterzuleiten. Am Ende brachte sie ihn noch in Schwierigkeiten, weil er ihren Hinweis auf einen roten Mercedes ignorierte.

Weigler nahm die Meldung entgegen. Der Wachbeamte wies ausdrücklich darauf hin, wie er Anni Weingräbers ersten Versuch, den Mercedes-Fahrer anzuzeigen, abgeschmettert habe, und dass bei der Gelegenheit keine junge Frau im Auto erwähnt worden sei.

«Dass der Mann ihr am Ostersamstag die Meinung gesagt hat, dürfte das einzig Wahre an ihrer Geschichte

sein», meinte der Wachbeamte. «So was kann die nicht ab, da schießt sie übers Ziel hinaus, haben wir auch bereits mit ihr erlebt. Ich meine, wenn jemand eine Frau im Wagen hat, die er verschwinden lassen will, macht er doch einen weiten Bogen um eine Alte, die ins Gebüsch pieselt. Dieses Weib erstickt an seiner Wut auf Gott und die Welt. Die ist fast geplatzt, als ich sie am Ostersonntag nach Haus geschickt hab. Da kommt ihr so eine Sache gerade recht. Jetzt kann sie es allen zeigen.»

Weigler dachte sich, den Zahn könne man der Alten ziehen. Er brauchte nur ein paar Minuten, um die Strategie zu durchkreuzen, nach der Scheib im Fall einer Zeugenaussage mit brauchbaren Anhaltspunkten vorgehen wollte. Langsam heran! Vorsichtig checken! Die Möglichkeit dazu wäre nun da gewesen.

Anhand des Autokennzeichens waren Name und Adresse des Mercedes-Fahrers rasch ermittelt, ebenso die für seinen Wohnort zuständige Polizeiinspektion Nord in Bergheim, eine von drei Polizeidienststellen im Erftkreis. Die größere, personell und technisch besser ausgestattete Dienststelle lag in Hürth. Dort befand sich auch das für Schwerkriminalität zuständige Kommissariat elf. Über die zentrale Rufnummer hätte Weigler sich mit Hürth verbinden lassen können, der Gedanke kam ihm nicht. Er verlangte nur irgendeinen Beamten in Bergheim und wurde mit Kriminalhauptkommissar Arno Klinkhammer verbunden, einem Mann, der normalerweise nichts mit Kapitaldelikten zu tun hatte. Aber auch Klinkhammer hatte schon in einem Mord ohne Leiche ermittelt – natürlich ohne Erfolg.

Er war dreiundvierzig Jahre alt und seit zwanzig Jahren verheiratet. Seine Frau war fünf Jahre älter als er, verdiente gut das Doppelte und hatte zudem von ihren Eltern geerbt. Die Ehe war kinderlos. Er hätte es sich

leisten können, in teuren Anzügen seine Arbeit zu tun. Nur legte er absolut keinen Wert auf Äußerlichkeiten, zum Frisör ging er immer erst, wenn seine Frau ihm demonstrativ eine Zopfspange hinlegte.

Sein beruflicher Ehrgeiz hielt sich ebenfalls in Grenzen. Sein ungelöster Mordfall verursachte ihm hin und wieder noch Magendrücken. Schon deswegen war er zufrieden mit Einbrüchen und Drogenhandel im kleinen Stil, damit konnte man ruhig schlafen. Der Anruf aus München sollte Arno Klinkhammer etliche schlaflose Nächte kosten und ihn zu einer zentralen Figur machen in dem Fall, der Thomas Scheib seit fast acht Jahren Tag und Nacht verfolgte.

Weigler informierte Klinkhammer umfassend über den Sachverhalt, wie er sich ihm darstellte. Liebestoller Bursche bringt seine Freundin um, als sie sich trennen will. Und rachsüchtiges altes Weib versucht mit allen Mitteln, einem harmlosen Autofahrer etwas anzuhängen, weil er sie Kneifzange genannt hatte. Weigler bat, Angaben zum Ostersamstag einzuholen, wenn überhaupt eine Frau in dem Mercedes gesessen haben sollte, sei es vermutlich die Ehefrau oder Freundin des Fahrers gewesen, meinte er.

In der Annahme, es handle sich um eine Bagatelle, überlegte Klinkhammer noch, ob er sich persönlich nach Sindorf bemühen sollte. Er fuhr nicht gerne Dienstwagen, die hatten immer irgendwelche Macken. Eigentlich wollte er pünktlich Feierabend machen, auf ihn wartete noch etwas Gartenarbeit. Aber dann brach er doch zusammen mit einem uniformierten Kollegen auf – und gelangte binnen weniger Minuten zu einer Ansicht, von der er nicht mehr abzubringen war.

Seiner äußeren Erscheinung zum Trotz war Arno Klinkhammer ein Polizist, dem so leicht niemand etwas

vormachte. Er besaß genügend Menschenkenntnis und Erfahrung, war auch daran gewöhnt, dass gerade unbescholtene Bürger oder Bürgerinnen beim Anblick einer Uniform oder gar eines Dienstausweises der Kriminalpolizei zusammenzuckten, dass sich auf ihren Gesichtern ein Ausdruck von schlechtem Gewissen oder Unbehagen ausbreitete, weil sie im Grunde alle etwas auf dem Kerbholz hatten, der eine beschummelte seine Versicherung, der andere das Finanzamt.

Nur zuckte Karen nicht zusammen, als sie öffnete. Sie zeigte auch keinen Ausdruck von schlechtem Gewissen oder Unbehagen. Sie wurde leichenblass, begann am gesamten Körper zu zittern, musste sich am Türrahmen abstützen, um sich aufrecht zu halten. Ehe Klinkhammer den Grund seines Erscheinens nennen konnte, erklärte sie hastig: «Es ist alles meine Schuld. Wenn sie tot sind, hab ich sie umgebracht. Aber ich wollte nicht, dass jemand stirbt, glauben Sie mir. Ich wollte doch nur verhindern, dass noch mehr passierte. Angefleht habe ich sie, sich nicht mit ihm zu treffen. Ich wusste, wozu er fähig war. Ich hätte ihr das nie erzählen dürfen.»

Dann stammelte sie etwas von einer Fahrt im Auto des Bruders und einer Freundin, die bis um vier Uhr einen Mann abservieren wollte, der ihr auf die Nerven ging. Danach hatte ihre Freundin noch eine besondere Verabredung, wollte einen Scheißkerl aus der Welt schaffen. Nach allem, was Klinkhammer aus München gehört hatte, klang das, als spräche sie von Barbara Lohmann. Der Rest klang nach Panik – und einem Mercedes.

«Als ich den Benz sah, war ich wie gelähmt. Ich weiß nicht, wie lange ich auf dem Parkplatz gewartet und warum ich ihn nicht gesehen habe. Das Blut habe ich gesehen, aber das war nicht viel, nur so ein

Schmierstreifen. Ich hab mir nichts dabei gedacht. Ich glaube, ich hab überhaupt nicht gedacht. Als er auf uns zustürzte, er wollte mich auf der Stelle ersäufen. Ich hatte so schreckliche Angst.»

Die hatte sie immer noch, das war für Klinkhammer nicht zu übersehen. Und da war diese Grube im Garten, ein Loch von beträchtlichen Ausmaßen. Darauf angesprochen erklärte Karen, sie müsse ein leichtsinniges Mädchen begraben. Ihr Mann habe den Vorschlag gemacht und auch gesagt, das Loch müsse viel größer sein als das erste.

Was sollte ein Polizist, der noch nichts von einem Verkehrsunfall mit Todesfolge wusste, bei solchen Auskünften denken? Klinkhammer war aufs Höchste alarmiert und überzeugt, die Kollegen in München hätten es sich verdammt leicht gemacht mit ihrem Verdacht gegen Barbara Lohmanns Freund und dem pauschalen Urteil über eine rachsüchtige alte Frau.

Noch einmal achtzehn

Sie wusste später nicht, was sie in den ersten zehn oder fünfzehn Minuten von sich gegeben hatte. Sie nahm auch Klinkhammer nicht richtig wahr, sah nur seinen Dienstausweis und die Uniform seines Kollegen. Seit dem September 1990 hatte sie keinen Polizisten mehr so dicht vor Augen gehabt. Manchmal fuhr ein Streifenwagen durch den Ort, wenn sie mit Kevin unterwegs war, das ging sie nichts an.

Aber seit Ostern ging es nicht mehr allein um sie. Auch um Barbara Lohmann und die Zeit, die Norbert in Edenbergen verbracht hatte. Und um Julia Roberts, einen Brief, an den Norbert sich nach sechs Jahren noch erinnerte, was sie als ungewöhnlich empfand. Es ging um seinen Urlaub jedes zweite Jahr, immer dann, wenn eine Frau verschwand. Acht Frauen in der Zeitung. Und eine fehlte! Es ging um all das, worüber sie nicht nachdenken wollte, weil sie genau wusste, dass sie darüber schon vor zehn Jahren mit einem Polizisten hätte sprechen müssen, weil Li schon damals eine Andeutung gemacht hatte. Dieses Wissen warf sie nun unvermittelt um zehn Jahre zurück – mitten hinein in ein Krankenbett. Norbert saß bei ihr und sagte: «Mach dir bloß keine Gedanken ums Auto.»

Tat sie doch gar nicht. Um ihn hatte sie sich Gedanken gemacht, wahnsinnige, grausame, unerträgliche Gedanken. Und wie er sich da über sie beugte: «Hauptsache, dir ist nichts passiert.» Dass ihm nichts passiert war, schien der Beweis, dass sie sich für nichts und wieder nichts verrückt gemacht hatte. Erst nach langen Monaten, als der Schock über den Tod des alten Mannes ein wenig abklang, war ihr bewusst geworden, dass sie einen Denkfehler machte. Li

hatte versprochen, ihr zu schreiben, wenn sie wusste, wie es mit ihr weiterginge. Aber es kam nie eine Zeile.

Wie oft hatte er gesagt: «Es war ein Unfall, verdammt nochmal. Ein Unfall und kein Mord. Warum geht das nicht endlich rein in deinen Schädel?» Weil sie es immer besser wusste. Auf jeden Fall wusste sie, dass ein Mord geplant war. So etwas vergaß man nicht. Man verdrängte es, schob es ganz tief nach unten, wollte sich nicht erinnern, nicht hypnotisiert werden, nichts verraten.

Doktor Gerber hatte mit vielem falsch gelegen und es trotzdem richtig gesehen. Sie war losgefahren, um zu verhindern, dass ihre Freundin sich mit einem Mann traf, der ihr sehr viel bedeutete. Das musste er doch, er war ihr Bruder.

Und ehe Li zurückkehrte in einen unaussprechlichen Ort in China wollte sie Jasmins Vater aus der Welt schaffen. «Er muss bezahlen für das, was er dir angetan hat, Karen. Und nicht nur dir. Da waren noch ein paar mehr. Ich habe am Freitag noch vier Stunden Zeit, ehe mein Zug geht. Es war nicht schwer, ihm ein zärtliches Rendezvous schmackhaft zu machen. Er freut sich schon auf mich. Das wird ein böses Erwachen für ihn. Ich mache ihn fertig. Ich mache ihn fix und alle. Dieser Scheißkerl wird nie wieder eine Frau anfassen. Ich schneide ihn in Streifen, ganz langsam und genüsslich, das kannst du mir glauben.»

Sie zweifelte keine Sekunde lang, dass Li es ernst meinte. Sie glaubte nur nicht, dass der rothaarige Boxertyp sich nach der Szene in der Diskothek von Li zu einem zärtlichen Rendezvous hätte überreden lassen. Aber Norbert hätte. Er mochte noch so oft auf Li fluchen und mit Sarah glücklich sein. Li war immer seine Traumfrau, mit ihr war er nicht nur glücklich, nach ihr war er verrückt gewesen. Und genau so hatte Li es doch gesagt, als die Frau, die mit ihr hinter der Theke arbeitete, daran

zweifelte, dass ein Mann ohne Zwang von einer Vergewaltigung erzählte.

«Es sei denn, er ist verrückt nach dir und bildet sich ein, du würdest ihm die Absolution erteilen.»

Dass Norbert für Zahnschmerzen seinen Urlaub im Schwarzwald unterbrochen hatte, konnte sie sich auch nicht vorstellen. Man musste nicht unter die Dusche, wenn man nur zum Zahnarzt wollte. Sie konnte doch nicht zulassen, dass Li ihn umbrachte. Er mochte ein Schwein sein, ein elender Dreckskerl. Aber er war ihr Bruder und Jasmins Vater. Und Jasmin war ein wundervolles Kind.

Die beiden Polizisten waren längst nebensächlich. Was ihr Anblick aufgewühlt hatte, hielt sie gepackt und schüttelte sie durch. Sie konnte nicht allein durch die Diele gehen. Der Uniformierte musste sie stützen, führte sie am Arm ins Wohnzimmer und sorgte dafür, dass sie sich auf die Couch setzte. Klinkhammer holte ihr ein Glas Wasser aus der Küche und fragte: «Geht's wieder?»

Das hörte sie, nickte auch, aber sie ging nicht, sie fuhr – raus aus Sindorf, auf die Erfttalstraße, auf den Parkplatz gegenüber der Autobahnauffahrt Richtung Köln. Sie schaute in Norberts Autoatlas, hatte immer noch das Plätschern der Dusche im Ohr und den Kopf voller Stimmen. Norbert fluchte auf Li. Eine Nutte, nannte er sie, die sich durchs Leben bumste, und wenn es einer ernst meine mit ihr, den lache sie aus. «Aber das wird ihr noch Leid tun eines Tages», sagte er. Und Li lachte: «Der Typ quatscht ständig von Rom. Er muss mich wirklich für bescheuert halten, wenn er meint, darauf falle ich rein.»

Norbert irrte sich. Sie wollte nicht nach Rom. Das hatte sie nämlich nicht zu ihr gesagt, sondern zu der jungen Frau, der sie immer alles erzählte, auch, wo sie an diesem Nachmittag noch im Bergischen Land zu tun hatte. Ein

romantisches Fleckchen in der Nähe von Kürten-Biesfeld.

«Kenne ich», sagte die Frau. «Da war er mit mir auch mal.»

Und Li seufzte: «Er wollte schon frühmorgens hin. Ich habe ihn auf Mittag gedrückt, ich muss ja noch packen. Um zwölf holt er mich ab. Hoffentlich setzt er nicht zu sehr auf Romantik. Um vier will ich ihn vom Hals haben. Ich habe noch was zu erledigen.»

Erledigen! Das hallte ihr wie ein Donnerschlag in den Ohren. Kürten-Biesfeld, das fand sie im Autoatlas. Abfahrt Bensberg, das fand sie auch. Dann wollte sie weiter, aber es ging nicht mehr. An der Autobahnauffahrt stand eine Ampel, und vor der Ampel stand Christas Benz, Norbert saß am Steuer. Die Ampel war rot, er musste warten. Und sie stand tausend Ängste aus, dass er einen Blick zur Seite warf, seinen Ford Taunus zwischen den geparkten Wagen entdeckte. Dass er herüberkam und sie am Weiterfahren hinderte. Er musste ihr doch nur den Autoschlüssel wegnehmen. Und wenn er nicht nur unterwegs war, um sie zu suchen, dann konnte er weiterfahren – seinem Tod entgegen. Er war doch völlig ahnungslos.

Er schaute nicht zur Seite, nur starr geradeaus. Sie meinte, ihn nervös mit den Fingern aufs Lenkrad trommeln zu sehen. Dann sprang die Ampel endlich auf Grün, der Benz zog ab. Und sie wusste, sie musste ihm einen Vorsprung lassen, sonst hatte sie keine Chance. Ihn auf der Autobahn zu überholen, konnte sie sich nicht leisten. Der Ford Taunus war zwar erheblich schneller als der Benz. Zweihundertzwanzig Spitze, hatte Norbert erst vor wenigen Tagen voller Stolz zu Sarah gesagt. Der Benz machte im Höchstfall hundertachtzig, und die auch nur, wenn es bergab ging. Aber Norbert war der bessere Fahrer. Und es war schon halb vier. Es war nicht mehr zu schaffen.

Ihr Kopf platzte fast an den Erinnerungen und Gedanken, die sie jahrelang unterdrückt hatte. Um den Druck abzumildern, blieb ihr gar nichts anderes übrig, als ein paar davon auszuspucken. Diese furchtbaren Bilder, die ihr vor Augen schwebten, während sie untätig auf dem Parkplatz ausharrte. Wie hätte sie ahnen sollen, dass sie es exakt so ausdrückte, wie Scheib es seit Jahren tat? Mit der Erfüllung einer Sehnsucht in die Falle gelockt und grausam zugerichtet.

Dass Klinkhammer nach ihrem Mann fragte, registrierte sie gar nicht. Sie war doch erst achtzehn, verlor vor Not und Panik um ihren Bruder beinahe den Verstand und wusste noch nicht, dass Marko Stichler existierte. Erst als Klinkhammer diese Frage stellte, fand sie zurück. Er fragte sehr nachdrücklich, ob sie mit ihnen nach Bergheim fahren wolle. Da könnten sie offen über alles reden, danach könne man sie bestimmt auch irgendwo sicher unterbringen, vielleicht in einem Hotel, zur Not im Frauenhaus.

Sie wollte nicht nach Bergheim, nicht in ein Hotel und nicht ins Frauenhaus. Sie wollte auf die Autobahn. Sie musste – Norbert einholen, überholen, sich vor ihn setzen, ihn ausbremsen. Und wenn beide Autos kaputtgingen, auch gut, sollte Christa ihr doch den Kopf abreißen. Sie wollte Gas geben und musste feststellen, dass sie nicht mehr im Ford Taunus saß, sondern auf der Couch in ihrem Wohnzimmer.

«Lassen Sie mich in Ruhe», verlangte sie tonlos. «Ich wüsste nicht, worüber ich mit Ihnen reden soll.»

Klinkhammer schickte seinen uniformierten Kollegen in den Garten. Der Polizist schaute sich das Loch für den Teich an. Er grub sogar noch ein Stück tiefer und warf die Erde, die sie schon zu dem bogenförmigen Wall angehäuft hatte, wieder auf den Rasen.

«Lassen Sie das», protestierte sie. «Ich muss heute Abend damit fertig sein, die Folie liegt schon seit Freitag in der Garage.»

Klinkhammer nickte, als hätte sie ihm das schon gesagt. Und dann fragte er, ob ihr Frau Lohmanns derzeitiger Aufenthaltsort bekannt sei. «Sie sind nicht verpflichtet zu einer Aussage», erklärte er. «Als Ehefrau haben Sie das Recht, zu schweigen. Aber davon müssen Sie keinen Gebrauch machen. In Ihrer Situation ist Offenheit wahrscheinlich besser. Für Ihren Mann sind Sie eine gefährliche Zeugin.»

Sie wusste nicht, wie er das meinte. Gefährliche Zeugin? Marko war doch der Zeuge gewesen.

«Wenn Sie gesehen haben, dass Ihr Mann Frau Lohmann umbrachte», sprach Klinkhammer langsam und eindringlich weiter.

Und endlich begriff sie, dass er wegen Barbara Lohmann gekommen war. Aber wie er in dem Zusammenhang auf Marko kam, blieb ihr ein Rätsel. «Entschuldigen Sie, ich glaube, hier liegt ein Missverständnis vor», sagte sie. «Mein Mann hat mit Barbara Lohmann nichts zu tun. Ich habe vor Jahren einen alten Mann umgebracht. Nicht mit Absicht, es war ein Unfall. Ich war auf dem Weg zu meiner Freundin und habe einen Radfahrer übersehen. Ich dachte, Sie kämen deswegen nochmal.»

«Und diese Freundin war nicht Frau Lohmann?», fragte er.

«Nein, bestimmt nicht», sagte sie.

«Aber Sie kannten Barbara Lohmann», stellte er fest.

«Nicht dass ich wüsste», log sie, nun auf Vorsicht bedacht, aber nicht vorsichtig genug, weil der Kopf noch nicht völlig klar war. «Ich kannte auch die Frau aus München nicht.»

«Welche?», fragte er.

«Die zum Film wollte, Julia Roberts», sagte sie. «Mag sein, dass sie sich bei uns beworben hat. Aber das haben viele getan. Ich erinnere mich nicht an einzelne Namen oder Gesichter.»

Klinkhammer nickte wieder, doch es sah nicht aus, als glaube er ihr. «Wo waren Sie denn am Ostersamstag?», wollte er wissen.

Sie hätte in dem Moment die Wahrheit sagen sollen, die Nachbarn als Zeugen anführen, aber sie wollte Marko doch eine Partnerin sein, auf die er sich verlassen konnte. Und sie dachte, wenn sie bei ihm gewesen wäre. «Im Bayrischen Wald», sagte sie. «Mein Mann ist Fotograf, er hat schöne Motive gesucht – für einen Bildband mit Naturaufnahmen. Davon träumt er seit Jahren.» Dann fiel ihr noch etwas ein. «Aber wir hatten ein Problem mit dem Wagen, ein Reifen verlor ständig Luft. Um vier Uhr haben wir getankt, da musste mein Mann sehr viel nachpumpen. Beim nächsten Stopp um sieben Uhr hat er lieber den Ersatzreifen aufgezogen. Das war auf irgendeinem Waldweg. Und da hat mein Mann Streit bekommen mit einer alten Frau. Ich war nicht dabei. Unser Sohn musste mal. Ich bin mit ihm ins Gebüsch gegangen, um ihn abzuhalten. Als wir zurück zum Wagen kamen, war mein Mann sehr verärgert. Danach sind wir umgekehrt. Weil er dem Ersatzreifen nicht getraut hat. Es war auch eine ziemliche Strapaze, mit unserem Sohn von einem Hotelzimmer ins nächste.»

Danach wollte Klinkhammer nur noch wissen, wo er Marko jetzt erreichen könne. Und sie sagte: «Das wird schwierig, mein Mann ist unterwegs. Wenn er fährt, ist sein Handy ausgeschaltet.»

Da gingen sie endlich. Klinkhammer notierte ihr nur

noch eine Telefonnummer und bat, ihr Mann möge sich bei ihm melden.

Ungläubigkeit

Während Karen ihrem Mann an diesem Mittwochnachmittag ein Alibi lieferte, das keiner Überprüfung standhalten würde, griff Frederik Fährlich in München endlich zum Telefonhörer, weil ihm die Sache nach Anni Weingräbers Behauptungen zu heiß geworden war. Er wollte Thomas Scheib informieren, doch der war gerade nicht im Büro. Lukas Wagenbach nahm den Anruf entgegen.

Fährlich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, dass bereits jemand zu Marko Stichlers Adresse unterwegs war. Zwar hatte er kurz Rücksprache mit dem Wachbeamten gehalten, aber noch nicht mit Weigler gesprochen. Er umriss den Sachverhalt, wie er sich in München darstellte, betonte auch, dass es sich bei Anni Weingräber um eine sehr unglaubwürdige Zeugin handle, die schon einmal aus Rachsucht eine Frau der Kindstötung bezichtigt hatte.

Doch was immer er vorbrachte, um den Verdacht gegen Stefan Leitner zu untermauern, wurde hinfällig, als er Barbara Lohmanns Foto nach Wiesbaden übermittelte. Diese auffällig langen gelockten Haare, dieselbe Frisur wie Julia Roberts sie vor sechs Jahren getragen hatte, dieselbe Haarfarbe, das gleiche, schmale Gesicht. Und ein Auto aus dem Kölner Umland auf einem einsamen Waldweg in der Nähe von München. Pretty Woman zwei, dicht vor der vermeintlichen Haustür des Jägers. So sah Wagenbach es, die Story, die Stefan Leitner geboten hatte, passte ja auch.

All die Auseinandersetzungen mit Scheib in den vergangenen Jahren, sie waren nie etwas anderes gewesen als Schutzmaßnahmen. Wenn ein Mensch das wusste und

sein eigenes Verhalten richtig beurteilen konnte, war Wagenbach dieser Mensch. Ihm war klar, dass es mehr als einen Serienmörder auf freiem Fuß gab, dass außer dem Phantom noch fünf bis sieben andere seit Jahren aktiv und für einen Großteil der ungeklärten Morde, auch für etliche Vermisstenfälle verantwortlich waren. Aber wenn man sich den Kopf darüber zerbrach, machte man sich nur verrückt und irgendwann einen gravierenden Fehler.

Als Scheib etwas später hereinkam, saß Wagenbach auf der Kante seines Schreibtischs und warf Fähnchen wie Dartpfeile auf die große Landkarte an der Wand. Eine Nadelspitze bohrte sich in einen winzigen roten Punkt nahe Köln, die zweite in die Lüneburger Heide. Das übermittelte Foto lag neben ihm. «Wie hast du gesagt?», begann Wagenbach. «Er wird sich hüten, im September auf Tour zu gehen. Du scheinst ihn wirklich gut zu kennen. Jetzt hat er sich zur Abwechslung im April ausgetobt.» Er deutete auf das Foto und erklärte knapp: «Eine Versicherungsangestellte, zweiundzwanzig, wollte sich beruflich verbessern.» Das dritte Fähnchen traf den Starnberger See, bohrte sich aber nicht hinein, weil der Schwung fehlte. Es fiel zu Boden. Das vierte Fähnchen warf er in den Bayrischen Wald. Dann berichtete er der Reihe nach.

Scheib äußerte sich nicht sofort, betrachtete das Foto, bemerkte ebenso wie Wagenbach die äußeren Übereinstimmungen. Aber das konnte doch nicht sein! Kirby hatte völlig ausgeschlossen, dass das Phantom sich herausfordern ließ. Die einzige Gefahr hatte darin bestanden, dass der Mörder nachholte, was er vor zehn Jahren unterlassen hatte. Und eine Zweiundzwanzigjährige konnte nicht das damals vielleicht entkommene Opfer sein. «Das war er nicht», sagte er endlich.

«Was macht dich so sicher?», fragte Wagenbach.

«Alles», antwortete er. «Die Umstände. Die gesamte Situation. Zu viele mögliche Zeugen an dieser Raststätte.»

«Bei Roberts hat ihn der Zeuge nicht gestört», erinnerte Wagenbach.

«Das war eine unverhoffte Begegnung bei der Haustür», hielt er dagegen. «Er hätte Lohmann nicht vor den Augen ihres Freundes in Empfang genommen. Er hätte zumindest gewartet, bis der Knabe weg war.»

«Der Knabe hat nicht viel mehr von ihm gesehen als die Frisur», sagte Wagenbach und warf noch ein Fähnchen auf die Karte, mitten hinein in den Spessart.

«Dafür konnte er ihn aber sehr gut beschreiben», meinte Scheib, «wie aus dem Bericht vorgelesen.» Er fuhr fort mit seiner Aufzählung der Punkte, die dagegen sprachen. Die Angaben der Münchner Zeugin entsprachen nicht dem Verhalten des Phantoms. Dieser Mörder wäre der alten Frau nicht in die Büsche gefolgt. Er hätte Barbara Lohmann nach dem Zusammentreffen mit der Alten auch kein Haar mehr gekrümmt. Das Phantom war risikobewusst und überaus vorsichtig. Weiter kam er nicht.

«Welches Risiko geht denn von einer alten Frau aus, die in die Büsche pinkelt?», fuhr Wagenbach unerwartet heftig auf. «Dass sie sein Kennzeichen notiert hat, muss er doch gar nicht gesehen haben. Herrgott, Thomas, die ganzen Jahre hast du nur spekuliert. Du weißt nicht, unter welchem Druck dieser Kerl steht. Du weißt nicht, was ihn antreibt. Du weißt nicht, ob er acht oder zwanzig Frauen auf dem Gewissen hat. Du weißt absolut nichts über ihn. Aber du bist dir deiner Sache immer völlig sicher. Es kann nicht schaden, den Mann zu überprüfen.»

Er nickte nur. Was hätte er auch sagen sollen? Er fühlte sich, als hätten sie plötzlich die Rollen getauscht. Natürlich konnte eine Überprüfung nicht schaden. Was zu

tun war, wussten sie beide. Langsam heran! Vorsichtig checken! Den persönlichen Background Marko Stichlers durchleuchten, erst einmal feststellen, wer er war, wie er lebte und mit wem.

Wagenbach wollte den nächsten Tag nutzen, um amtlich verfügbare Daten anzufordern und die abertausend Namen allein reisender Männer durchforsten zu lassen. Wenn Marko Stichler in der Datenerfassung auftauchte, konnte man versuchen, einen Ermittlungsrichter zu überzeugen, um einen Durchsuchungsbeschluss für seine Wohnung und andere von ihm genutzte Räumlichkeiten zu erwirken. Nur mit den Aussagen von Anni Weingräber und Stefan Leitner war es eine wacklige Angelegenheit.

Leitners Angaben wurden garantiert als Schutzbehauptung eines hochgradig Verdächtigen ausgelegt. Und eine Zeugin, die für ihre Rachsucht bekannt war und sich an den Vater des Verdächtigen, einen gewieften Strafverteidiger, wandte, weil sie bei der Polizei kein Gehör mehr fand, unter diesen Voraussetzungen wäre kein Richter bereit, einen Beschluss auszustellen.

Wagenbach schlug vor, Scheib solle am nächsten Tag nach München fahren. Das wollte er ohnehin, er musste selbst mit Anni Weingräber sprechen, auch mit Stefan Leitner, natürlich unter vier Augen, als Sonderermittler des BKA, der jede Information über das Opfer und seine Verhaltensweisen brauchte.

«Es fällt dir bestimmt nicht schwer, seinen Vater zu überzeugen, dass es dir nur um die Serie geht», meinte Wagenbach wieder in versöhnlichem Ton. «Unter diesem Aspekt müsste es möglich sein, den Jungen alleine zu packen. Da kommen ja auch intime Details zur Sprache, die ein Neunzehnjähriger nicht gerne vor seinem Vater ausbreitet.» Er lächelte und klang beim nächsten Satz wieder wie in alten Zeiten. «Wahrscheinlich zeigt sich

dabei, dass die Münchner Kollegen mit ihrem Verdacht richtig liegen.»

Zu diesem Zeitpunkt wollte Fährlich unbedingt noch einmal in Wiesbaden anrufen und mitteilen, dass Marko Stichler bereits mit der Polizei konfrontiert worden war, wenn auch nicht persönlich. Aber es war anzunehmen, dass er bald von dem Besuch erfuhr. Und welche Folgen es für seine Frau haben könnte, wagte Fährlich nicht abzuschätzen.

Arno Klinkhammer hatte sich nach seinem Gespräch mit Karen umgehend in München gemeldet und seinen Eindruck geschildert. «Die Frau hat ein Riesenproblem.» Karens Gestammel von Mord und Totschlag hatte er wohl geglaubt, die anschließenden Erklärungen nicht. Für ihn hatte sich folgendes Bild ergeben:

Barbara Lohmann war Karens Freundin gewesen. Und Karen hatte erlebt, wozu ihr Mann fähig war. Sie hatte mit ihrem ersten Satz zweifelsfrei von mehreren Frauen gesprochen. «Wenn sie alle tot sind.» Vielleicht war sie schon früher einmal Zeugin eines Mordes geworden. In der Gewissensnot vertraute sie sich ihrer Freundin an, und die entschied, der Kerl muss weg. Barbara brach im Wagen ihres Bruders auf, um bis sechzehn Uhr ihren Münchner Freund abzuservieren und sich danach mit Marko Stichler zu befassen.

Karen versuchte, das zu verhindern, und musste zuschauen, wie er Barbara umbrachte. Danach wurde sie selbst massiv bedroht und dazu verdonnert, im eigenen Garten ein Grab «für das leichtsinnige Mädchen» Barbara auszuheben. Weil das erste Loch zu klein geraten war, hatte ihr Mann die Leiche wohl vorübergehend anderswo deponiert. Und wenn die zweite Grube bis zum Abend fertig sein musste, war höchste Eile geboten. Klinkhammer wollte den Mercedes in die Fahndung geben

und das Haus überwachen lassen, um Marko Stichler abzufangen, ehe er seine Frau neben ihrer Freundin begraben konnte.

«Nun machen Sie aber mal halb lang», hatte Weigler gesagt. «Meinen Sie nicht, dass da die Phantasie mit Ihnen durchgeht?»

Das meinte Klinkhammer ganz und gar nicht. «Sagt Ihnen der Name Julia Roberts etwas?», fragte er.

Statt einer Antwort fragte Weigler seinerseits: «Was soll denn mit der sein?»

«Sie stammte aus München, wollte zum Film und hat sich anscheinend bei Stichler beworben», sagte Klinkhammer. «Mehr weiß ich noch nicht.»

Weigler gab sich große Mühe, ihn zu beschwichtigen und von den geplanten Aktionen abzuhalten. Nach der Erwähnung von Julia Roberts dürfte ihm bewusst gewesen sein, was auf ihn zukam, wenn Klinkhammer mit seiner Einschätzung richtig lag. Aber er hielt an seiner Ansicht fest: Stefan Leitner war der Täter im Fall Lohmann. Und Anni Weingräber war nur ein boshaftes altes Weib, das in seiner Wut keine Sekunde lang überlegte, in welche Schwierigkeiten es sich selbst mit seinen Behauptungen brachte.

«Wenn Sie davon so überzeugt sind, warum haben Sie mich dann überhaupt losgeschickt?», erkundigte Klinkhammer sich aufgebracht. «Da hätte ich doch an Ihrer Stelle zuerst mal der Alten klargemacht, welche Konsequenzen das für sie haben kann. Da kommt ja einiges zusammen, Irreführung, Behinderung der Ermittlungen, Falschaussage.»

«Die Alte knöpfe ich mir gleich vor», versprach Weigler. «Danach melde ich mich bei Ihnen. Wenn es Sie beruhigt, können Sie ja solange einen Posten in der Nähe

des Hauses aufstellen.»

Anschließend verhinderte er, dass Frederik Fährlich erneut in Wiesbaden anrief. «Jetzt lass mich doch erst mal mit der Alten reden, ehe du Scheib so eine Geschichte präsentierst. Kannst du dir nicht vorstellen, wie der darauf abfährt? Da kommen die beiden Richtigen zusammen. Ich halte jede Wette, dass er sich mit diesem Klinkhammer auf Anhieb blendend versteht.» Außerdem meinte Weigler, Marko Stichlers Frau werde sich hüten, ihrem Mann vom Besuch der Polizei zu berichten, wenn ihr von ihm eine Gefahr drohe.

Der nackte Mann im Teich

Marko kam erst nach zehn Uhr mit Kevin aus Köln zurück. Da saß sie immer noch auf der Couch und drehte das leere Wasserglas in den Händen. Auf dem Couchtisch lagen die Zeichnungen vom Teich neben dem Rollenheft. Im Garten steckte der Spaten im Dreck auf dem Rasen. Sie hatte sich nicht mehr hinausgewagt aus Furcht, die Nachbarin könne noch einmal an den Zaun kommen und fragen, was die Polizei von ihr gewollt und warum einer in ihrem Garten gegraben hatte. Garantiert hatte sie den Uniformierten gesehen.

Dass der Garten wüst aussah, bemerkte Marko nicht sofort, es war schon dunkel. Aber er stellte mit einem Blick fest, dass mit ihr etwas nicht stimmte. Als er hörte, wer bei ihr gewesen war, schickte er Kevin hinauf in sein Zimmer. Dann bedrängte er sie mit Fragen. «Was ist passiert, Schatz? Es muss doch etwas passiert sein. Die Polizei kommt nicht ohne Grund.»

«Sie glauben, du hättest Barbara Lohmann umgebracht.»

Er runzelte irritiert die Stirn. «Wer ist Barbara Lohmann?»

Sie hatte ihm am Vormittag nichts davon erzählt, auch in den vergangenen Tagen nicht. Da hatten sie nun wirklich ein anderes Thema gehabt. Nun überlegte sie, wie sie ihm das erklären könnte, ohne Norbert und dessen Aufenthalt in Edenbergen zu erwähnen. «Eine Bekannte von Sarah», sagte sie nach ein paar Sekunden. «Im vergangenen Jahr hat Sarah mich einmal mitgenommen. Dann habe ich dich angerufen, damit du mich abholst. Das war in Frechen, so ein kleines, altes Haus wie das von deiner Tante. Kevin war bei Christa an dem Tag, und du hattest Norberts Auto.

Erinnerst du dich?»

Als er nickte, erzählte sie ihm von Barbaras Freund in München, stellte es so dar, als habe Oliver mit Sarah gesprochen. Marko hörte aufmerksam zu. Als sie ihm dann jedoch erklärte, was sie Klinkhammer aufgetischt hatte, geriet er außer sich, unterbrach sie schon nach wenigen Sätzen. «Du hast was, bitte? Bist du noch bei Verstand? Sie müssen nur eine Hotelrechnung überprüfen, um festzustellen, dass ich alleine unterwegs war. Oder soll ich ihnen erzählen, du hättest mit Kevin im Auto geschlafen, um Kosten zu sparen?»

«Sie können nichts überprüfen», sagte sie. «Ich habe erklärt, wir wären umgekehrt.»

«Dann hätten wir aber beide hier sein müssen», meinte er. «Sie werden die Nachbarn befragen. Glaubst du, die werden auch für mich lügen? Ich glaube es nicht. Und dann werden sie sich fragen, aus welchem Grund du sie belogen hast.»

An die Nachbarschaft hatte sie nicht gedacht. «Es tut mir Leid», stammelte sie. «Ich war so durcheinander. Ich glaube, ich habe ihnen etwas von Li und Jasmins Vater erzählt und wollte nur …» Sie begann zu weinen. Und dann rutschte das heraus, was sie ihm nie hatte sagen wollen. Er sollte Jasmin doch nicht hassen.

Marko war entsetzt. «Schatz, um Gottes willen, was redest du da? Was ist mit Jasmins Vater, wer ist Li?»

Er setzte sich neben sie, nahm sie in den Arm und verlangte, dass sie ganz langsam und der Reihe nach erzählte. Das tat sie, nachdem er versprochen hatte, mit keinem Menschen darüber zu reden. Von Norbert sprach sie nicht, nur von dem Rothaarigen. Als sie wieder schwieg, murmelte er: «Mein armer Schatz. Das trägst du die ganzen Jahre mit dir herum. Und da willst du auch

noch stark sein für mich. Nun beruhige dich. Das bringen wir wieder in Ordnung. Was diese Barbara Lohmann betrifft, das klärt sich bestimmt bald auf.»

Er brachte Kevin zu Bett, gegessen hatten sie beide schon mit Margo. Nach der üblichen Gute-Nacht-Geschichte und einer Strophe vom guten Mond kam er wieder nach unten, wollte ihr auch etwas zu essen machen. Aber sie hatte keinen Appetit. Er schlug vor, sie solle sich hinlegen und ausruhen, er käme gleich nach.

Wann er ins Bett kam, bemerkte sie nicht. Wider Erwarten schlief sie rasch ein und hatte einen lebhaften Traum, der damit begann, dass sie im Garten ein Loch aushob, um das Wochenmagazin mit all den Frauen und dem Fragezeichen zu begraben. Über den Zaun unterhielt sie sich mit der Nachbarin, die fragte, warum sie es nicht Marko überließ. Dann klingelte es, vor der Tür stand Klinkhammer – allein. Er hielt eine Kristallkugel in der Hand wie ein Wahrsager und wollte wissen, wie viele nackte Männer sie schon gesehen hatte.

«Nur einen», sagte sie. «Meinen Mann.»

Klinkhammer lächelte ungläubig. «Oder zwei», korrigierte sie. «Meinen Bruder habe ich natürlich auch mal nackt gesehen, aber nur, als ich noch klein war.»

«Wir können es mit Hypnose versuchen», schlug Klinkhammer vor, ging ins Wohnzimmer, stellte die Kristallkugel auf den Tisch und forderte sie auf, hineinzuschauen.

Zuerst sah sie nur eine der Zeichnungen, die Marko für den neuen Teich angefertigt hatte. Dann wurden die Bleistiftstriche allmählich bunt. Es entstand eine Miniaturlandschaft mit einem Teich in der Mitte, viel Grün drum herum – und wilde Enten. Ein paar ausgewachsene Tiere schwammen in Ufernähe. Li kam aus dem Garten herein,

warf ebenfalls einen Blick in die Kugel und meinte: «Ein romantisches Fleckchen.» Dann sagte sie zu Klinkhammer: «Der Typ quatscht ständig von Rom!»

Und Klinkhammer antwortete: «Sie sollten nicht lachen, wenn ein Mann es ernst mit Ihnen meint.»

Li lachte trotzdem. «Diese verliebten Jungs können aber ganz schön nerven mit ihren wilden Geschichten. Da esse ich doch lieber Karotten.» Dann ging sie zurück in den Garten, nahm das Wochenmagazin aus dem Dreck, rief noch: «Da fehlt eine!», und stieg auf den Zaun, um ihren Flieger nach China zu erreichen, der gerade über den Garten flog und eine Strickleiter herabließ.

Und im selben Moment tauchte in der Kristallkugel mitten im Wasser ein nackter Mann auf. Er stand gebückt und wusch ein Kleiderbündel. «Das ist nicht mein Bruder», sagte sie. «Norbert musste seine Sachen nie selber waschen. Das macht Christa.»

«Schauen Sie genau hin», verlangte Klinkhammer.

Aber in der Kugel war nichts Genaues zu erkennen. Sie sah einen Bach, nicht viel breiter als ein Strich mit einem Kugelschreiber, und zwischen den Büschen am Ufer etwas Rotes. Ein Auto. «Das ist nicht Christas Benz», sagte sie. «Es ist viel kleiner. Die Farbe stimmt auch nicht, das sieht ja aus wie Blut.»

«Aber Ihrer Freundin gehört es nicht», behauptete Klinkhammer. «Li hatte kein Auto, keine Wohnung, kein eigenes Bett, nichts, was regelmäßige Kosten verursacht, nur die Kleider in einem Koffer. Preiswertes Leben nannte sie das.»

«Das weiß ich», erwiderte sie. «Mein Bruder sagte, sie sei ein Zugvogel, den es jeden Winter in den Süden zieht. Aber sie wollte nicht nach Rom.»

«Ich weiß», sagte Klinkhammer. «Und Ihr Bruder

mochte Li nicht, weil sie viele nackte Männer gesehen hat. Nun schauen Sie sich den nackten Mann einmal genau an. Das ist interessant für ein junges Mädchen.»

«Ich bin aber an nackten Männern gar nicht interessiert», sagte sie noch. Da schnipste Klinkhammer mit den Fingern. Und plötzlich war sie in der Kugel, hörte das Plätschern. Es kam nicht vom Bach, das Wasser lief lautlos über große Steine. Sie ging am Ufer entlang, dem Plätschern entgegen, bis sie den Teich mit den Enten vor sich sah. Von dem kleinen, blutroten Auto sah sie nichts mehr. Sie war auf der falschen Seite des Bachs ausgekommen. Das Auto stand verdeckt hinter den Büschen am gegenüber liegenden Ufer. Das wusste sie, weil sie es vorher in der Kristallkugel gesehen hatte. Aber das Auto interessierte sie nicht. Sie war nur noch neugierig auf den nackten Mann. Leider konnte sie nicht viel erkennen.

Er stand mit dem Rücken zu ihr, immer noch gebückt, zerrte das Kleiderbündel an seinen Beinen hoch, drückte es wieder ins Wasser, so wie früher Wäsche auf einem Waschbrett geschrubbt worden war. Damit verursachte er das Plätschern, aus der Nähe platschte es richtig.

Sie wollte ihn fragen, ob Li hier gewesen sei bis um vier Uhr, und ob er vielleicht wisse, wohin sie anschließend gefahren sei. Aber sie glaubte nicht, dass er ihr das sagen konnte. Es war auch nicht mehr wichtig. Es gab keine Angst um Norbert in ihrem Traum. Li war doch längst weg, an einer Strickleiter in den Flieger nach China gestiegen.

Es war nur faszinierend, den nackten Mann zu beobachten, das Spiel seiner Muskeln. Sie hätte ihn auch gerne einmal von vorne gesehen und überlegte, wie sie um den Teich herumgehen könnte, ohne dass er sie bemerkte. Es wäre ihr peinlich gewesen, wenn er sie ertappt hätte. Da war ein kleiner Zaun, nur ein paar Drähte, sie hätte

hinübersteigen und mitten durch die Enten gehen müssen.

Viele der Küken, die fast schon keine richtigen Küken mehr waren, wuselten aufgeregt herum, als ob sie Angst vor dem Mann hätten. Die ausgewachsenen Tiere auf dem Wasser umschwammen ihn in weitem Bogen. Und plötzlich schnappte er sich eine Ente, drehte ihr den Hals um. Die anderen Tiere ergriffen die Flucht, sie auch. So schnell sie konnte rannte sie am Bach entlang, hörte das Geschnatter der Enten, ihr Flattern in der Luft, die Schritte des Mannes und sein Keuchen hinter sich.

Er rief etwas und kam näher. Und sie kam aus der Kristallkugel nicht raus, bis Klinkhammer hineingriff mit einer riesigen Hand. Sie war nur ein Püppchen, das die Hand in den Ford Taunus setzte.

Dann fuhr sie – wie durch einen Tunnel. Sie sah keine Straße, keine Kurve, keine Autos, keinen Radfahrer, nur Enten, die wild ums Auto herumflatterten. Eine prallte auf die Motorhaube, eine andere flog mit Wucht gegen die Windschutzscheibe und hinterließ den blutigen Schmierstreifen. Das Auto schlingerte gewaltig, drohte außer Kontrolle zu geraten. Sie trat das Gaspedal durch bis zum Anschlag. Der Ford fing sich wieder und raste geradeaus weiter.

Sie hielt den Blick konzentriert nach vorne gerichtet, entdeckte den Traktor auf dem Kartoffelacker und wollte nur noch zu dem Mann, der diesen Traktor fuhr. Mit hundertzwanzig Sachen von der Straße ins Feld, ohne zu bedenken, was dabei passieren könnte. Für den Bruchteil einer Sekunde war es, als sei sie gegen eine Mauer gefahren, dann kippte die Welt auch schon. Dreimal überschlagen, es war schlimmer als Achterbahn fahren. Aber sie war nicht mehr allein.

Der Landwirt griff durch die zerborstene Seitenscheibe,

durchtrennte mit einem Taschenmesser die Gurte, zog sie ins Freie. Und jetzt war es wieder Klinkhammer. Sie klammerte sich an ihn und bettelte: «Norbert bringt mich um. Helfen Sie mir. Bitte, helfen Sie mir. Ich will nicht sterben.»

«Ist ja gut», murmelte Klinkhammer und nahm sie in den Arm. «Es ist alles gut. Ganz ruhig, Schatz. Norbert wird dir nichts mehr antun. Dafür sorge ich.» Es war nur Marko, er hielt sie die ganze Nacht fest, schlief selbst wohl gar nicht.

Nach dem Frühstück am Donnerstagmorgen fuhr er zuerst nach Köln. In der Agentur war etwas Dringendes zu erledigen. Danach wollte er zur Polizei. Er nahm Kevin mit, weil sie sich so elend fühlte. Sie sah immer noch eine Ente auf die Motorhaube prallen und die zweite gegen die Scheibe fliegen. Das war wohl der Radfahrer gewesen.

Christa sagte immer: «Träume sind Schäume.» Dieser nicht!

Karen war sicher, dass sie in etwa das geträumt hatte, was vor zehn Jahren geschehen war. Ein romantisches Fleckchen erreicht, viel zu spät oder das falsche. Statt Li und einen, mit dem sie bis um vier Uhr zu tun gehabt hatte, nur einen nackten Mann angetroffen.

Es musste ein Obdachloser gewesen sein, der seine Kleider wusch und sich sein Abendessen besorgte. Obdachlose fuhren zwar keine Autos, aber wenn jemand ein schrottreifes Fahrzeug in der Wildnis entsorgt hatte, schliefen sie darin. Vielleicht war er hinter ihr hergerannt, als er bemerkte, dass sie ihn begaffte. Vielleicht hatte er sie zur Rede stellen wollen, was ihr einfiele, ob ihre Mutter ihr kein Schamgefühl beigebracht hätte, so wie die alte Frau mit dem kleinen Hund im Januar 1988 gefragt hatte.

Und dafür hatte sie einen Mann getötet. Und die Polizei belogen. Sie hatte Angst, dass ihr gestriges Verhalten für Marko üble Folgen haben könnte. Doch das war anscheinend nicht der Fall. Kurz vor Mittag kam er zurück, hatte mit Klinkhammer gesprochen und meinte, er sei ein vernünftiger Mann, habe ihre Reaktion verstanden und sogar gefragt, ob er Anzeige gegen die alte Frau erstatten wolle, die unwahre Behauptungen aufstellte. Aber darüber lachte er nur.

«Ich wüsste nicht, was ich zur Anzeige bringen soll. Solange Barbara Lohmanns Leiche nicht auftaucht, ist es Irreführung der Polizei und nicht meine Sache. Und wenn man sie findet, wird sich zeigen, dass ich nichts damit zu tun habe. Also vergessen wir es.» Er nahm die Zeichnungen vom Tisch und zerriss sie, schaute sie nachdenklich an. «Und das hier vergessen wir auch, nicht wahr? Ich glaube, es war keine gute Idee.»

Sie nickte nur, er deutete auf Kevin. «Ich kann ihn nicht noch einmal mitnehmen. Ich habe eine Menge zu tun. Und Margo ist in Berlin. Ich fahre euch rasch zu Christa.»

«Nein, es geht schon», sagte sie. «Er kann im Garten spielen.»

«Es geht nicht darum, wo er spielt», sagte Marko. «Es kann sein, dass die Polizei noch einmal kommt, um dich zu befragen. Ich möchte nicht, dass du in diesem Zustand belästigt wirst.»

«Ich werde niemandem öffnen», versprach sie.

Marko zögerte, schaute sie zweifelnd an. Erst als sie ihr Versprechen wiederholte, sogar schwor, nicht an die Tür zu gehen, gab er nach.

Kaum hatte er das Haus wieder verlassen, nörgelte Kevin über furchtbare Langeweile. Er wollte zu Oma Christa gehen und mit Michael spielen, etwas essen, aber

kein Gemüse. Er ging ihr entsetzlich auf die Nerven. «Lass mich in Ruhe!», schrie sie. «Lass mich um Gottes willen in Ruhe, du Quälgeist, sonst erlebst du dein blaues Wunder.»

Er schaute sie verunsichert an. So eine Reaktion kannte er nicht von ihr. «Bist du krank?», erkundigte er sich.

Als sie nicht antwortete, holte er seine Bausteine. Mindestens zwanzigmal lief er die Treppe hinauf und hinunter, ehe er genug beisammen hatte, um sich auf der Terrasse zu beschäftigen. Lange tat er das jedoch nicht. Schon nach wenigen Minuten trieb es ihn zu den Regentonnen. Wieder und wieder lief er mit der Gießkanne hin und her, verwandelte die Grube in ein Schlammloch, goss auch die ausgehobene Erde drum herum. Zu guter Letzt nahm er den Spaten und hantierte damit im Matsch.

Sie konnte sich nicht aufraffen, ihm das zu verbieten. Das hätte auch nichts genutzt. Sie hätte hinausgehen und ihm den Spaten wegnehmen müssen. Das schaffte sie nicht. Sie konnte überhaupt nichts tun. Der Frühstückstisch war noch nicht abgeräumt, die Betten nicht gemacht, das Bad nicht gewischt. Sie dachte unentwegt, was sie alles tun müsse, und kam nicht von der Couch hoch.

Draußen wurde die Stimme der Nachbarin laut und verscheuchte Kevin von der Grube. «Legst du wohl sofort den Spaten hin, du Lümmel! Du machst der Mami ja alles kaputt. Sieh mal, was für eine Sauerei du gemacht hast. Den ganzen Dreck auf dem Rasen verteilt, wenn das der Papa sieht …» Sie sprach, als hätte sie gestern nichts mitbekommen. Aber selbst wenn sie nicht gesehen hatte, dass ein Polizist die Erde verteilt hatte, konnte sie kaum annehmen, ein Dreijähriger habe diese Verwüstung angerichtet. «Wo ist Mami?», fragte sie.

Kevin zeigte wortlos zum Wohnzimmer. Karen saß auf der Couch, so in der Ecke, dass die Nachbarin sie nicht sehen konnte. Kevin kam zurück auf die Terrasse, so dreckig, wie er noch nie gewesen war. Er machte sich leise maulend wieder über seine Bausteine her. Die Nachbarin rief nach ihr, vermutete sie nach seiner stummen Geste offenbar irgendwo im Haus. Als sie nicht reagierte, sagte Kevin: «Mama ist krank. Aber ich darf in Garten spielen.»

«Was fehlt Mami denn?», erkundigte sie sich besorgt.

Kevin zuckte nur mit den Achseln. Die Nachbarin zählte ein paar Beschwerden auf, Husten, Schnupfen, Kopf- oder Halsschmerzen, fragte endlich: «Und was ist mit der Probe morgen Abend?»

Kevin hob erneut die Achseln, ließ sie wieder sinken. Draußen wurde es still. Er spielte eine Weile, kam dann ins Wohnzimmer. Die Erde an seinen Schuhen war erst teilweise getrocknet, bei jedem Schritt hinterließ er Lehmbröckchen und Abdrücke auf dem Fußboden. «Kochst du mir süße Knödel mit Soße?», fragte er.

«Nein», sagte sie. «Ich koche heute gar nicht. Wenn du etwas Süßes haben willst, nimm dir etwas.»

Das ließ er sich nicht zweimal sagen, trug den Dreck weiter in die Küche, versorgte sich mit einer Tafel Schokolade und einer Tüte Gummibärchen. Sie hatte ein entsetzlich schlechtes Gewissen, aber nicht einmal das brachte sie von der Couch hoch.

Auch der Türgong schaffte das nicht. Es klingelte kurz nach drei. Sie dachte, es wäre wieder Klinkhammer, und sie hatte Marko ja geschworen, nicht zu öffnen. Als sie sich nicht rührte, rannte Kevin in die Diele und riss die Tür auf. Im nächsten Moment hörte sie Christas Stimme. «Wie siehst du denn aus? Wo ist Mama? Spielt sie wieder am Computer?»

Ehe Kevin die Portion Gummibärchen hinunterschlucken und antworten konnte, stand Christa schon im Wohnzimmer. Marko hatte sie angerufen und gebeten, einmal nach ihr zu schauen. Christa umfasste die Situation mit einem Blick, runzelte die Stirn und bekam diesen vorwurfsvollen Ausdruck in die Augen. Ein mit Schokolade verschmierter und mit Gummibärchen verstopfter Kindermund. Das dazugehörige Kind so dreckig, als hätte man es im Schlamm gewälzt, überall Erde auf dem Boden, sie auf der Couch und das Rollenheft in ihrer Griffnähe auf dem Tisch.

«Du hattest wohl heute noch keine Zeit zu kochen», stellte Christa fest in einem Ton, der exakt dem Ausdruck ihrer Augen entsprach. «So ungefähr hatte ich mir das gedacht. Wenn du so ein Heft in die Hand bekommst, ist mit dir nichts mehr anzufangen. Was spielst du denn diesmal, die Kameliendame? Warum hast du nicht kurz angerufen? Dann hätte ich dem Jungen etwas mitgebracht. Das ist doch keine Art, ihn mit Süßigkeiten zu füttern.»

Kevin zupfte an Christas Hand und zeigte in den Garten. Christa ging bis zur Terrassentür und legte eine Hand vor den Mund. «Ach du meine Güte, was ist denn hier passiert?»

«Ich war das nicht, Oma», beteuerte Kevin eilig. «Ich wollt es nur schön machen. Wir machen ein großes Loch mit Wasser für ein Fisch.»

«Ja, ja, nun sei mal lieb», sagte Christa.

«Das hat Papa auch gesagt», erklärte Kevin. «Wir waren bei ein Polizeimann, der hatte viele Blätter und Stiften. Aber ich durfte nicht malen.»

«Was?» Christa war schockiert. «Davon hat Marko aber nichts gesagt. Was habt ihr denn bei der Polizei gemacht?»

«Papa hat den Polizeimann erzählt, Mama ist suzi

gefährlich», teilte Kevin eifrig mit. «Sie hat ein Mann tot gefahren. Da war sie noch jung. Ist sie jetzt alt?»

«Nein», sagte Christa, fixierte Karen mit einem verständnislosen Blick und verlangte: «Kannst du mir mal erklären, was hier los ist? Warum wird denn die alte Geschichte wieder aufgewühlt?»

Sie schüttelte den Kopf. Ihrer Mutter hatte sie noch nie etwas erklären können. Christa wartete sekundenlang auf eine Antwort, winkte dann ab und ging mit Kevin nach oben, um ihn zu waschen und umzuziehen. Als sie zurückkam, sagte sie: «Ich nehm ihn mit. Dann kann er noch was Vernünftiges essen. Wenn Marko nach Hause kommt, soll er ihn abholen. Von ihm erfahre ich vielleicht eher, was hier vorgeht.» In der Diele zog sie Kevin noch die Jacke an. Dann fiel die Haustür hinter beiden zu.

Wider und für

Thomas Scheib traf am frühen Donnerstagvormittag in München ein und hörte als Erstes von Josef Weigler, dass Marko Stichler am Ostersamstag mit Frau und Sohn unterwegs gewesen sei. Dass Klinkhammer erhebliche Zweifel gehabt hatte, nach Julia Roberts fragte und sogar die Vermutung äußerte, Stichlers Frau befände sich in Lebensgefahr, erwähnte Weigler nicht.

Weigler hatte am vergangenen Abend noch einmal mit Oliver Lohmann gesprochen und abgeklärt, dass Barbara in Köln nur ein paar lockere Freundschaften mit Arbeitskolleginnen pflegte. Von denen war bloß eine namens Sabine verheiratet, nicht mit einem Fotografen, sondern mit einem Informatiker, der einen grünen Nissan fuhr und keinen weinroten Mercedes-Kombi. Eine Freundschaft mit Karen Stichler war damit auszuschließen.

Mit diesen Auskünften war es Weigler gelungen, Klinkhammer zu beschwichtigen. Anschließend hatte er versucht, Anni Weingräber die strafrechtlichen Konsequenzen einer Falschaussage drastisch vor Augen zu führen, jedoch nur Hubert Weingräber angetroffen. Und Hubert hatte keine junge Frau im Mercedes bemerkt. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sogar den Wagen auf dem Waldweg übersehen. Der alte Mann wollte mit der Sache nichts zu tun, nur seine Ruhe haben. Nach zweiundvierzig Ehejahren mit Anni konnte man ihm das nicht verdenken.

Für Weigler war die Sache klar, er empfahl Scheib wärmstens, sich mit dem Wachbeamten zu unterhalten. Das tat er als nächstes. Gegenüber einem BKA-Sonderermittler war der Beamte ein wenig kleinlaut,

immerhin hatte er sich Zeit gelassen, Annis Hinweis auf den Mercedes weiterzuleiten, trotzdem nahm er kein Blatt vor den Mund.

«Wenn es statt der vermissten Frau ein Attentat auf den Papst gewesen wäre, hätte die Alte dem Mann eben das angehängt.» Er erzählte von der Nachbarin, die nur etliche Kilo weggehungert hatte und sich peinlichen Verhören sowie einer gynäkologischen Untersuchung unterziehen musste, nur weil Anni Weingräber sich nichts gefallen ließ. «So eine kann ich nicht mehr ernst nehmen.»

Aber Anni Weingräber blieb bei ihrer Aussage. Als Scheib sie in Begleitung von Fährlich aufsuchte, war ihr Mann nicht in der Wohnung. Er hatte sich über Weiglers Besuch am Vorabend derart aufgeregt, dass er die ganze Nacht nicht geschlafen und Anni ihn vorsorglich zum Hausarzt geschickt hatte. Wütend war sie – inzwischen auf die gesamte Münchner Polizei. Sie durchbohrte Fährlich fast mit ihren Blicken.

«Einem kranken Mann so eine Angst zu machen. Gedroht hat er ihm, Ihr Kollege, dass ich mit Gefängnis bestraft werde, wenn rauskommt, dass ich was Falsches sage. Das hätte er wohl gerne. Aber in meinem Alter gibt es mildernde Umstände. Der Herr Doktor Leitner hat mir das genau erklärt. Und ich sag schon nichts Falsches.»

Natürlich tat sie das, und noch deutlicher hätte sie es Scheib gar nicht mitteilen können. Mildernde Umstände. Vermutlich hatte Leitner senior der «Entlastungszeugin» die Konsequenzen erklärt und seine Unterstützung zugesichert, falls der Deal aufflog. Die goldene Brücke, die Scheib ihr – noch im Glauben an eine Fahrt der kompletten Familie Stichler – baute, betrat Anni nicht. Es war die Frau aus der Zeitung gewesen und damit basta! Den leeren Kindersitz hatte sie zwar bemerkt, aber keine Frau mit einem kleinen Jungen.

«Mit seiner Frau hat er doch telefoniert, als wir vorbeigingen», erklärte sie. «Jedenfalls hat er Schatz gesagt und gejubelt, er hätte was geschafft. Und dann sagte er: ‹Gib mir Kevin nochmal, dann verschaffe ich dir einen ruhigen Abend.› Ich dachte, jetzt darf seine arme Frau ihr Kind ins Bett bringen und sich vor den Fernseher setzen, während er sich mit einer anderen amüsiert. Die lag ja schon hinten in seinem Auto.»

Bei Annis Erscheinen in der Polizeiwache am vergangenen Vormittag hatte Barbara Lohmann noch im Mercedes gesessen. Nun lag sie, und zwar mit geschlossenen Augen auf der Rückbank. Deshalb hatte Hubert sie wahrscheinlich nicht gesehen, er war ja außen vorbeigegangen. Voll Mitleid für die arme, betrogene Ehefrau hatte Anni den Kerl zur Rede gestellt. Und jetzt nicht mehr nur wegen des verbotswidrig auf dem Waldweg parkenden Autos, auch wegen Ehebruch. Da war er gleich frech geworden.

Und als Anni hundert Meter weiter in die Büsche gegangen war, stand er plötzlich hinter ihr – und hatte Blut an seinem Pullover, am linken Ärmel, an der Unterseite, das hatte Anni genau gesehen, weil er beide Arme hochhielt. Und wäre sie nicht so schnell aufgesprungen, hätte er sie vermutlich erschlagen mit seiner Kamera. Dann tat der Kerl so, als habe er sie nur fotografiert, um ihre Vergehen zu dokumentieren. Damit hatte er dann ja auch gedroht für den Fall, dass sie ihren Mund nicht hielt. Aber sie ließ sich von Verbrechern nicht einschüchtern.

«Blut am Ärmel?», fragte Scheib. «Und warum haben Sie das nicht sofort der Polizei gemeldet?»

«Wollte ich doch», sagte Anni. «Aber es hat mich keiner zu Wort kommen lassen. Wahrscheinlich war die Frau schon tot, als wir am Auto vorbeigingen. Gerührt hat sie sich ja nicht. Reden Sie mal mit dem Leitner-Bub. Der hat

den Kerl ja auch mit ihr gesehen, um fünf Uhr auf dem Parkplatz bei der Raststätte. Da hatte er noch seine schwarze Jacke an. Abends lag die im Auto, damit war die Frau halb zugedeckt. Er hatte nur noch einen blauen Pullover an, hinten stand was drauf geschrieben, in weiß. Ich konnt's nicht lesen, es war kein Deutsch.»

Den Leitner-Bub bekam Scheib tatsächlich unter vier Augen zu packen. Leitner senior war nicht im Haus. Fährlich beschäftigte Frau Leitner, damit ein ungestörtes Gespräch möglich wurde. Intime Details kamen nicht zur Sprache, auch sonst nichts von Bedeutung. In Widersprüche verwickelte Stefan Leitner sich nicht, weil er sich außerstande sah, noch einmal über den Ostersamstag zu sprechen. Er jammerte nur über die Trostlosigkeit seines Daseins ohne Barbara.

Als sie Leitners Haus verließen, war Scheib genauso fest überzeugt wie Weigler, dass er gerade mit Barbaras Mörder gesprochen hatte. Fährlich war angespannt, als sie zum Wagen gingen. Er begründete seine Nervosität mit dem Peugeot, der immer noch fünfzig Meter von der Grundstückszufahrt entfernt stand.

«Tagsüber treibt Lohmann sich in der Stadt herum», erklärte Fährlich. «Am Abend kommt er her, sitzt die ganze Nacht im Auto. Wir schicken regelmäßig eine Streife vorbei, aber es ist nicht verboten, hier zu parken. Wenn er Leitner zu Gesicht bekommt, fährt er ihn über den Haufen.»

Dass Oliver nicht der einzige Grund für Fährlichs Nervosität war, zeigte sich, als sie zurück ins Präsidium kamen. Weigler empfing sie mit einer Miene, als stehe ihm seine Suspendierung unmittelbar bevor. In der Zwischenzeit hatte Klinkhammer sich nämlich erneut gemeldet.

Marko Stichler hatte in Bergheim seine Version der Begegnung im Wald zu Protokoll gegeben, Karens Urlaubslüge zurückgenommen und mit ihrem schlechten Gewissen begründet, weil sie sich geweigert hatte, ihn zusammen mit dem kleinen Sohn auf dieser Fahrt zu begleiten. Ihre Verwirrung und die alarmierenden Auskünfte erklärte er ebenfalls – den Tatsachen entsprechend.

Mit fünfzehn vergewaltigt, das Ergebnis wurde im September zwölf Jahre alt und wuchs bei seiner Großmutter auf. Mit achtzehn eine junge Chinesin kennen gelernt, die ebenfalls trübe Erfahrungen gemacht hatte, den Vergewaltiger kannte und töten wollte. Karen brach auf, um den Mord am Vater ihrer Tochter zu verhindern, und überfuhr in ihrer Panik einen alten Mann. Genaue Angaben zu Unfallort und Zeit machte Marko nicht. Er verschwieg auch, welche Rolle er dabei gespielt hatte.

Stattdessen sagte er: «Meine Frau hat diese Ereignisse lange Zeit völlig verdrängt. Bis gestern Abend kannte ich nur harmlose Versionen der Geschichte. Als dann Polizei erschien, wurde die Wahrheit wohl übermächtig.»

Er bat, seine Frau nicht noch einmal zu behelligen. Zum Ostersamstag könne sie keine Angaben machen. Welche Auswirkungen es auf ihre labile Psyche habe, sollte man sie wegen der Vergewaltigung oder dem Unfall bedrängen, wage er nicht abzuschätzen. Er bezeichnete Karen als suizidgefährdet. Und es sei ja lange her.

Das spielte für Klinkhammer keine Rolle. Mord verjährte nicht. Er war immer noch überzeugt, dass Karen Zeugin eines Mordes geworden und selbst bedroht worden war. Und er war fest entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen.

Doch damit war Scheib nicht einverstanden. Er hielt umgehend Rücksprache mit Klinkhammer, der sich zuerst

lang und breit über seine Begegnung mit Karen und seinen persönlichen Eindruck von Marko Stichler ausließ, ehe er zum aktuellen Geschehen kam. «Er wollte mir seinen Wagen gleich hier lassen, auf freiwilliger Basis. Er meinte nur, ich müsse ihm ein Ersatzfahrzeug stellen für die Dauer der Spurensuche.»

Dass die Polizei nicht über Mietwagen verfügte, die sie bei Bedarf verleihen konnte, dürfte Marko bekannt gewesen sein. Für Klinkhammer war das Angebot ein Zeichen unbeschreiblicher Arroganz, damit hatte Marko sich sämtliche Sympathien bei ihm verscherzt. Ebenso gut hätte er sagen können: «Ich hatte genug Zeit, mein Auto gründlich zu reinigen. Jetzt könnt ihr es auseinander nehmen, da findet ihr nichts mehr.»

«Ihm schien vor allem daran gelegen, die Polizei von seiner Frau fern zu halten», erklärte Klinkhammer weiter. «Er bat mich, ihn in seiner Agentur aufzusuchen, falls es noch Fragen gäbe. Damit seine Frau keinen Schaden nähme, am Ende auf den Gedanken käme, sich polizeilichen Ermittlungen auf endgültige Weise zu entziehen. Suizidgefährdet kam sie mir nicht vor. Sie hatte einen massiven Aussetzer. Aber für eine psychisch Kranke fing sie sich zu schnell. Ich bin sicher, dass sie Barbara Lohmann kannte – und auch diese Julia Roberts. Warum bringt sie die sonst ins Gespräch? Ich werde nochmal mit ihr reden.»

Julia Roberts! Das hallte Scheib sekundenlang in den Ohren. «Nein», verlangte er nachdrücklich. «Sie lassen die Frau in Ruhe. Sie tun vorerst gar nichts.»

Ob der Befehl ihn verärgerte oder er sich daran halten würde, ließ Klinkhammer nicht erkennen. Dass er mit einem BKA-Sonderermittler sprach, war ihm noch nicht bekannt. Er musste annehmen, die Münchner Kripo wolle ihn an eigenen Nachforschungen hindern, und dazu waren

sie nicht berechtigt.

Er wurde förmlicher: «Stichler erklärte, er sei am Ostersamstag gegen sechzehn Uhr an einer Raststätte gewesen, um zu tanken. Wie die Raststätte hieß, wusste er nicht mehr. Aber das müsse aus seiner nächsten Kreditkartenabrechnung hervorgehen. Eine junge Frau habe er nicht mitgenommen, das täte er aus Prinzip nicht. Er habe es auch nicht nötig, sich mit Frauen zu verabreden, sei glücklich verheiratet und so weiter.»

Die unerfreuliche Begegnung im Wald hatte Marko natürlich anders geschildert als Anni Weingräber. Er habe gerade den Ersatzreifen aufgezogen, telefonierte mit Frau und Sohn, da sei dieses alte Paar gekommen. Die Frau habe sich vor ihm aufgebaut wie die göttliche Gerechtigkeit, der Mann versucht, sie durch Zupfen an ihrem Arm zum Weitergehen zu animieren, vergebens.

Noch während er mit seinem Sohn gesprochen habe, hätte sie ihn angekeift. Das sei ein Weg für Spaziergänger und kein Parkplatz. Ob er sich einbilde, nur weil er einen Mercedes führe, dürfe er sich alles erlauben. Marko antwortete ihr gar nicht, wandte sich an den alten Mann, fragte anteilnehmend, wie lange er diese Kneifzange schon am Hals habe und wie lange er sie noch ertragen müsse. Dann nahm er seine Kamera und ging los, um ein paar schöne Motive zu suchen.

Etwa zehn Minuten später habe er dann dieses Motiv gefunden: ein nackter Altweiberhintern im Gebüsch. Vielleicht wäre es in diesem Augenblick sinnvoller gewesen, sich diskret zurückzuziehen, statt auf den Auslöser zu drücken. Aber der Anblick sei einfach zu köstlich gewesen. Und erst das Gesicht der Alten, als sie ihn bemerkte.

Er schilderte dann fast wörtlich die Auseinandersetzung,

die Anni am Ostersonntag in einer Münchner Polizeiwache wiedergegeben hatte. Danach habe er sich nicht weiter um das zeternde Weib gekümmert, noch ein paar Aufnahmen gemacht – und um einundzwanzig Uhr in einem Hotel in Weilheim eingecheckt.

Weilheim! Der Geburtsort von Julia Roberts, immer noch der Wohnort ihrer Eltern. Scheib war schon ein wenig übel geworden, als er hörte, dass Marko Stichlers Frau Julia Roberts erwähnt hatte. Nun verstärkte sich die Übelkeit.

Wenn Barbara Lohmann nun doch die Antwort des Phantoms auf den Bericht im Wochenmagazin gewesen war, wie Wagenbach annahm? Dann gab es keinen besseren Ort für eine Übernachtung als Weilheim. Noch einmal in Erinnerungen schwelgen, den jahrelangen Triumph über die Polizei genießen unter den frischen Eindrücken des jüngsten Mordes. Zwischen der Beobachtung, die Stefan Leitner auf dem Parkplatz der Raststätte Edenbergen gemacht haben wollte, und Marko Stichlers Einchecken im Hotel lagen vier Stunden, in denen er alles Mögliche fotografiert haben konnte. Auch Barbara Lohmann mit dem Gesicht in einem schlammigen Tümpel oder eine Pfütze und seinem Fuß in ihrem Genick.

Was kümmerte einen Kerl, der sich für den perfekten, stets gründlich vorbereiteten Mörder hielt, eine wutentbrannte alte Frau? Natürlich klang logisch, was er am vergangenen Nachmittag über die Vermeidung eines Risikos zu Wagenbach gesagt hatte. Nur war es die Logik eines Polizisten, der sich nicht eingestehen wollte, dass er mit seinem Schritt an die Öffentlichkeit möglicherweise den Tod einer jungen Frau herausgefordert hatte. Das Täterprofil, das er aus den bisherigen Fällen abgeleitet hatte, sprach dagegen. Überaus vorsichtig, eiskalter Intellekt, völlig emotionslos. Nur war das Theorie und traf

nicht auf jede Situation zu.

Nur einmal angenommen, Wagenbach sähe es richtig. Marko Stichler las den Bericht im Wochenmagazin und nahm an, dass im September das Risiko zu groß sei. Das machte ihn wütend. Er musste dem Polizisten aus München, der seine Termine durchkreuzte, unbedingt zeigen, dass er flexibel war. Er entdeckte Barbara Lohmann in Köln, fand heraus, dass sie jedes Wochenende nach München fuhr. Ihre Ähnlichkeit mit Julia Roberts machte sie zum idealen Opfer.

Als Anni Weingräber und ihr Mann auf dem Waldweg auftauchten, war längst alles vorbei. Es war zu diesem Zeitpunkt keine Frau im Mercedes gewesen, darauf hätte Scheib immer noch geschworen. Aber vielleicht hatte Barbara Lohmann schon in dem für sie vorbereiteten Grab gelegen. Dazu hätte der Jubel am Telefon gepasst, es geschafft zu haben. In dieser Phase hatte er sehr starke Emotionen. Er war euphorisch gestimmt, schmeckte die Verhöhnung seines Jägers und machte sich über ein altes Weib lustig, weil er in der Situation einfach triumphieren musste und seinem Jäger nicht ins Gesicht lachen durfte. Und wenn das alte Weib sich anschließend in Richtung des Grabes bewegte, hatte er ihr ins Gebüsch folgen müssen.

Ihm war entsetzlich übel. Aussage gegen Aussage. Ein besorgter Ehemann und liebevoller Vater, der den kleinen Sohn mit ins Polizeibüro brachte, weil seine traumatisierte Frau nach der Konfrontation mit der Polizei dem lebhaften Kind nicht gewachsen war, gegen ein altes Weib, dass für seine Rachsucht polizeibekannt war.

Neben der Übelkeit fühlte er eine sonderbare Leere. Nach fast acht Jahren ein Ziel vor Augen. Es war zu plötzlich gekommen, um es sofort zu verinnerlichen. Und jetzt war die Lage schon so verfahren. Langsam heran!

Nachdem Klinkhammer vorgeprescht war. Daraus war ihm kein Vorwurf zu machen. Klinkhammer hatte nicht wissen können, was er anrichtete. Weigler hingegen musste sich einiges anhören, Fährlich auch.

Dann veranlasste er, Anni Weingräber umgehend in einen Streifenwagen zu laden und zu dem Waldweg zu fahren, wo der Mercedes gestanden hatte. Gleichzeitig schickte er eine Suchmannschaft mit Leichenspürhunden und Methansonden hinaus. Er fuhr in seinem Wagen hinterher.

Am frühen Nachmittag erreichten sie die Stelle, an der Anni den Mercedes gesehen haben wollte. Der Weg machte dort eine Biegung. Wer hier sein Auto abstellte, musste von Spaziergängern, die sich schweigend näherten, überrascht werden. Auch ein Risiko, welches das Phantom seiner Meinung nach niemals eingegangen wäre. Andererseits waren sie gute zwei Kilometer in den Wald hineingefahren, vielleicht hatte Marko Stichler so weit von einem Parkplatz entfernt nicht mehr mit Spaziergängern gerechnet. Es war doch schon Abend gewesen.

Anni Weingräber fand auch etwa hundert Meter weiter den Trampelpfad wieder, auf dem sie sich in die Büsche geschlagen hatte. Er ließ sie zurück nach München bringen und die Suchmannschaft ausschwärmen. Überraschend schnell wurden sie fündig. Kein Grab und keine Leiche – nur das blaue Sweatshirt mit der weißen Aufschrift im Rücken. Es lag im Gebüsch. Blut war daran mit bloßem Auge nicht festzustellen. Die dunklen Streifen und Flecken waren eindeutig Wagenschmiere. Es sah aus, als habe sich Marko Stichler den linken Ärmel beim Reifenwechsel beschmutzt und sich anschließend auch noch die Hände daran abgewischt.

Nachdem das Sweatshirt auf dem Weg zum Landeskriminalamt nach München war, fuhr er zurück.

Kurz vor sieben Uhr hielt er seinen Wagen nahe dem Anwesen der Familie Leitner, um mit Barbaras Bruder zu sprechen. Diesmal saß Oliver hinter dem Lenkrad und öffnete ihm, wenn auch widerwillig, die Beifahrertür.

Pitter Karotte

Norbert kam wenige Minuten nach acht. Diesmal ging sie zuerst an ein Straßenfenster, als es an der Haustür klingelte, sah den Wagen ihres Bruders und hatte das Gefühl, ihm nie wieder ins Gesicht schauen zu können. Aber er brachte Kevin mit, da konnte sie ihn nicht vor der Tür stehen lassen. Dass Marko bei der Polizei gewesen war, hatte er von Christa gehört, als er von der Arbeit kam. Er hatte auch bereits mit Marko telefoniert und alles Wesentliche erfahren. Statt einer Begrüßung richtete er aus, dass Marko sehr spät heimkäme.

Kevin lief hinauf in sein Zimmer. Norbert ging in die Küche, er war wütend und machte sich nicht die Mühe, es zu verbergen. Zuerst dachte sie, er hätte sich nur über Oliver Lohmann geärgert, weil er damit begann. «Oliver war völlig daneben», sagte er. «Jetzt will er die ganze Familie aufschlitzen, hatte gerade mit einem von der Polizei gesprochen. Die glauben nicht mehr, dass Leitner es war.»

«Und an wen denken sie jetzt», fragte sie.

Norbert gab einen Laut von sich, der wie ein geringschätziges Lachen klang. «Muss ich dir das wirklich erklären?»

Musste er nicht. Sie hätte sich aufregen müssen, aber sie fühlte sich, als sei ihr das Herz eingeschlafen. Sie machte Kaffee und für sich ein Wurstbrot, weil sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Norbert wollte nur einen Kaffee und einen Aschenbecher. Seit Wochen rauchte er wieder viel. Dabei hatte er sich das einmal ganz abgewöhnt.

Er zündete sich eine Zigarette an, sprach weiter. «Sie haben eine Zeugin in München, die Barbara in Markos Auto gesehen hat. Dann erzählst du ihnen auch noch, du wärst bei ihm gewesen. Sei ehrlich, Karen, warum hast du das getan? Du hast doch auch gedacht, er hätte was damit zu tun.»

«Warum sollte ich so was von ihm denken?» Sie wartete darauf, dass er Julia Roberts' Brief anführte, vielleicht fragte, ob Marko zwei Wochen vor ihrer Hochzeit in München gewesen sei.

«Weiß ich, was dir durch den Kopf geht», fuhr er stattdessen auf. «Warum hast du so ein Riesenloch gebuddelt? Du hängst doch wieder mittendrin in dieser verfluchten Geschichte.»

«Vielleicht sollte ich Klinkhammer anrufen und offen mit ihm sprechen», sagte sie.

«Würde ich mir an deiner Stelle gut überlegen», meinte er. «Je mehr du erklärst, umso schlimmer machst du's. Glauben wird dir kein Mensch. Ist doch logisch, dass du ihn für ein Unschuldslamm halten musst, du bist seine Frau.»

«Und wenn du es machst?», fragte sie. «Du könntest Marko an dieser Raststätte getroffen haben. Wenn ihr zur selben Zeit aufgebrochen seid.» Ihr erschien es die Lösung aller Probleme. Es könnte auch niemand auf den Gedanken kommen, Barbara sei in Norberts Auto gestiegen.

Er blies den Zigarettenrauch gegen die Decke, erkundigte sich: «Hast du ihm gesagt, dass ich in Edenbergen war?» Als sie den Kopf schüttelte, meinte er: «Muss er auch nicht wissen, es bringt ohnehin nichts mehr. Das hätte er nämlich heute Morgen erklären müssen. Jetzt können wir damit nicht mehr kommen. Ich kann ihm da nicht raushelfen, Karen.»

Es klang so, als wolle er auch nicht. Er drückte seine Zigarette aus und erhob sich, den Kaffee hatte er gar nicht angerührt. «Ich schaufle jetzt die Grube wieder zu, und dann setzt du Tomaten dahin. Das wolltest du ja gleich nach eurem Einzug schon tun. Tut mir Leid, dass ich da noch nicht geschaltet habe. Sonst hätte ich dafür gesorgt, dass du Tomaten bekommst.» Er machte einen Schritt auf die Tür zu, blieb wieder stehen. «Und noch was, Karen. Es tut mir verdammt Leid, dass ich dich damals nicht gefahren hab. Wenn du mir gesagt hättest, wie wichtig es für dich war, hätte ich's getan.»

«Das habe ich dir gesagt», erinnerte sie ihn.

«Hast du nicht», widersprach er heftig. «Du hast nur was von Li gefaselt, aber kein Wort über Jasmins Vater. Warum nicht?»

Marko hatte ihm alles erzählt. Dabei hatte er versprochen, mit keinem Menschen …

«Entschuldige mal», schnauzte Norbert sie an und klang so aufrichtig dabei. «Ich bin dein Bruder und der Letzte, der Jasmin für irgendwas verantwortlich machen würde. Aber ich wäre damals der Erste gewesen, der diesem Misthund das Kreuz ausgehängt hätte. Stattdessen vertraust du dich dieser Nutte an, und die steckte mit ihm unter einer Decke.»

«Du spinnst doch!» Nun wurde sie ebenfalls laut. «Du konntest Li nie leiden, nur weil sie dich nicht wollte.»

«Doch, konnte ich», sagte er und klang plötzlich müde. «Ich hätte mich für sie vierteilen lassen. Aber ich war ihr zu zahm. Sie flog auf wilde Männer. Sag mir, wie der Kerl aussah, dann sag ich dir, ob sie was mit ihm hatte.»

Als sie schwieg, fragte er: «War es der Typ mit den kurzgeschorenen roten Haaren, der mich angemacht hat, als ich dich mit deinem Romeo erwischte? Dem müsstest

du zwei Jahre später eigentlich noch ein paar Mal begegnet sein. Manchmal rasierte er sich eine Glatze, damit er nicht ständig Karotte genannt wurde, das war sein Spitzname. Er hatte eine gebrochene Nase und eine Narbe an der Oberlippe. Das war im Knast passiert. Er hat zweimal gesessen wegen so einer Sache.»

Er sah wohl an ihrem Gesichtsausdruck, dass er es getroffen hatte, und nickte grimmig. «Hätte ich mir denken können!» Dann behauptete er: «Mit dem hat Li zweimal rumgemacht. Karotte war mein Nachfolger. Als sie hörte, weshalb er gesessen hatte, konnte sie sich nicht schnell genug an ihn ranmachen. Ihm passte es nicht, dass sie im Herbst wieder abzog. Und er konnte ziemlich ungemütlich werden, hat seinen Frust aber an einer anderen ausgelassen. Als Li 89 in Köln war, saß er zum zweiten Mal. Er kam erst im August 90 wieder raus, nur ein paar Wochen, bevor sie weg wollte. Sie wollte ihn den Winter über bei Laune halten. Dir erzählt sie, sie will ihn kalt machen, lockt dich in die Wildnis, damit er sich nochmal richtig mit dir amüsieren und dich aus dem Weg räumen kann. Und ich schätze, dabei hätte sie ihm mit Freuden zugeschaut. War es so?»

«Nein», sagte sie.

«Erscheint mir aber logisch», widersprach Norbert. «Denk mal scharf nach. Warum bist du so gerast? Wenn ich jemanden suche und mich in der Gegend nicht auskenne, fahre ich langsam, damit ich mich orientieren kann. Wenn ich allerdings jemanden finde und feststellen muss, dass es mir ans Leben gehen soll, hau ich ab. Du hattest ein verdammt schnelles Auto, hast in deiner Panik wahrscheinlich nur nicht bemerkt, dass du ihn abgehängt hast.»

«Wo hast du eigentlich nach mir gesucht?», fragte sie.

Er stutzte, betrachtete sie mit gerunzelter Stirn. «Was

soll denn das jetzt heißen? Meinst du, ich wäre hinter dir her gewesen?»

«Vor mir», sagte sie. «Ich habe dich gesehen, als du auf die Autobahn gefahren bist. Und Jasmin ist nicht rothaarig. Sie sieht aus wie du und ich.»

Er schaute sie an, als habe er kein Wort verstanden und warte darauf, dass sie ihm das etwas genauer erklärte. Als sie schwieg, winkte er kopfschüttelnd ab und ging in den Garten.

Sie setzte sich ins Wohnzimmer mit ihrem Wurstbrot und einer Tasse Kaffee. Appetit hatte sie keinen, nur Hunger. Sie spülte die Bissen mit viel Kaffee hinunter und hatte bei jedem das Gefühl, er bliebe ihr im Hals stecken. Dass sie es ausgesprochen hatte, sieht aus wie du und ich, würgte sie. Über Marko, Barbara Lohmann, Julia Roberts und das, was sich da vielleicht über ihnen zusammenbraute, konnte sie nicht nachdenken. Jasmins Vater war ein Berg, über den sie nicht hinwegkam. Sie hätte ihn damals abtragen oder sich durchgraben müssen.

Nach einer Weile ging sie ebenfalls hinaus, holte sich eine Schaufel aus der Garage und half Norbert. Sie wartete darauf, dass er etwas sagte – oder fragte, was sie da eben habe andeuten wollen. Aber er schaute sie nicht einmal an.

«Ich glaube nicht, dass du hinter mir her warst», begann sie, nachdem sie ein paar Minuten schweigend gearbeitet hatten. «Es war gar keiner hinter mir her. Li hat mich nirgendwohin gelockt. Sie hat mir nur gesagt, sie wird ihn umbringen, aber nicht, wo sie ihn trifft. Ich hatte in der Diskothek aufgeschnappt, dass sie bis um vier Uhr in der Nähe von Kürten-Biesfeld war. Da wollte ich hin und sie abfangen. Nur war das gar nicht mehr zu schaffen. Ich weiß nicht, wann und wo ich ausgekommen bin. Aber ich weiß jetzt, wie der Unfall passiert ist.»

Sie erzählte ihm von dem nackten Mann im Teich, dass sie es nur geträumt hatte, verschwieg sie, stellte es so dar, als sei es ihr nach Klinkhammers Besuch eingefallen. Norbert runzelte mehrfach die Stirn und grinste flüchtig, als sie das hinter Büschen stehende rote Auto erwähnte und betonte, es sei ein kleines Auto gewesen, auf keinen Fall ein Benz. Als sie zum Ende kam, meinte er: «Ein nackter Penner? Klingt verrückt.»

Dann wollte er wissen: «Hast du auch zufällig aufgeschnappt, mit wem oder was Li bis um vier Uhr zu tun hatte? Die Diskothek war bloß ein Job fürs Wochenende. Hat sie dir mal erzählt, was sie sonst noch machte?»

Sie schüttelte den Kopf. Er atmete tief durch und erklärte: «Als ich in der Nähe von Kürten-Biesfeld auskam, warst du schon im Krankenhaus. Ich bin zuerst zu Alexa gefahren, hatte ja keine Ahnung, wo du hin wolltest.»

«Welche Alexa?», fragte sie.

«Bei der hat Li in dem Sommer gewohnt», sagte er. «Sie war längst weg, als ich kam. Alexa meinte, sie könnte in der Eifel sein, da war sie öfter. 89 hat sie da sogar gewohnt, bei Verwandten.»

«Blödsinn», widersprach sie. «Li hatte keine Verwandten hier. Sie hatte nur ihre Eltern, und die lebten …»

«In China, ich weiß», unterbrach Norbert sie seufzend. «Karen, sie hat ihren Vater gar nicht gekannt, und ihre Mutter lag längst unter der Erde. Sie hatte eine Oma in Spanien und einen Onkel irgendwo in der Eifel, hat sie erzählt, ob’s stimmt, weiß ich nicht. Alexa meinte, sie hätte sich an dem Nachmittag auch noch mit Karotte treffen wollen, um ihm den Abschied zu versüßen mit

einem netten Geschenk, damit er den Winter über nicht wieder Dummheiten machte. Genau so hatte Li es gesagt. Ich hab mir damals nichts dabei gedacht. Erst jetzt, ich meine, als Marko mir das von der Vergewaltigung sagte, dachte ich, mit dem netten Geschenk könntest du gemeint gewesen sein.»

«Li hätte sich bestimmt nicht zweimal mit so einem Kerl eingelassen», sagte sie. «Sie war selbst vergewaltigt worden.»

Norbert lachte unfroh. «Und das glaubst du heute noch? Mein Gott, Karen, du begreifst es nie, wenn dich jemand verarscht. Lass uns lieber davon aufhören. Wenn es um Li geht, kommen wir nie auf einen Nenner. Im Moment haben wir wirklich andere Sorgen, auch wenn Marko sich benimmt, als könne er das Wort nicht buchstabieren. Seine Nerven möchte ich haben.»

Marko kam sehr spät nach Hause, es war schon elf vorbei. Im Garten waren sie längst fertig, saßen wieder in der Küche. Kevin spielte immer noch in seinem Zimmer mit Bausteinen. Norbert rauchte eine Zigarette nach der anderen und sprach über die alte Frau, die Marko belastete. Dass sie das aus purer Bösartigkeit tat, konnte er sich nicht vorstellen.

«Ich meine», sagte er, «es geht hier nicht um ein geklautes Päckchen Zigaretten. Da überlegt man sich normalerweise, was man der Polizei erzählt. Und Barbara kannte Marko.»

«Woher?», fragte sie. «Als er mich im vergangenen Jahr in Frechen abgeholt hat, ist er nicht ins Haus gekommen, und ich bin alleine rausgegangen. Er hat sie nicht gesehen.»

«Doch», widersprach Norbert. «Nicht in Frechen, in der Werkstatt. Er behauptet, sie sei ihm da nicht aufgefallen.

Aber eine Frau wie Barbara war nicht zu übersehen, bestimmt nicht in einer Auto-Werkstatt. Und wenn ihr Freund sie wirklich zurück zur Raststätte gebracht hat, der Peugeot war nicht mehr da …»

«Aber du warst da», unterbrach sie ihn.

«Nicht draußen», sagte er. «Und mein Auto stand ziemlich weit hinten. Neben dem Peugeot war nichts frei, als wir ankamen. Dass ich noch da war, konnte sie nicht wissen. Aber ich könnte mir vorstellen, dass sie zuerst zur Tankstelle gegangen ist. Hätte ja sein können, dass wir da was an dem Peugeot machen. Und wenn Marko alle hundert Kilometer Luft nachpumpen musste, wie er sagt. Könnte doch sein, dass er mit dem Auto an der Servicestation stand. Wenn Barbara ihn da gesehen hat, ein bekanntes Gesicht. Meinst du nicht, sie hätte ihn angesprochen?»

Als sie nicht reagierte, fuhr er fort: «Sie musste annehmen, dass Oliver nach München gefahren ist. Marko wollte in dieselbe Richtung. Das wird die Polizei genauso sehen. Und sie kriegen bestimmt raus, dass sie sich mal in der Werkstatt begegnet sind. Wenn man so etwas verschweigt oder leugnet, entsteht genau der richtige Eindruck. Das Beste wäre, wenn er der Polizei erklärt, er hätte sie in Edenbergen mitgenommen. Sie wäre auch im Wald bei ihm gewesen, weil er noch Aufnahmen machen wollte, ehe es zu dunkel wurde. Und dann hätte er sie nach München gefahren und bei einem Taxistand abgesetzt.»

Norbert hatte eigens gewartet, um darüber noch einmal mit Marko zu reden. Er hatte das wohl schon am Telefon vorgeschlagen. Aber Marko tippte sich heftig an die Stirn. «Was denkst du dir dabei? Ich habe meine Aussage gemacht und nicht vor, sie zu widerrufen, um so etwas zu behaupten.»

«Dann solltest du dir einen guten Anwalt suchen», riet Norbert.

Marko lachte. «Den Polizisten möchte ich sehen, der mich festnimmt, nur weil ich mich nicht vor Freundlichkeit überschlagen habe, als ich dumm angemacht wurde.»

Norbert nickte versonnen und fragte übergangslos, ob sie Lust auf einen Familienausflug am Samstag hätten. «Ich muss mal raus, vielleicht ins Phantasialand, das Wetter ist optimal, den Kindern macht es bestimmt Spaß. Wenn ihr mitkommt, kann Jasmin bei euch mitfahren, sonst wird es bei mir ziemlich eng.»

Sie glaubte, Marko würde ablehnen, aber er war sofort einverstanden, meinte, das sei die beste Medizin für sie, einen Tag mit Jasmin zu verbringen. Nachdem Norbert sich endlich verabschiedet hatte, machte er Kevin rasch noch einen Kakao, zu Abend gegessen hatte der Junge bei Christa, behauptete er jedenfalls. Dann wurde es allerhöchste Zeit für einen schönen Traum, es war fast Mitternacht.

Er brachte Kevin nach oben, setzte ihn noch schnell in die Wanne und putzte die Zähne mit ihm. Sie hörte die ganze Zeit seine Stimme aus dem ersten Stock. Er erzählte wie so oft die Geschichte von dem Baum, der gerne umziehen wollte und an seinem Platz bleiben musste, weil ein schönes Mädchen sich zum Schlafen zwischen seine Wurzeln gelegt hatte. Nun musste der Baum gut aufpassen, dass die wilden Tiere im Wald dem Mädchen nichts taten. Er klang so heiter und unbeschwert, nicht so, als ob er von der Polizei etwas zu befürchten hätte und wütend auf sie wäre, weil sie ihren Teil dazu beigetragen hatte.

Aber er hatte am Nachmittag nicht angerufen, nicht einmal, um ihr persönlich zu sagen, dass er spät

heimkäme. Als er wieder nach unten kam, fragte sie: «Liebst du mich noch?»

Er schaute sie verwundert an. «Natürlich, Schatz. Warum sollte ich dich denn plötzlich nicht mehr lieben?»

«Weil ich nicht bin, wie ich sein soll», sagte sie. «Wenn du jetzt Schwierigkeiten bekommst …»

«Schatz, du bist genau richtig», unterbrach er sie. «Und wenn Norbert versucht, dir etwas anderes einzureden, hör nicht hin. Wenn ich Schwierigkeiten bekomme, bist nicht du dafür verantwortlich. Es tut mir Leid, dass ich gestern so heftig reagiert habe. Im ersten Moment war ich natürlich schockiert, man sollte die Polizei nicht belügen. Aber es gibt keinen Grund, sich aufzuregen. Bisher lässt sich doch nicht einmal beweisen, dass Barbara Lohmann etwas zugestoßen ist.»

«Hast du sie gekannt?», fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. «Ich weiß nicht einmal, wann ich zuletzt in der Werkstatt war. Ich verstehe nicht, warum Norbert so eine Behauptung aufstellt. Du weißt doch, wie wir es immer gehalten haben. Er holt mein Auto abends hier ab und bringt es mir auch hierher zurück.»

Ja, das wusste sie. «Warum hast du heute nicht angerufen?»

«Ich wollte dich nicht wieder kontrollieren», sagte er.

«Heute hätte ich das bestimmt nicht so empfunden.»

Er setzte sich zu ihr auf die Couch, nahm sie in den Arm und entschuldigte sich auch noch. «Darüber habe ich nicht nachgedacht. Ich hatte heute nicht den besten Tag.»

Sie dachte, er wäre doch in Sorge. Aber er sagte: «Einige Aufnahmen sind nichts geworden, ausgerechnet die, von denen ich mir viel versprochen hatte. Erinnerst du dich an die Rotbuche?»

Sie nickte. «Märchenhaft, ein Traum in Rosa.»

Er verzog den Mund zu einem resignierenden Lächeln. «Und ich habe falsch belichtet. Das ist mir noch nie passiert. Nun kannst du sie nicht mal auf einem Foto bewundern.»

Sie saßen noch eine Weile auf der Couch, ohne zu sprechen. Ihr ging durch den Kopf, was Norbert behauptet hatte. Li, Alexa und Karotte. Von Karotten hatte Li in ihrem Traum gesprochen, fiel ihr ein. «Da esse ich doch lieber Karotten.» Ein merkwürdiger Satz aus dem Mund einer Frau, die sich bei ihrer Vergewaltigung vorgestellt haben wollte, sie sei eine Spinne, weil viele Spinnenweibchen die Männchen aussaugten.

Es kam ihr auch so vor, als hätte sie den Namen Alexa schon einmal gehört, ihr fiel nur nicht ein, wann und von wem. Vielleicht hatte Norbert den Namen damals einmal erwähnt. Li hatte ihr nie gesagt, wo oder bei wem sie wohnte. Li hatte ihr auch nie von einer Oma in Spanien oder einem Onkel in der Eifel erzählt, nur das eine Mal von den Eltern in China. «Wenn mein Vater stirbt, komme ich nicht zurück, ich kann meine Mutter nicht im Stich lassen.» Das hörte sie noch, und es hatte geklungen, als habe Li nicht noch einmal zurück nach Köln kommen wollen.

Sie wusste nicht mehr, was sie denken sollte über die Frau, mit der sie einmal durch den Regen gelaufen war, zu zweit unter einem Schirm. Die sie ansonsten nur jeden zweiten Samstag für ein paar Stunden gesehen hatte, Stunden, in denen Li arbeiten musste und sich meist mit ihrer Kollegin unterhielt. Stunden, in denen sie nur zugehört und sich in diesen Verdacht hineingesteigert hatte. Und wie oft hatte Norbert damals gesagt: «Glaub ihr nicht alles, Karen, sie verarscht dich nur.» Einem Mädchen, das man nur verarscht hatte, schrieb man doch nicht.

Sie hatte ein furchtbar schlechtes Gewissen gegenüber Marko, wünschte, er hätte überlegt, wo er einen guten Anwalt fand, für den Fall, dass er doch einen brauchte. Sie konnte ihm keinen beschaffen, kannte nur den, der sie vor zehn Jahren vor der Jugendkammer vertreten hatte. Er war damals schon alt gewesen und ein Stümper, hatte Norbert gesagt.

Die halbe Nacht lag sie wach und überlegte, was sie tun könnte, ob sie überhaupt etwas tun durfte, ohne den Anschein zu wecken, sie glaube, ihr Mann könne ein Mörder sein.

Der Geisterjäger

Viel Schlaf fand auch Thomas Scheib in der Nacht zum Freitag nicht. Er hatte nach seinem Gespräch mit Oliver Lohmann noch lange mit Frederik Fährlich zusammengesessen, telefonisch Kontakt gehalten zum LKA-Labor und der Suchmannschaft. Die Untersuchungen des im Wald gefundenen Sweatshirts waren noch nicht abgeschlossen, doch am späten Abend stand fest, dass es daran keine Spuren von Blut gab, nur Wagenschmiere.

Es waren bis zum Einbruch der Dunkelheit in dem Waldstück auch weder eine Leiche noch ein frisches Grab, nicht einmal Spuren eines Spatens entdeckt worden. Was ihn wieder völlig sicher machte, dass er den Fall richtig beurteilte.

Er erläuterte Fährlich die daraus folgende Strategie: In den nächsten Tagen eine offizielle Entschuldigung an Leitner senior für die einseitigen Ermittlungen. Nicht zu dick auftragen, ausdrücklich betonen, die Umstände hätten dafür gesprochen. Anschließend Observierung von Stefan Leitner, wie auch Weigler es vorhatte. Der Knabe würde seine Freundin, beziehungsweise ihre Leiche, besuchen, sobald sein Vater ihn in die Freiheit entließ. Er würde in ihrer Nähe noch einmal über die Trostlosigkeit seines Daseins ohne sie winseln und ihr die Schuld geben, dass er sie habe töten müssen. Danach würde er wahrscheinlich einen Suizidversuch unternehmen.

Was Marko Stichler betraf, blieben eigentlich nur Weilheim und Julia Roberts. Er erteilte Fährlich den Auftrag, in dem Hotel den Rechnungsbeleg zu überprüfen, um festzustellen, ob Stichler mit Kreditkarte bezahlt hatte.

Mit einer Kartennummer ließ sich seine Spur durchs Land leichter verfolgen. Wenn er auch in Hofheim-Diedenbergen gewesen war, in Lübeck, Eibelstadt, Stuttgart, Bielefeld und Blankenheim …

Weit nach Mitternacht kehrte er aus München zurück. Seine Frau schlief längst, als er die Wohnung betrat und noch einen Blick ins Kinderzimmer warf. Sein Sohn schlief natürlich auch längst. Und er war sicher, dass Marko Stichler als Fotograf entschieden mehr Zeit für sein Kind hatte und nicht nur nachts ein paar Minuten an einem Kinderbett stand. Kevin! Ein nerviges Kerlchen, hatte Klinkhammer gesagt.

Es ging auf und ab in seinem Innern, die halbe Nacht. Wenn man nach acht Jahren Erfolglosigkeit, dem Lästern der Kollegen und dem beharrlichen Widerstand einer Koryphäe wie Wagenbach unvermittelt den Zipfel vom Gewand eines bösen Geistes in die Finger gedrückt bekam, griff man reflexartig zu. Aber wenn man dann betrachtete, was man in der Hand hielt: Geister fasste man doch nicht, nur weil sie auf einem Waldweg einer Kneifzange in die Quere kamen.

Aussage gegen Aussage. Menschenkenntnis, Intuition und fundiertes Wissen über die Verhaltensweisen eines Schuldigen gegen den dringenden Wunsch, das Phantom endlich zur Strecke zu bringen, danach wieder ruhig schlafen zu können und vielleicht auch einmal etwas mehr Zeit zu haben für die Familie.

Er wusste nicht, wann er zuletzt gesagt hatte: «Ich liebe dich, Claudia.»

Er legte sich neben sie und stellte sich eine traumatisierte junge Frau vor, die von Julia Roberts sprach, nicht nur das, die wörtlich sagte: «Wenn sie alle tot sind, habe ich sie umgebracht.» Und ihrem Mann anschließend ein Alibi

gab.

Er hatte schon mehr als eine Frau in dieser Situation erlebt. Wenn sie Verdacht schöpften, leugneten sie vor sich selbst, so lange es nur eben ging. Das Grauen vor der Welt, die sie verdammte, wenn bekannt wurde, dass sie das Bett geteilt hatten mit einer Bestie, war entschieden größer als die Furcht vor dem Mann, mit dem sie lebten. Sie fühlten sich sicher an seiner Seite, waren meist abhängig, finanziell und emotional, wollten sich den Ernährer erhalten und ihren Kindern den Vater. Da wurden beide Augen zugedrückt und der Mund gehalten, auch wenn die Seele daran erstickte. Bis plötzlich Polizei vor der Tür stand.

Ein vernünftiger Polizist

Am Freitag, dem 5. Mai, musste Marko sehr früh aus dem Haus. Margo war immer noch in Berlin, und in Frankfurt stand eine wichtige Verhandlung an. Er fuhr schon um sechs Uhr los, weil er mit dichtem Verkehr auf der Autobahn rechnete. Ehe er ging, bat er: «Versprich mir etwas, Schatz, keine Grübeleien heute und keine Sorgen. Mach dir einen schönen Tag.»

Das sagte sich leicht. Sie hatte mehr gegrübelt als geschlafen in der Nacht, war entsetzlich müde, im Kopf und in sämtlichen Gliedern. Stunde um Stunde saß sie in der Küche, saß einfach nur da. Sogar die Hände schienen zu schwer, den Kopf damit zu stützen oder eine Kaffeetasse zu heben. Ihre Gedanken drehten sich wie ein Kreisel um verpasste Chancen.

Wenn sie damals mit einem Polizisten gesprochen hätte. Es wäre fast eine Woche Zeit gewesen nach Lis Ankündigung, Jasmins Vater umzubringen. Sie hätte nicht losfahren, der alte Mann nicht sterben müssen. Und wenn sie am Mittwochabend nicht so durcheinander gewesen wäre, hätte sie Marko darauf hinweisen können, dass Norbert am Ostersamstag in Edenbergen gewesen war. Sie hätten sich absprechen können.

Kevin saß im Schlafanzug am Tisch, beschmierte den Bauplan für seinen Bagger und unzählige winzige Bausteine mit Nussnougatcreme, hatte um halb elf ein undefinierbares Gebilde errichtet und sein Brot immer noch nicht aufgegessen. Ihr geisterte Norberts Stimme durch den Kopf mit Li, Karotte, Alexa, einem Onkel in der Eifel und dem Hinweis, sie würde alles nur noch schlimmer machen mit einem Anruf bei der Polizei. Aber Marko

hatte gesagt, Klinkhammer sei ein vernünftiger Mann.

Kurz nach zwölf riskierte sie es, verzog sich mit dem Telefon auf die Toilette, die Schnur war lang genug, nur die Tür konnte sie nicht schließen. Doch wenn sie leise sprach, konnte Kevin sie in der Küche kaum hören. Klinkhammer war nicht in seinem Büro, müsse aber im Haus sein, erklärte der Polizist, der ihren Anruf entgegennahm. Er bot an, ihm auszurichten, er solle sie zurückrufen. Das Risiko wollte sie nicht eingehen. Wenn das Telefon klingelte, wurde Kevin aufmerksam und neugierig. Da blieb sie lieber in der Leitung, bis man Klinkhammer aufgetrieben hatte.

Sie fanden ihn schnell. Nur zwei Minuten musste sie warten. Ob er über ihren Anruf erstaunt war, ließ er nicht erkennen. «Was kann ich für Sie tun, Frau Stichler?», fragte er.

«Für mich gar nichts», sagte sie. «Ich möchte Ihnen nur erklären, warum ich am Mittwoch so durcheinander war und Sie mit unserem Urlaub belogen habe. Und ich möchte nicht, dass mein Mann oder sonst jemand etwas von diesem Gespräch erfährt. Können Sie es vertraulich behandeln?»

«Das hängt vom Gespräch ab», antwortete Klinkhammer. «Noch weiß ich ja nicht, was Sie mir erklären wollen. Aber egal, was es ist, Ihrem Mann muss ich nicht sagen, von wem ich es erfahren habe. Möglicherweise muss ich mit Kollegen sprechen, das werden wir sehen.»

«Ja», sagte sie und begann mit dem Abend im Januar 1988 – nicht ganz den Tatsachen entsprechend. Um ihren Bruder nicht erwähnen zu müssen, behauptete sie, Pitter Karotte habe sie aus der Diskothek nach Hause geschickt. Um sie dann draußen allein zu erwischen, das sprach sie

nicht aus, das sollte Klinkhammer sich denken.

Die Auskünfte zu Pitter Karottes Haftstrafen, die sie am vergangenen Abend von Norbert erhalten hatte, legte sie Li in den Mund, vergaß auch nicht zu erwähnen, dass Karotte vermutlich mehr getan hatte, als nur ein paar Frauen zu vergewaltigen. Um ihre Schilderung des Unfalls zu untermauern, zog sie den nackten Mann im Teich heran, natürlich als reale Person und nicht als Traumgestalt. Insgesamt ergab sich so eine ihrer Meinung nach glaubwürdige Version.

Klinkhammer bat zweimal, sie möge etwas lauter sprechen, was jedoch wegen Kevin in der Küche nicht möglich war. Er wollte Einzelheiten der Vergewaltigung wissen, in welcher Diskothek sie gewesen, um welche Zeit, wo genau und in welcher Weise der Angriff erfolgt war, ob der Täter eine Waffe eingesetzt, etwas gesagt oder etwas Besonderes an sich gehabt habe – und sei es nur ein übler Geruch.

«Beim Rest müssen Sie jetzt nicht ins Detail gehen», sagte er. «Das können Sie später machen, bei einer Beamtin. Mit einer Frau spricht es sich leichter über solche Dinge.»

Sie sah nicht ein, wozu er überhaupt Einzelheiten wissen musste. Er erklärte, er brauche das, um vergleichen zu können. Wenn Pitter Karotte wegen Vergewaltigung vorbestraft sei, hätten andere Frauen eine Aussage gegen ihn gemacht. Da könne man nach Übereinstimmungen suchen.

«Ich will ihn deswegen aber nicht anzeigen», sagte sie. «Sonst kommt noch einer auf die Idee und will einen Vaterschaftstest machen. Meine Tochter soll nicht darunter leiden.»

«Das wird sie nicht», versprach Klinkhammer. «Kein Mensch zwingt Sie nach zwölf Jahren noch zu einer

Anzeige. Aussicht auf eine Verurteilung hätte das nach all der Zeit ohnehin kaum noch.»

Also erzählte sie ihm auch noch, wie es gewesen war. Dass ihr Angreifer kein Wort gesagt, dass sie absolut nichts gesehen, auch nichts gerochen habe mit dem Parka über dem Kopf. Dass er sie mit Fäusten und Füßen traktiert hatte und sie noch eine Weile im Dreck liegen geblieben war, bis dieser kleine Hund kam und die ältere Frau zu schimpfen begann. Klinkhammer schien damit zufrieden, er wollte nur noch Lis vollen Namen und ihre damalige Adresse.

«Mei Li Jau», sagte sie. «Eine eigene Adresse hatte sie nicht, sie lebte immer bei Freunden.»

Klinkhammer lachte leise. «Mei Li Jau», wiederholte er. «Das klingt tatsächlich nach einer Chinesin. Und sie wollte am 15. September 1990 frühmorgens von Frankfurt aus zurück in ihre Heimat fliegen, da sind Sie sicher?»

«So hat sie es mir gesagt», antwortete sie.

«Haben Sie ein Flugticket gesehen, oder wissen Sie, wo die Maschine landen sollte?», fragte er.

«Nein», sagte sie.

«Tja», meinte er, «nach all der Zeit werden wir sie in China kaum ausfindig machen. Vielleicht ließe sich noch feststellen, welchen Flug sie genommen hat, da bin ich nicht sicher. Mit Fluggesellschaften hatte ich noch nicht zu tun, keine Ahnung, wie lange die ihre Daten aufheben.»

«Das weiß ich leider auch nicht», sagte sie.

Er lachte noch einmal. «Woher auch. Aber vielleicht ist Pitter Karotte noch irgendwo aufzutreiben. Dass er nicht mehr unter den Lebenden weilt, glaube ich kaum. Machen Sie sich deswegen mal keine Sorgen.»

«Das tue ich nicht», sagte sie. «Ich mache mir nur

Sorgen um meinen Mann. Sie denken bestimmt, dass ich an seine Unschuld glauben muss, weil ich seine Frau bin. Aber ich glaube nicht nur daran, Herr Klinkhammer, ich bin überzeugt davon. Ich kenne meinen Mann. Er könnte niemals einem Menschen etwas antun. Er hat als Jugendlicher seine Schwester verloren, durch einen Badeunfall. Beinahe wäre er auch ertrunken, als er versuchte, sie zu retten. Man musste ihn mit Gewalt daran hindern, noch einmal ins Wasser zu gehen. Und Barbara Lohmann, vermutlich hätte er sie nicht einmal bemerkt, wenn sie vor seiner Nase einen Handstand gemacht hätte. Wenn er wochenlang Models vor der Kamera hatte, ist er froh, wenn er eine Weile keine hübschen Gesichter mehr sehen muss. Einem Baum muss er keine Komplimente machen und einem Bach nicht sagen, wie er sich bewegen soll.»

«Verstehe», sagte Klinkhammer. Es klang mitleidig.

«Dann verstehen Sie mich bitte nicht falsch», sagte sie. «Er wollte unbedingt, dass wir zusammen fahren. Und ich dachte, eine längere Autofahrt halte ich nicht aus. Ich hatte mehrfach mit einem Psychologen über diese Unglücksfahrt gesprochen. Es war alles wieder aufgewühlt worden. Ich konnte nur keinem Menschen erklären, warum ich damals losgefahren bin. Es hätte vielleicht so ausgesehen, als ob ich einverstanden gewesen wäre. Ich meine, manche Frauen denken bestimmt an Rache. Das habe ich nie getan. Meine Tochter ist ein wunderbares Kind. Sie war für mich auch nie eine Belastung, eher wie eine kleine Schwester.»

«Verstehe», sagte Klinkhammer noch einmal und fragte, ob sie sich zutraue, Pitter Karotte auf einem Foto zu identifizieren. «Wenn er vorbestraft ist, haben wir ihn in der Kartei. Wir haben auch bestimmt noch ein Foto von ihm aus früheren Jahren.» Er schlug vor, sie solle sich bei ihm melden, wenn sie es einrichten könne, vielleicht am

Montag oder Dienstag, wenn ihr Mann in seiner Agentur zu tun habe. Er wollte dafür sorgen, dass eine Beamtin zur Verfügung stand.

Nachdem Karen aufgelegt hatte, fühlte sie sich erleichtert. Sie stellte das Telefon zurück in die Diele, ging unter die Dusche, stand eine halbe Stunde vor dem Spiegel, um Make-up aufzutragen und die Frisur zu föhnen, machte die Betten und wischte das Bad auf.

Zu Mittag kochte sie süße Knödel mit Vanillesoße, damit Kevin sich endlich waschen und anziehen ließ. Nach dem Essen ging sie mit ihm zum Gartencenter und kaufte Rasensamen, Tomatensträucher hatten sie nicht. Kevin stand wieder eine halbe Stunde bei den Fischbecken, grabschte im Wasser herum, wollte einen Fisch mitnehmen, obwohl Marko ihm erklärt hatte, dass es keinen Teich geben würde und sie stattdessen morgen einen Ausflug machen würden. Ein Verkäufer scheuchte ihn schließlich zurück in den Laden.

Wieder zu Hause, setzte sie sich an den Computer und schob ihre Diskette ein. Mach dir einen schönen Tag! Seit ihrem Gespräch mit Klinkhammer war es zumindest ein besserer als der Donnerstag. Sie war überzeugt, das Richtige getan zu haben.

Gute Beziehungen

Nach ihrem Anruf verbrachte Arno Klinkhammer noch geraume Zeit am Telefon. Er war weit davon entfernt, ihr zu glauben, nahm erst einmal an, sie habe auf Befehl ihres Mannes zum Hörer gegriffen, um dessen Märchen zu bestätigen und detailreich auszuschmücken. Daran änderte auch ihre Bitte um Vertraulichkeit nichts, im Gegenteil, das gehörte dazu, wenn man sich den Anschein von Wahrhaftigkeit geben wollte.

Pitter Karotte und ein verschwundenes Höschen, nur ein einfaches, weißes. Eine ältere Frau mit einem kleinen Hund namens Lilli. Ein Schrottauto im Gebüsch und ein nackter Penner, der seine Kleider schrubbte und sie mit wüstem Geschimpfe in die Flucht schlug. Und Mei Li Jau war nach China geflogen. Ebenso gut hätte sie behaupten können, ihre Freundin habe damals einen Flug zum Mond gebucht. Aber ein paar Angaben hatte sie gemacht, die man überprüfen konnte.

Zuerst rief er in Bergisch Gladbach an, um das Aktenzeichen in Erfahrung zu bringen, unter dem der Unfall mit Todesfolge bei der Kölner Staatsanwaltschaft liegen musste. Er machte die Sache dringend, erkundigte sich auch gleich nach einem Mordopfer zur fraglichen Zeit, und – obwohl es ihm selbst lächerlich erschien –, ob damals in der Umgebung von Kürten-Biesfeld ein Auto in freier Natur abgestellt worden oder ein Penner aufgefallen war, der bei einem Teich mit Enten hauste. Zumindest über das Auto hätte es eine Aktennotiz geben müssen. Und wenn Tippelbrüder sich irgendwo niederließen, war das meist auch auf den zuständigen Wachen bekannt.

Es dauerte eine Weile, bis sämtliche Informationen

zusammen waren. Von einem Obdachlosen oder einem Fahrzeug, das auf Kosten der Behörden hätte entfernt werden müssen, wusste man nichts. Von einem Mordopfer – ob nun männlich oder weiblich, europäischer oder asiatischer Abstammung – war ebenfalls nichts bekannt. Klinkhammer hatte es nicht anders erwartet. Er hielt Mei Li Jau und den nackten Penner für Erfindungen des Ehemannes.

Nachforschungen bei diversen Fluggesellschaften ersparte er sich, am Telefon bekäme er ohnehin keine Auskunft. Auch für die Einwohnermeldeämter brauchte er Unterstützung. Doch die wusste er sich zu beschaffen. Er telefonierte noch ein Weilchen mit der Kölner Staatsanwaltschaft und äußerte seine Anliegen: Feststellen, ob zwischen 1988 und 1990 eine Mei Li Jau irgendwo in Köln gemeldet gewesen sei; Auskunft über einen einschlägig vorbestraften Mann, Spitzname Karotte, Vorname vermutlich Peter; und Einblick in die Geburtsurkunde Jasmin sowie in die Strafakte Karen Dierden. Der Badeunfall von Marko Stichlers Schwester interessierte ihn nicht.

Unter normalen Voraussetzungen hätte es einige Tage, eher Wochen gedauert, Einblick in Karens Strafakte zu erhalten, wenn es überhaupt dazu gekommen wäre. Es war eine Ermessensfrage. Thomas Scheib hätte über das Bundeskriminalamt Druck ausüben können. Klinkhammer musste nur erzählen, er habe da eine mysteriöse Geschichte, der er gerne auf den Grund gehen wolle, womit die Kripo München jedoch nicht einverstanden sei.

Die Oberstaatsanwältin, mit der er sprach, war seit der gemeinsamen Schulzeit mit seiner Frau befreundet, natürlich auch mit ihm. Und wie er fand sie, die Kripo München habe in Köln nichts zu sagen. Sie fragte nach Einzelheiten der mysteriösen Geschichte, er erzählte ein

wenig. Danach dauerte es nicht ganz zwei Stunden, bis sie das Gewünschte beisammen hatte.

Mei Li Jau war in Köln nie amtlich registriert gewesen, weder vor zehn Jahren noch zu anderen Zeiten. Die Gastfamilie des in der Geburtsurkunde Jasmin Dierden als Vater eingetragenen italienischen Austauschschülers war ebenso frei erfunden wie seine Heimatadresse. Diesbezüglich hatte die Oberstaatsanwältin Rücksprache mit dem Jugendamt gehalten, immerhin ging es um Vergewaltigung.

Und es hatte Ende 87, Anfang 88 mehrere sexuelle Übergriffe gegeben. Der Täter – Spitzname Karotte, mit bürgerlichem Namen Peter Kolbe –, bändelte mit seinen Opfern in Lokalen an, wurde auf dem Heimweg zudringlich, stieß er auf Ablehnung, verlieh er seinem Begehren mit den Fäusten Nachdruck. Das passte in etwa zu Karens Geschichte. Zeitlich kam es auch hin, Januar 1988.

Im Februar 1988 war Peter Kolbe zum ersten Mal festgenommen und zu einer lächerlich geringen Haftstrafe verurteilt worden, weil man seinem ersten Opfer eine gewisse Mitschuld anlastete. Ein halbes Jahr, wovon man ihm zwei Monate auf Bewährung schenkte. Schon im Juli 88 war er wieder auf freiem Fuß und im folgenden Winter erneut straffällig geworden. Im Frühjahr 89 hatte er achtzehn Monate bekommen. Anfang August 1990 war er wieder draußen.

Zurzeit saß Peter Kolbe in der JVA Ossendorf, diesmal für drei Jahre wegen Einbruch in Tateinheit mit sexueller Nötigung und Raub. Der lief vorerst nicht weg. Mit ihm wollte Klinkhammer sich später beschäftigen. Interessant war, dass Kolbe immer bei seiner Mutter gelebt hatte – in der Nähe des Clodwigsplatzes, und dass seine Mutter seit ewigen Zeiten Hundesteuer zahlte.

«Das gibt’s nicht», meinte Klinkhammer fassungslos. «Der fällt über das arme Ding her und schickt anschließend seine Mutter, um mal nachzuschauen, wie es ihr geht.»

«Kann auch anders gewesen sein», sagte die Oberstaatsanwältin. Ihr fiel die Vorstellung schwer, dass Peter Kolbe in äußerst brutaler Weise über ein fünfzehnjähriges Mädchen hergefallen sein sollte. Seine Opfer waren ausnahmslos erheblich älter als er selbst gewesen. Er hatte offenbar ein kleines Problem mit seiner Mutter. Und der Frau, in deren Wohnung er zuletzt eingedrungen war, hatte er die Wahl gelassen, vaginal oder oral. Letzteres wäre für sie vermutlich nicht so unangenehm, hatte er gesagt und sich im Anschluss noch entschuldigt, sie überhaupt mit seinen Bedürfnissen belästigt zu haben.

Nach den telefonischen Auskünften legte die Oberstaatsanwältin ihm die komplette Strafakte Dierden ins Fax, einschließlich sämtlicher Zeugenaussagen, dem Gutachten eines Verkehrssachverständigen und der über Norbert Dierden verhängten Ordnungsstrafe.

Klinkhammer las, dass Karen damals angegeben hatte, sie sei unterwegs gewesen zu einem von ihrer Freundin vermittelten Rendezvous mit dem Vater ihrer Tochter. Das fand er sehr interessant. Noch interessanter fand er, dass es genau genommen zwei Unfälle gewesen waren. Der zweite hatte für die Jugendkammer keine Bedeutung gehabt, weil dabei außer Karen niemand zu Schaden gekommen und auch der Sachschaden nur eine persönliche Angelegenheit gewesen war.

Im Gutachten des Verkehrssachverständigen hieß es, der Ford Taunus müsse mindestens einhundertzwanzig Stundenkilometer schnell gewesen sein, als er das Rad erfasste. Vorgeschriebene Höchstgeschwindigkeit waren

siebzig. Hundertzwanzig! Auf einer kurvigen, hügligen, unübersichtlichen Landstraße! Gefahren von einem achtzehnjährigen Mädchen ohne Führerschein! Dass sie bei diesem Tempo nicht unmittelbar nach dem Zusammenstoß die Kontrolle über das Auto verloren hatte, war erstaunlich. Eine reife Leistung! Und vier Kilometer weiter auf einem schnurgeraden Straßenabschnitt scharf nach rechts in den Kartoffelacker gebrettert. Keine Bremsspur, kein Hindernis auf der Straße, nicht mal ein Randstein, an den sie hätte anstoßen können. Das war keine Fahrt und keine Fahrerflucht, es war nur eine Flucht gewesen, fand Arno Klinkhammer.

Und außer Marko Stichler war niemand hinter ihr. Ein aufgebrachter Augenzeuge, den der Landwirt niederschlagen musste, weil er sie auf der Stelle ersäufen wollte. Daher also kam dieser Satz. Und unterwegs war sie im Auto des Bruders, vor dem sie panische Angst gehabt hatte. Der Grund dafür schien auf der Hand, beziehungsweise im Kartoffelacker zu liegen. Das sah Klinkhammer genauso, wie es damals alle gesehen hatten. Vorher hatte sie ihren Bruder ja auch angebettelt, er möge sie fahren. Die Bettelei interpretierte Klinkhammer so, dass sie sich um männlichen Beistand für ihr Rendezvous mit dem Vater ihrer Tochter bemüht hatte. Sie müsse irgendwas befürchtet haben, meinte er, zu einer zärtlichen Stunde hätte sie kaum ihren Bruder mitnehmen wollen.

Er las noch aufmerksam, wie ihr Bruder in der Verhandlung argumentiert hatte, und fand, Norberts Proteste hätten einiges für sich gehabt. Es war doch ein sehr merkwürdiger Zufall, dass ausgerechnet der Erzfeind ihres Bruders Zeuge des Unfalls geworden war – und auch nicht beim Opfer angehalten hatte.

Nachteile waren Marko Stichler daraus nicht entstanden, jeder hatte Verständnis gezeigt, dass er im Schock eben-

falls Gas gegeben hatte, weil er den Ford Taunus stoppen wollte, damit nicht noch mehr passierte. Aber wenn es nur darum gegangen wäre, warum hatte der besorgte Ehemann dann am vergangenen Vormittag seine Rolle verschwiegen? Sie hatte darüber auch kein Wort verloren.

Als Nächstes rief Klinkhammer in München an, um zu erfahren, wie die Dinge dort standen. Er wurde von Weigler an Wiesbaden verwiesen, was ihn natürlich verblüffte. Dass man schon nach so kurzer Zeit das BKA eingeschaltet hatte, wo Weigler doch überzeugt war von Stefan Leitners Schuld, eine übliche Vorgehensweise war das nicht. Er verlangte energisch Aufklärung. Den Bericht aus dem *Stern* kannte er nicht. Er hatte auch vor fünf Jahren keinen Fragebogen mit Begleitschreiben zu Gesicht bekommen. Wenn die Erftkreispolizei bei dieser Aktion überhaupt bedacht worden war, musste die Sendung in Hürth gelandet sein.

Weigler schilderte die Sache aus seiner Sicht, erzählte von Julia Roberts und ihrem hochverdächtigen Freund, der sich leider erhängt hatte. Und dann sei ihm dieser Spinner vom BKA auf die Pelle gerückt, habe etwas von einem Serienmörder gefaselt, der seine Opfer im Zweijahres-rhythmus jeweils am 14. September nach Italien lockte. Damals seien es angeblich schon fünf gewesen. Nun waren es acht oder neun, eine fehlte dem Geisterjäger nämlich in seiner Sammlung. Aber Barbara Lohmann war nicht die Nummer zehn, darauf wollte Weigler seinen Hals verwetten.

Er erging sich in einer düsteren Prophezeiung. «Scheib wird mit Pauken und Trompeten untergehen, wenn er auf die Alte setzt. Für ihn ist die ein gefundenes Fressen, aber sie lügt, und irgendwann fliegt das auf. Wenn Sie einen guten Rat annehmen wollen, lassen Sie ihn sein Ding durchziehen und halten sich raus.»

Klinkhammer nahm an, dass ihm gar nichts anderes übrig bliebe. Wenn das BKA Unterstützung in einem großen Fall brauchte, würden sie sich die in Köln holen. Ein Serienmörder! Das war ein Hammer! Dass ein BKA-Ermittler sich in eine fixe Idee verrannte, konnte Klinkhammer sich nicht vorstellen – bestimmt nicht mit dem Datum des «Verkehrsunfalls» vor Augen. Was Weigler sich geleistet hatte, ihn loszuschicken, um nur mal schnell ein Alibi zu überprüfen, war an Dämlichkeit kaum zu überbieten.

Als er endlich in Wiesbaden anrief, hoffte er auf ein kleines Zugeständnis. Er wollte sich nicht in einen großen Fall einmischen, nur noch einmal unter vier Augen mit Karen über den Vater ihrer Tochter und den nackten Penner im Teich reden. Wieder wurde er abgeschmettert. Aber er erwischte Scheib auch in einem denkbar ungünstigen Moment.

Nur ein paar Daten

Seit elf Uhr brütete er an seinem Schreibtisch über einem kleinen Häufchen Papier. Lukas Wagenbach hatte wie besprochen den Donnerstag genutzt, um die Hotelbuchungen prüfen zu lassen und die amtlich verfügbaren Daten über Marko Stichler anzufordern. Viel war es nicht, aber das Wenige hatte es in sich.

Wagenbach befand sich in einer Besprechung, das verschaffte Thomas Scheib Zeit und Muße, sich damit auseinander zu setzen. Keine Vorstrafen, jedenfalls keine, die noch irgendwo gespeichert waren. Keine groben Verstöße im Straßenverkehr, kein einziger Vermerk in Flensburg. Marko Stichler war ein Mann mit einer weißen Weste, so wie er sich das Phantom immer vorgestellt hatte.

Bei den erfassten Hotelbuchungen war sein Name nicht aufgetaucht. Blieb Kirbys Theorie vom Wohnmobil, die er verworfen hatte. Im Besitz eines solchen Fahrzeugs war Marko Stichler nicht, auch das hatte Wagenbach schon abgeklärt.

Während er weiterlas, ging ihm kurz noch einmal Stefan Leitner durch den Kopf. Er war unverändert überzeugt, dass der verwöhnte Bengel Barbara Lohmann umgebracht hatte. Aber dann vergaß er das winselnde Bündel in München. Es war ein Background, der seine kühnsten Erwartungen sprengte.

Dominante Mutter! Dass es eine Stiefmutter war, unterstrich den Aspekt noch. Berufstätig, um die Familie zu ernähren! Eine Modelagentur, die auch Schauspielerinnen in unbedeutende Rollen vermittelte. Und er lockte Julia Roberts mit einer großen Rolle in den Tod. Marion

Schneiders toller Job in Rom passte noch besser. Mode! Darauf hätte er eher kommen können.

Verlangte Unterstützung vom Sohn! Vom Stiefsohn wohl erst recht. Vermutlich war ihm in jungen Jahren eine Kamera in die Hand gedrückt worden. Und seitdem war er gezwungen, all die hübschen, jungen Frauen abzulichten, deren Karriereträume seine Stiefmutter in bescheidenem Rahmen zu verwirklichen suchte. Ein oder zwei jüngere Geschwister, weiblich! Eine Halbschwester und die uneheliche Tochter der Stiefmutter.

Auch Wagenbachs Ansichten über die Lebensumstände eines Serienmörders fanden sich wieder. Lange Zeit ein Einzelgänger. Stichler hatte vom dritten bis zum zweiunddreißigsten Lebensjahr unter einem Dach mit seiner Stiefmutter gelebt und war erst ein halbes Jahr nach seiner Hochzeit umgezogen.

Wo er bis zum dritten Lebensjahr untergebracht gewesen war, ging aus den amtlichen Unterlagen nicht hervor. Sein Vater hatte in Köln eine Wohnung gehabt und niemandem mitgeteilt, dass sein Sohn bei einer Großtante in der Eifel gelebt hatte.

Das Datum der Trauung sprach auf den ersten Blick zu seinen Gunsten. Nur zwei Wochen zwischen Julia Roberts' Verschwinden und seinem Gang zum Standesamt. Aber eine traumatisierte junge Frau war keine aufmerksame Partnerin, ihr erzählte man irgendwas, wenn man kaltblütig war, gut vorbereitet und auf den Tag fixiert. Der 14. September war gleich zweimal mit einschneidenden Ereignissen vertreten.

Die Halbschwester Jona war am 14. September 1975 geboren. Rabea Sanfart, die uneheliche Tochter der Stiefmutter, war vier Jahre später an Jonas Geburtstag im Alter von sechzehn Jahren gestorben. Woran, hatte

Wagenbach noch nicht in Erfahrung gebracht. Und am 24. April 1980 war sein Vater mit Jona aus Köln verzogen – nach Rom.

Den April hatte Wagenbach mit einem Textmarker gekennzeichnet, um ihm zu zeigen, dass er mit seinem Widerspruch falsch gelegen hatte, Barbara Lohmann war am 22. April verschwunden. Zwei Tage vor einem Datum, das zweifellos eine unangenehme Bedeutung für Marko Stichler haben musste. Üblich war es nicht, dass ein Vater den einzigen Sohn bei der Stiefmutter zurückließ. Das sah Scheib nicht anders, als Christa Dierden es vor Jahren gesehen hatte. Unter normalen Umständen wäre das kleine Mädchen bei der Mutter geblieben.

Es waren nur ein paar Daten, aber sie machten ihn völlig sicher. Er hatte ihn! Marko Stichler musste der Mann sein, den er seit beinahe acht Jahren suchte. Und wenn ein glücklicher Zufall oder ein gerechter Gott eine alte Kneifzange den Weg eines seit achtzehn Jahren aktiven Serienmörders kreuzen ließ, sollte man da nicht seine Zweifel begraben können? Sollte man wirklich Skrupel haben, weil ein achtfacher Mörder hinter Gitter musste für einen Mord, den ein liebeskranker Knabe begangen hatte?

Was spielte es denn für eine Rolle, ob die Alte log? Sie würde nicht umkippen, das zählte. Wer ihre Behauptungen anzweifelte, stachelte nur ihre Wut an. Auf Stefan Leitner konnte man sich wahrscheinlich auch verlassen, zumindest auf seinen Vater. Und solange Barbara Lohmann verschwunden blieb, solange nicht unwiderlegbare Beweise für Leitners Schuld auftauchten, so lange hatte er zwei Zeugenaussagen, die Marko Stichler als den Letzten nannten, der mit einer vermissten Frau gesehen worden war. Eine eindeutige Sache, zumindest in diesem einen Fall. Jeder Richter musste das ebenso sehen. Aber er wollte ihn nicht für eine, sondern für alle. Und er sah da

auch eine Möglichkeit.

Als Wagenbach gegen drei Uhr hereinkam, telefonierte Scheib gerade mit Fährlich und notierte die Angaben zu Marko Stichlers Kreditkarte. Sie sprachen auch kurz über Oliver Lohmann. Fährlich wollte ihn bei nächster Gelegenheit festnehmen und den Peugeot abschleppen lassen, um Leitner senior wie vorgeschlagen in Sicherheit zu wiegen. Aber Weigler war dagegen und Fährlich unsicher.

«Lassen Sie Lohmann in Ruhe», sagte Scheib. «Über kurz oder lang gibt er von selbst auf.» Dann beendete er das Gespräch, schaute zu Wagenbach hoch und erklärte: «Er ist es.»

«Dachte ich mir, dass du es so siehst», sagte Wagenbach. Er sah es auch so und fragte, wie es in München gewesen war.

Scheib berichtete kurz von der Zeugin, deren Rachsucht in purem Gold nicht aufzuwiegen war, und ausführlich von seinem Telefonat mit Klinkhammer, dem Gestammel der Ehefrau und den Auskünften, die Marko Stichler geboten hatte. Als er Julia Roberts und das Hotel in Weilheim erwähnte, musste Wagenbach schlucken.

«Es spricht alles dafür», sagte er und verwies auf Rabea Sanfart. «Sie dürfte die Schwester gewesen sein, in deren Rolle die Bergholt schlüpfen musste. Eine Knutscherei im Dunkeln, etwas Petting, zu mehr ist er damals kaum gekommen. Wir brauchen den Vater.»

Wagenbach nickte. «Schon veranlasst. Das Mädchen ist der Auslöser. Er prügelt auf die Leichen ein, bestraft die Tote.»

Da es nur drei Leichen gab, und nur bei Anja Heckel und Sabine Bergholt die Spuren von Misshandlungen festgestellt worden waren, war das ein Zugeständnis, das Scheib aus Wagenbachs Mund nicht mehr erwartet hatte.

«Ich fahre hin», sagte er. «Verderben kann ich nichts mehr nach Klinkhammers Einsatz. Wenn er Erinnerungen gehortet hatte, sind die inzwischen an einem sicheren Platz deponiert. Eine Observierung bringt uns erst etwas, wenn ich ihn …»

«Langsam», unterbrach Wagenbach. «Ich verstehe, dass es dich in den Fingern juckt. Aber wir sollten zuerst prüfen lassen, ob außer Roberts noch eine der Frauen Kontakt zur Agentur Stichler hatte. Bei Schneider halte ich das für wahrscheinlich. Konzentrieren wir uns auf diese beiden.»

«Und was haben wir gewonnen, wenn uns in zwei Fällen dieser Nachweis gelingt?», fragte er. «Dann sind wir auch nicht weiter als jetzt. Ein Kontakt beweist keinen Mord. Und ich konzentriere mich auf alle, Lukas, auch auf Habel, Bergholt, Lenz, Karpeling, Brandow und Heckel, es wird keine unter den Teppich gekehrt.»

«Uns wird nichts anderes übrig bleiben», belehrte Wagenbach ihn. «Jeder Staatsanwalt wird dir das bestätigen. Wir können froh sein, wenn es gelingt, ihn mit zwei weiteren vermissten Frauen in Verbindung zu bringen. Nur mit den Geburts- oder Sterbedaten seiner Schwestern überzeugst du keinen Richter.»

Scheib wollte sich von einem plötzlich Bekehrten nicht über das weitere Vorgehen belehren lassen. Er sah keine Gefahr darin, sich persönlich mit Stichler zu beschäftigen, solange der nicht wusste, wer er war.

Wagenbach appellierte an seine Vernunft, mahnte eindringlich: «Du kannst ihn nicht verhören, Thomas, du hast nicht die nötige Distanz. Du trägst diesen Kerl seit beinahe acht Jahren mit dir herum, unterstellst ihm deine Gedanken. Jetzt ist der Punkt erreicht, wo andere sich mit ihm beschäftigen und feststellen sollten, was er wirklich

denkt.»

«Ich will ihn gar nicht verhören», erklärte er. «Im Gegenteil, ich will ihn davon überzeugen, dass er im Fall Lohmann nicht mehr unter Verdacht steht. Vielleicht verführt ihn das zum Leichtsinn. Wenn er sich wieder sicher fühlt, sein Depot aufsucht …»

«Man lässt den Spatz in der Hand nicht fliegen für die Taube auf dem Dach», schnitt Wagenbach ihm das Wort ab. «Depot! Wer weiß denn, ob er überhaupt etwas aufgehoben hat?»

«Ich weiß es», sagte er bestimmt. «Und ich weiß auch, dass er nach Klinkhammers Besuch am Mittwoch kein Feuer angezündet oder sonst etwas getan hat, um alles zu vernichten. Weil er nämlich weiß, dass es vorbei ist und er sich für den Rest seines Lebens nur noch erinnern kann. Ich kriege ihn mit seinen Erinnerungen, Lukas, nur damit, aber damit für alle.»

Wagenbach betrachtete ihn, als wolle er frustriert den Kopf schütteln. Das verkniff er sich, sagte nur: «Na schön, vielleicht ist es einen Versuch wert. Aber deshalb musst du dich nicht persönlich mit ihm unterhalten. Überlass es dem Beamten, den er schon kennt. Der überzeugt ihn vermutlich eher als du.»

Ausgerechnet in dem Moment rief Klinkhammer an, wartete mit den neuen Informationen auf, schilderte seine Vermutungen und sagte: «Wenn Frau Stichler sich bei mir meldet, fahre ich mal mit ihr ins Bergische Land. Vielleicht bringt das was.»

«Sind Sie noch bei Trost?», fuhr Scheib auf. «Sie wimmeln die Frau ab, wenn sie sich meldet.»

«Keine Sorge», versuchte Klinkhammer sein Vorhaben zu retten. «Er wird nichts davon erfahren, daran ist ihr selbst gelegen. Ich habe ein ungutes Gefühl, Herr Scheib.

Ihn hat damals keiner gefragt, wo er hergekommen ist, er war ja nur der Zeuge. Und er hat doch schon vorgebaut, suizidgefährdet. Vielleicht glaubt er, wenn seine Frau morgen oder übermorgen mit einem Föhn in der Wanne läge, gäbe es nicht mehr viele Fragen.»

«Unsinn», erwiderte Scheib. «Das kann er sich nicht leisten. Wenn seiner Frau jetzt etwas zustößt, sitzt er richtig in der Klemme. Sie werden nichts unternehmen. In dieser Sache ist schon genug Mist gebaut worden.»

«Aber nicht von mir», stellte Klinkhammer richtig.

Darauf ging Scheib nicht ein, erklärte stattdessen in etwas versöhnlicherem Ton: «Er ist nicht triebgesteuert, scheidet als Vergewaltiger aus, und damit …» Weiter kam er nicht.

«In dem Fall müsste ihn ja nicht unbedingt der Trieb gesteuert haben», schnitt Klinkhammer ihm das Wort ab. «Er hatte Streit mit ihrem Bruder, es könnte das Bedürfnis nach Rache gewesen sein. An ihren Bruder traute er sich nicht ran, also hat er seine Wut an ihr ausgetobt und später bei ihrer Freundin damit geprotzt.»

«Unsinn», sagte Scheib noch einmal. «Das passt überhaupt nicht zu ihm. Es heiratet auch keine Frau freiwillig ihren Vergewaltiger, der noch dazu ihre Freundin umgebracht hat.»

«Es sei denn, sie hat ein Blackout», meinte Klinkhammer.

«Was sie hat, spielt in diesem Fall keine Rolle», dozierte Scheib. «Er hätte sich nicht vier Jahre Zeit gelassen, eine Mordzeugin unter seine Kontrolle zu bringen. Ich bin morgen früh um sieben Uhr in Bergheim. Das gilt auch für Sie. Sehen Sie zu, ob Sie bis dahin etwas über die Todesumstände von Rabea Sanfart in Erfahrung bringen.»

«Wer soll das sein?», fragte Klinkhammer.

«Stichlers Schwester, vielmehr die Tochter seiner Stiefmutter, verstorben am 14. September 1979.»

«Badeunfall», sagte Klinkhammer knapp und so rasch, dass Scheib erst einmal durchatmen musste.

«Sehr fix, der Mann», meinte Wagenbach, der mithörte.

«Gut», sagte Scheib. «Dann legen Sie mir jetzt den Verkehrsunfall ins Fax, ich schau mir das selbst an.»

Klinkhammer legte ohne ein weiteres Wort auf und tat, wie befohlen. Dann lasen sie erst einmal, was das Faxgerät ausspuckte. In einem Punkt waren sie sofort einig, Mei Li Jau konnte nicht das fehlende Opfer sein, eine Chinesin passte nun wirklich nicht ins Bild. Beim Rest klafften ihre Ansichten auseinander. Scheib sah in dem Unfall den Grund für die Lücke. So hatte Kirby es doch vor fünf Jahren vermutet. Vielleicht war Stichler auf dem Weg zu seinem Opfer gewesen, hatte notgedrungen als Zeuge auftreten müssen und sich nur deshalb wutentbrannt auf Karen stürzen wollen.

«Unsinn», sagte Wagenbach. «Er hätte weiterfahren können, wäre nicht der erste Unfallzeuge gewesen, der sich um nichts kümmert.» Wagenbach stellte fest, dass Karen exakt an Rabea Sanfarts Geburtstag vergewaltigt worden war. Er hielt es für denkbar, dass Klinkhammer mit seinen Vermutungen richtig lag, und riet noch einmal: «Überlass es ihm, Thomas. Wenn die Frau ihn aus eigenem Antrieb angerufen hat, vertraut sie ihm. Gib ihm ein paar Tipps für den Umgang mit ihr, aber halt dich raus.»

Thomas Scheib konnte diesen Rat nicht befolgen, nicht nach all den Jahren. Er musste den Mann, den er für das Phantom hielt, mit eigenen Augen sehen, wollte auch einen persönlichen Eindruck von Karen gewinnen. Und Kirby, den er sofort anrief, als er am Abend nach Hause

kam, hätte ebenso gehandelt wie er. Es gab eine Aussage gegen Marko Stichler. Kein noch so gutgläubiger Polizist würde die unter den Tisch kehren, nur weil er eine kranke Frau hatte. Das musste Stichler wissen. Wenn jetzt nichts weiter geschah, könne man ihn wirklich vergessen, meinte Kirby. Thomas Scheib verließ sich auf ihn, weil Kirby immer einer Meinung mit ihm gewesen war. Hätte er sich diesmal an Wagenbach gehalten, es wäre ihm viel erspart geblieben.

Karen

Der Freitagabend versprach noch richtig schön zu werden. Jasmin kam – mit einer Tasche. Ihre Zahnbürste, einen Schlafanzug und etwas zum Anziehen hatte sie mitgebracht. Weil sie am nächsten Morgen mit ihnen zum Phantasialand fahren sollte, wollte sie über Nacht bleiben. Sarah hatte sie dazu überredet, ausnahmsweise einmal mit der Couch vorlieb zu nehmen, weil Marko sein Bett selbst brauchte.

Kurz nach sieben Uhr rief Marko an – damit sie ihn nicht noch einmal fragen musste, ob er sie noch liebte. Er entschuldigte sich, seine Verhandlungen in Frankfurt zögen sich hin. Jetzt solle er auch noch mit den Leuten essen gehen. Dann schimpfte er auf Margo, die ihm den Termin aufgedrückt hatte und sich selbst ein Wochenende in Berlin gönnte.

«Vor Mitternacht kann ich mich hier kaum loseisen», sagte er. «Wenn du zur Theaterprobe willst, musst du Kevin zu Christa bringen. Er könnte auch dort schlafen.»

Dann hätte sie sich wahrscheinlich einen Vortrag über die Prioritäten einer Mutter anhören müssen. Hobbys kamen an letzter Stelle. Als Marko hörte, dass Jasmin ihr Gesellschaft leistete und über Nacht bleiben wollte, war er erleichtert. Jasmin mit Kevin alleine zu lassen, war kein Problem. Sie schaffte es sogar, ihn ins Bett zu bekommen, indem sie ihn das Lied vom guten Mond singen ließ.

Jasmin blieb umso lieber, weil sie sich nicht auch noch mit Marko auseinander setzen musste. Mit ihm hatte sie immer Schwierigkeiten gehabt, was sicher auf Norberts Einfluss zurückzuführen war. Wenn Norbert meinte, Marko sei arrogant, meinte Jasmin das eben auch. Seit

einigen Monaten hatte sie sogar erhebliche Schwierigkeiten mit ihrem Stiefvater.

Im vergangenen November war Marko einmal unerwartet nach Hause gekommen, während sie Kevin hütete. Karen war noch nicht vom Theater zurück, Kevin schlief längst, und Jasmin schaute sich im Spätprogramm einen Softporno an. Bei Christa durfte sie solche Filme natürlich nicht sehen, da durfte sie nicht einmal um die Zeit noch vor dem Fernseher sitzen. Mit ihren elf Jahren bekam sie schon Stielaugen, wenn sie zwei Nackte in Aktion sah. Ansprechen durfte man sie allerdings nicht darauf – was Marko geflissentlich ignorierte.

Er zog sie gerne damit auf, mahnte scherzhaft, nicht in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten und sich auch nicht an Christa zu orientieren, die bei Norberts Geburt ja ebenfalls noch sehr jung gewesen war. Manchmal erkundigte er sich spöttisch, was Jasmin in ihrem Zimmer triebe, wenn Christa vermutete, sie mache nur Schularbeiten – zusammen mit einem Freund in ihrem Alter, den Christa für absolut harmlos hielt. Jasmin hasste Markos ironische Anspielungen auf Frühreife und vermeintliche Familientraditionen.

Um Viertel vor acht ging Karen nach nebenan. Sie fuhr immer mit den Nachbarn zu den Proben, zum Laufen war es zu weit. Erst kurz vor zwölf kam sie zurück, freute sich darauf, noch eine halbe Stunde mit Jasmin zu kuscheln. Sie war sehr enttäuscht, statt ihrer Tochter ihren Mann anzutreffen. Marko saß noch an Kevins Bett und sang das Lied vom guten Mond. Er nannte keinen Grund, warum er doch früher als angekündigt aus Frankfurt weg gekommen war. Sie fragte auch nicht nach einem, wollte nur wissen, warum Jasmin es sich plötzlich anders überlegt hatte. Sie nahm an, Marko habe das Kind verärgert.

«Ich habe keine drei Worte mit ihr gewechselt», sagte er.

«Als ich hereinkam, stand sie schon abmarschbereit in der Diele. Sie hatte wohl mein Auto gehört.»

«Jasmin hat an Telefon gespielt», erklärte Kevin. «Und mich geschimpft, weil ich meine Pfeife nicht finden konnte.»

«Ist ja gut», sagte Marko. «Jetzt wird geschlafen. Du willst doch morgen nicht müde sein, oder?»

Kevin schüttelte eifrig den Kopf und schloss gehorsam die Augen. Marko legte Karen den Arm um die Schultern und führte sie aus dem Kinderzimmer. «Mach kein Drama daraus, Schatz. Das sind die Vorboten der Pubertät. Morgen hast du sie den ganzen Tag.»

Mit Norbert war vereinbart, dass sie um zehn Uhr bei ihnen vorbeikommen sollten, um gemeinsam nach Brühl zu fahren. Vorher wollte Marko rasch noch einmal zur Agentur, wegen seiner Verhandlungen in Frankfurt, erklärte er, und auf dem Weg noch ein paar Einkäufe für Margo erledigen, damit sie nicht vor einem leeren Kühlschrank stünde, wenn sie aus Berlin zurückkam.

«Das wird aber ziemlich knapp», meinte Karen.

«Ach was», beruhigte er. «Ich fahre früh. Samstags ist auf der Autobahn nicht viel los. Kevin nehme ich mit, dann kannst du dich in Ruhe zurechtmachen. Um zehn Uhr bin ich bestimmt zurück, und wenn nicht, es wird auf eine Viertelstunde nicht ankommen.»

Er führte sie ins Schlafzimmer. Statt einer halben Stunde Kuscheln mit Jasmin gab es eine ganze mit seinen Zärtlichkeiten. «Wie habe ich das vermisst, Schatz», murmelte er.

Es war das erste Mal seit seiner Rückkehr, dass er mit ihr schlief, am Mittwoch und am Donnerstag waren sie dazu beide kaum in der richtigen Stimmung gewesen. Und es war das erste Mal überhaupt, dass sie ihm nichts

vorspielte, sich wirklich hingeben konnte und es genoss. Er spürte das wohl, war so zärtlich, war ganz anders als sonst, viel intensiver und leidenschaftlicher.

Es ging auf halb zwei zu, als er das Licht löschte. Vorher stellte er noch seinen Wecker auf sieben Uhr. Doch das wäre gar nicht nötig gewesen. Kevin weckte ihn schon um Viertel vor sieben mit dem Poltern seiner Bausteine.

Sie wachte auf, als er aus dem Bett stieg und ins Nebenzimmer ging. «Hallo, Frühaufsteher», hörte sie ihn sagen. «Wozu brauche ich einen Wecker, solange ich dich habe. Nun räum die Steine wieder ein. Heute ist kein Tag zum Spielen.»

Es war auch kein Tag zum Sterben, aber das sah ein Mann anders.

DRITTER TEIL
DER GEISTERJÄGER

Die erste Begegnung

Thomas Scheib brach an diesem Samstagmorgen um fünf Uhr auf und traf kurz nach sieben in Bergheim ein. Körperlich fühlte er sich zerschlagen und verkrampft nach kurzem unruhigem Schlaf und der langen Fahrt in angespannter Haltung. Der Kopf dagegen war hellwach, jede Hirnzelle im Alarmzustand. Dass er einen großen Fehler machte, wie Lukas Wagenbach meinte, glaubte er nicht. Aber ihm konnten tausend kleine unterlaufen. Ruhe bewahren, mit keiner Silbe an die toten und vermissten Frauen rühren. Nur nicht die Nerven verlieren und nicht die Geduld. Dabei wurde seine Geduld schon in der ersten halben Stunde auf eine harte Probe gestellt.

Arno Klinkhammer erschien erst um halb acht mit einer Miene, die nicht vom Wunsch nach guter Zusammenarbeit sprach. Verständlicherweise fühlte er sich zum Laufburschen und Chauffeur degradiert, aber nicht für würdig befunden, von dem Mann, der sämtliche Fakten kennen musste, in die Dimensionen dieses Falles eingeweiht zu werden. Ein Serienmörder! Acht, neun oder zehn Opfer!

Klinkhammer hatte eine schlaflose Nacht hinter sich, immer wieder waren ihm Karens Worte durch den Kopf gegangen. «Er wollte mich auf der Stelle ersäufen.» Er hätte wirklich noch einmal unter vier Augen mit ihr reden müssen. Dass er noch ein Wort aus ihr heraus bekäme, nachdem Scheib sich mit ihrem Mann beschäftigt hatte, bezweifelte er stark.

Ohne zu grüßen fragte er Scheib, ob die Sache nicht Zeit gehabt hätte bis Montag oder Dienstag. «Wenn wir am Samstagmorgen in aller Herrgottsfrühe zu zweit bei ihm anrücken, macht das genau den richtigen Eindruck. Oder

ist das der Sinn der Sache? Soll er wissen, dass seine Stunde geschlagen hat? Klären Sie mich auf. Wenn ich Ihre Strategie kenne, mache ich bestimmt nichts falsch.»

«Halten Sie einfach den Mund», sagte Scheib. «Dann machen Sie alles richtig.»

Klinkhammer verzog keine Miene, erkundigte sich nur: «Als was durfte ich mich denn am Donnerstag mit ihm auseinander setzen, als Ihr Versuchskaninchen? Sollte ich nur mal testen, wie er auf Polizei reagiert, damit Sie sich richtig vorbereiten können?»

«Als Sie sich mit ihm auseinander setzten, war ich noch nicht über Ihren Einsatz informiert», erklärte Scheib. «In meinem Sinne war das nicht, das dürfen Sie mir glauben.»

Klinkhammer lachte. «Sie müssen mich ja für ziemlich beschränkt halten. Meinen Sie, ich jage hier nur Tauben? Was ist denn mit dem Verdacht gegen den Knaben in München? Nach allem, was ich von Weigler gehört habe, steht es fifty-fifty. Nehmen Sie sich das Bürschchen lieber noch mal zur Brust, ehe Sie hier auf den Putz klopfen.»

«Für den Knaben bin ich nicht zuständig», erwiderte Scheib.

«Könnte aber nicht schaden, wenn Sie ihn sich einmal richtig vorknöpfen», meinte Klinkhammer. «Der hat schon zu viel Zeit bekommen, sich zu erholen. An Ihrer Stelle würde ich auch seinem Vater mal auf den Zahn fühlen. Wohin fährt denn so ein Bengel, wenn er Mist gebaut hat? Zu Papa, damit der den Mist wegräumt.»

Als Scheib ihm darauf nicht antwortete, erzählte Klinkhammer: «Ich hatte hier so einen Fall. Sechzehnjährige Arzttochter, zweifelsfrei von einem guten Bekannten in einer emotionalen Ausnahmesituation getötet. Mittags waren seine Zwillingsschwester und ihre beiden Kinder tödlich verunglückt. Abends jammerte das Mädchen ihm

etwas vor, weil ein Pferd verkauft worden war, an dem es mit Leib und Seele hing. Da ist er ausgerastet. Sein Vater hat die Leiche beseitigt – so gründlich, dass wir keine Chance hatten, sie zu finden.»

«Wie kommt denn ein Taubenjäger an so einen Fall?», fragte Scheib ironisch.

«Die Vollblutkriminalisten sahen keinen Grund zur Aufregung», antwortete Klinkhammer. «Eine Sechzehnjährige, ich bitte Sie! Feststellen, dass so ein Mädchen sich eine Nacht bei einem Freund gönnt, kann auch ein Trottel. Ich hab's dann ja auch prompt verpatzt. In den ersten Tagen hätte ich wahrscheinlich leichtes Spiel mit dem Täter gehabt. Er war in einer fürchterlichen Verfassung, aber die erklärte sich zuerst im Tod seiner Schwester. Und dann war die Chance vertan. Ich habe zwar noch ein Geständnis bekommen, doch das wurde widerrufen. Und ich hatte nichts in der Hand, um ihn festzunageln. Seinem Vater konnte ich überhaupt nichts beweisen, obwohl ich eine klare Vorstellung hatte, wie die Leiche beseitigt worden war. Wir haben ihm die Bude auseinander genommen, sogar einen Landwirtschaftsexperten zugezogen. Und der meinte, es lohne nicht mehr, dreißig Stück Milchvieh zu schlachten. Kühe haben zwar ein anderes Verdauungssystem als Schweine, aber inzwischen fressen sie ja auch alles.» Danach war er endlich still.

Scheib konzentrierte sich auf die Umgebung. Eine kaum befahrene Landstraße, die Komfortzone des Mörders an einem Samstagmorgen kurz vor acht. Die meisten Bewohner der Zone schliefen wohl noch oder saßen beim Frühstück, um danach Einkäufe zu machen.

Seine Frau hatte auch Einkäufe mit ihm machen wollen. Doch als er mit Kirby telefonierte, das Gespräch führte er in der Wohnung, hörte sie zwangsläufig, worum es ging. Sie konnte es nur nicht glauben. «Habe ich das richtig

verstanden?», fragte sie, als er auflegte. «Es gibt einen Verdächtigen?»

Er nickte und erzählte, um wen es sich handelte.

«Mit Familie habe ich das Phantom nie gesehen», sagte sie.

«Ich schon», erwiderte er. «Und frag mich nicht, wie oft oder in welchen Situationen.»

«Die arme Frau», sagte sie.

Aber wie eine arme Frau sah Karen Stichler nicht aus, als sie ihnen die Tür öffnete, obwohl sie außer dem Ehering keinen Schmuck trug, nicht mal eine Armbanduhr. Sie wirkte auch nicht verwirrt oder depressiv. Nur verlegen in den ersten Minuten – allein mit zwei fremden Männern in ihrer Puppenstube.

Gefrühstückt hatten sie schon, aber der Tisch war noch nicht abgeräumt. Marko war mit Kevin im Bad und sie im Bademantel, als sie erschienen. Klinkhammer wieder in Jeans und Polohemd, mit dieser Frisur, bei der sie unwillkürlich Christa mit Kamm und Schere vor sich sah. Er lächelte sie an, freundlich, beruhigend, als wolle er sagen, nur keine Aufregung, es ist alles in Ordnung.

«Entschuldigen Sie die frühe Störung, Frau Stichler», sagte er, zeigte auf Scheib, der sich hinter ihm hielt. «Herr Scheib aus München. Er hat noch ein paar Fragen an Ihren Mann und möchte sich gerne persönlich mit ihm unterhalten, nicht übers Telefon und drei Ecken. Damit es keine Missverständnisse gibt. Dürfen wir reinkommen?»

Hätte sie nein sagen sollen? Sie führte die beiden Männer ins Wohnzimmer. Mitten im Zimmer blieben sie stehen, keiner setzte sich, obwohl sie auf die Couchgarnitur zeigte. Keiner sagte etwas. Klinkhammer lächelte weiter, als hätte er einen Krampf im Gesicht. Scheib schaute sich aufmerksam um. Plötzlich schämte sie sich

für die Glaskugeln im Fenster, die Seidenblumensträuße, den Kranz an der Haustür, den ganzen Kitsch. Das war nicht sie, das war sie nie gewesen.

Sie fragte sich, was er von ihr denken mochte. Eine dumme Gans, nichts weiter im Kopf als Nippes, vielleicht noch ein paar Kochrezepte. Kein Wunder, wenn der Mann da mal nach anderen schielte und hübsche junge Frauen in sein Auto steigen ließ, wenn sie ihn baten, sie mit nach München zu nehmen.

Kevin kam herunter, um zu sehen, wer geklingelt hatte. Er stürzte sich auf Klinkhammer wie auf einen guten Bekannten, erzählte, was für diesen Tag auf dem Programm stand. «Erst muss ich noch mit Papa einkaufen. Und dann fahren wir dahin. Die haben ein Wildwasserbahn. Wenn ich ein Fisch habe, fahren wir noch mal. Dann nehm ich mein Fisch mit.»

«Das würde ich mir an deiner Stelle aber gut überlegen», sagte Klinkhammer. «Du siehst deinen Fisch nie wieder, wenn du ihn mit auf eine Wildwasserbahn nimmst.»

«Papa kauft mir ein Fisch im Glas», erklärte Kevin eifrig. «Das kann ich gut festhalten.»

Karen beobachtete Scheib. Es sah aus, als zähle er die Seidenblumen und multipliziere sie mit den Glaskugeln. Nachdem das Ergebnis feststand, betrachtete er sie, als hätte sie noch mindestens zwei Kugeln unter dem Bademantel versteckt. Sie fand es unverschämt, wie er sie musterte, als hätte er seit Jahren keine Frau mehr im Bademantel gesehen, eine Dunkelhaarige, die der lebende Beweis dafür schien, dass sämtliche Blondinenwitze an der falschen Haarfarbe herbeigezogen waren.

Klinkhammer tat, als fiele ihm das nicht auf, unterhielt Kevin mit dem Goldfisch, den er als kleiner Junge besessen und einmal mit in die Badewanne genommen

hatte, was dem Fisch nicht gut bekommen war. Fische vertrugen keine Schaumbäder.

«Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?», fragte sie, weil sie das Gefühl hatte, sie sollte etwas sagen, ehe Scheib eine Röntgenaufnahme von ihrer Lunge gemacht hatte.

Er nickte und lächelte. «Sehr freundlich, da sage ich nicht nein.» Sie nahm an, es sei genau die Frage gewesen, die er von einer dummen Gans erwartete.

Es war Scheib nicht bewusst, dass er sie anstarrte und seine taxierenden Blicke bei ihr einen falschen Eindruck wecken könnten. Sie sollte es anschließend auf Diskette festhalten, sodass später etliche Polizisten lesen konnten, was sie empfunden und wie sie ihn beurteilt hatte. Ein Typ wie Marko – nicht nur äußerlich. Sie war überzeugt, dass er wie ihr Mann großen Wert auf gute Arbeit legte. In seinem Fall bedeutete das, er müsste zwangsläufig ein Gerechtigkeitsfanatiker sein.

Dabei versuchte er nur, sie einzuschätzen. Die Frau des Phantoms! Wie oft hatte er sie gesehen in den Armen eines Mannes, der ungefähr seine Größe hatte, in etwa sein Gesicht, seine Figur, seine Haarfarbe und sein Alter. Sie hatte nie ein Gesicht gehabt für ihn, auch nicht viel Verstand. Nun stand sie da, das Gegenteil dessen, was er sich vorgestellt hatte.

Sie war keine ausgesprochene Schönheit wie Julia Roberts, Sabine Bergholt, Waltraud Habel und die anderen. Aber hässlich war sie gewiss nicht. Eine gute Figur, ein apartes Gesicht, wachsame, misstrauische Augen. Ein wacher Verstand, darauf hätte er geschworen. Eine intelligente junge Frau, deren Haut an Stirn, Wangen und Hals plötzlich von einem zarten roten Schimmer überzogen wurde. Scham!

Er fragte sich, wofür sie sich schämte. Sie griff nicht an

ihren Bademantel. Dass er mehr von ihren Brüsten freigab, als züchtig gewesen wäre, schien ihr nicht bewusst oder nicht wichtig. Und er sah sonst keinen Grund – außer dem Wissen, dass ihr Mann alle zwei Jahre etwas tat, woran sie bisher geflissentlich vorbeigeschaut hatte. Und nun zwangen zwei Polizisten sie, genau hinzusehen, sich dem Grauen vor der Welt zu stellen. Es gab viele Irrtümer in diesem Fall, das war sein größter.

Seidenblumensträuße und Glaskugeln, las auch er später. Ihn störte die Dekoration nicht, sie wunderte ihn nur, offenbarte einen neuen Aspekt. Eine derart weiblich verspielte Note hatte er nicht erwartet im Haus eines seit achtzehn Jahren aktiven Serienmörders. Einer Frau freie Hand in Einrichtungsfragen zu lassen, stand im Widerspruch zu Kontrollbedürfnis und Machtstreben. Es sei denn, dieses Haus war für Marko Stichler nur die Fassade des integren Bürgers, die seine Frau nach eigenem Gutdünken dekorieren durfte. Sein Lebensmittelpunkt lag woanders. Und dort dekorierte er – mit den Erinnerungsstücken seiner Opfer.

Er versuchte abzuschätzen, ob ein Vorstoß bei Karen lohnte, vielleicht am Montag, wenn ihr Mann anderswo beschäftigt war. Das durfte Klinkhammer gerne übernehmen. Dass sie sich ihm eher öffnen würde, war nicht zu übersehen. Jedes Mal entspannte sich ihre Miene, wenn ihre Augen auf Klinkhammer trafen, der das nervige Kerlchen unterhielt.

Nach ihrer Einladung zum Kaffee wollte sie in die Küche. Doch in dem Moment kam ihr Mann die Treppe herunter. Ein anderes Kaliber als das winselnde Bündel Stefan Leitner. Selbstbewusst und arrogant, der erfolgreiche Fotograf, der nur unterwegs gewesen war, um auszuspannen in freier Natur. Weil er nach Wochen harter Studioarbeit mit strapaziösen jungen Frauen keine

hübschen Gesichter mehr sehen konnte – es sei denn, sie lagen in einem schlammigen Tümpel oder einer Pfütze, und er durfte ihnen den Fuß ins Genick setzen wie ein Großwildjäger.

Scheib kam nicht umhin, ihn für seinen Auftritt zu bewundern. Stichler schien nicht das Geringste zu befürchten. Die Polizei so zu provozieren, durfte sich eigentlich nur ein Mann erlauben, der allein mit seinem Wagen auf einem Waldweg gestanden hatte. Scheib sah sich in den Annahmen bestätigt, die er in München gewonnen hatte.

Für ihn hatte Stichler nur einen flüchtigen Blick. Er konzentrierte sich auf Klinkhammer, die Stimme scharf wie ein geschliffenes Messer: «Hatte ich Ihnen nicht meine Firmenanschrift genannt?»

Klinkhammer hob bedauernd die Schultern und spielte unaufgefordert den Taubenjäger. «Ja, hatte ich mir aber leider nicht notiert. Es sind auch nur noch ein paar Fragen.»

«Die ich Ihnen gerne am Montag beantworte», erklärte Stichler. «Aber mehr als ich bereits am Donnerstag zu Protokoll gegeben habe, kann ich Ihnen auch am Montag nicht sagen. Und nun entschuldigen Sie uns bitte. Ich habe meinem Sohn einen Ausflug versprochen.»

Es wäre Karen entschieden lieber gewesen, er hätte einen anderen Ton angeschlagen, etwas freundlicher. Er musste sie doch nicht mit Gewalt gegen sich aufbringen.

An Klinkhammers Stelle antwortete Scheib: «Wir halten Sie nicht lange auf, Herr Stichler. Ihre Frau war so nett, uns zu einem Kaffee einzuladen. Da können wir das gleich klären, es geht genau genommen nur um …»

«Nein», schnitt Stichler ihm das Wort ab und zeigte auf die Tür. «Wenn die Angaben, die ich am Donnerstag

gemacht habe, nicht reichen, möchte ich jetzt offiziell Anzeige wegen Verleumdung gegen diese alte Frau erstatten. Fahren wir.»

«Darf ich mit?», fragte Kevin. «Ich bin auch ganz lieb.»

Von einer Sekunde zur nächsten verwandelte sich der wütende Mann in einen zärtlichen Vater, nahm den Jungen auf den Arm, schlug einen sanften, erst bedauernden, dann enthusiastischen Ton an. «Heute geht es leider nicht. Aber ich habe eine gute Idee, du fährst mit Oma Christa, Michael und Jasmin voraus. Ich komme nach, sobald ich alles erledigt habe.»

Zu Karen sagte er: «Ich bringe ihn rasch vorbei, dann geht er dir nicht auf die Nerven. Wenn es etwas später werden sollte und sie nicht auf uns warten wollen, können sie in zwei Autos vorausfahren. Sarah hat ja auch einen Kindersitz im Wagen.»

«So viel Mühe ist gar nicht nötig», sagte Scheib rasch. «Wir brauchen nur genauere Angaben zu der Strecke, die Sie zwischen siebzehn und einundzwanzig Uhr gefahren sind. Das können wir wirklich hier machen.»

«Nein», sagte Stichler wieder. «Ich nehme doch an, Sie haben verstanden, was ich sagte. Ich will Anzeige erstatten. Danach können Sie mir gerne ein paar Fragen stellen, aber nicht in Gegenwart meiner Frau. Die Sache hat sie schon genug aufgeregt.»

«Jetzt mach doch nicht so ein Theater um mich», bat Karen. «Mir ist es lieber, wenn ich die Fragen höre, als dass ich mir den Kopf …»

«Schatz», unterbrach er sie liebevoll, aber nachdrücklich. «Du musst dir nicht den Kopf zerbrechen. Ich weiß schon, was ich tue, mach dir keine Sorgen.»

Dann ging er mit Kevin auf dem Arm in die Diele, öffnete die Haustür und trat ins Freie. Scheib und

Klinkhammer folgten ihm notgedrungen. Klinkhammer lächelte sie noch einmal bedauernd an, ehe er die Haustür hinter sich zuzog – und wurde den Anblick lange Zeit nicht los. Seltsamerweise sah er noch Wochen später ihr Gesicht so, wie es in dem Moment war, unversehrt, mit dieser Bitte in den Augen. Sorgen Sie dafür, dass alles in Ordnung bleibt. Das war ihm leider nicht vergönnt.

Marko Stichler verschwand mit seinem Sohn in der Garage. Thomas Scheib und Arno Klinkhammer stiegen in den Dienstwagen der Bergheimer Polizei und warteten darauf, dass der Mercedes-Kombi ins Freie fuhr – etwa drei Minuten später, die Zeit eben, die es brauchte, ein Kind in seinem Sitz unterzubringen und sich selbst hinters Steuer zu setzen.

Als die beiden Wagen abfuhren, war es etwa halb neun. In der Ortsmitte hielt der rote Mercedes-Kombi noch einmal an, Marko lieferte seinen Sohn bei Christa ab und bot eine kurze Erklärung. Wenige Minuten später rief Karen bei ihrer Mutter an und fragte, ob Jasmin ihr Gesellschaft leisten möge, bis Marko zurückkäme. Jasmin mochte nicht. Christa fragte, ob Karen mit ihnen nach Brühl fahren wolle. Doch Karen wollte auf ihren Mann warten.

Marko

Kurz vor neun saßen sie zu dritt in Klinkhammers Büro. Es war ganz anders, als es sich Scheib in den vergangenen Jahren ausgemalt oder erträumt hatte. Glatte Miene, kein Zucken der Augenlider, kein Zeichen von Bedauern, kein Gefühl. Emotionen zeigte Stichler durchaus, zu Anfang hauptsächlich Zorn und Nervosität. Ein unbescholtener Bürger, der sich fragte, was im Kopf einer alten Frau vorgehen mochte, die sich aufführte wie eine Kneifzange und es nicht verzieh, wenn man sie so nannte. Von einer Anzeige wegen Verleumdung war nicht mehr die Rede, weil ihn nicht nur Anni Weingräber erboste. Auch auf seinen Schwager war er nicht gut zu sprechen.

Mit Norbert begann er, begründete damit sein unfreundliches Verhalten und das Bestehen auf der Fahrt nach Bergheim. Er nahm an, die Polizei sei nur noch einmal gekommen, weil sein Schwager sich verpflichtet gefühlt hätte, ihnen seinen hirnrissigen Vorschlag als denkbare Möglichkeit zu unterbreiten. Dazu wollte er in Gegenwart seiner Frau nicht Stellung nehmen. Ihr Bruder hatte sie schon genug aufgeregt mit seinen verrückten Ansichten. «Mein Schwager meinte allen Ernstes, ich solle erklären, Frau Lohmann schon einmal in Köln begegnet zu sein.»

Das klang aufrichtig und empört. Wo in Köln er Barbara Lohmann begegnet sein sollte, sagte er nicht. Mit keiner Silbe erwähnte er, dass Norbert und Oliver Arbeitskollegen waren.

Dann wiederholte er im Wesentlichen noch einmal, was Klinkhammer am Donnerstag telefonisch durchgegeben

hatte. Immer wieder flocht er schwärmerische Sätze über die Schönheiten der Natur und den geplanten Bildband ein. Mehrfach schaute er auch verstohlen auf seine Armbanduhr. Dabei bestritt er das Gespräch, als Verhör konnte man es nun wirklich nicht bezeichnen, in der ersten Stunde praktisch alleine.

Um Viertel vor zehn schlug er vor: «Da ich mich ungern ein Dutzend Mal wiederhole, wie wäre es mit einer Gegenüberstellung? Ich bin bereit, einen Tag zu opfern, wenn sich die Angelegenheit damit aus der Welt schaffen lässt. Und ich glaube kaum, dass diese Frau bei ihrer Aussage bleibt, wenn sie mir dabei ins Gesicht schauen soll.»

Klinkhammer gab mit einem Nicken zu verstehen, dass er den Vorschlag für vernünftig hielt, ansonsten hielt er sich raus.

«Ich fürchte, das wird sie, Herr Stichler», sagte Scheib und wies darauf hin, dass Stefan Leitner seine Freundin an der Raststätte Edenbergen ebenfalls mit einem dunkelhaarigen Mann gesehen haben wollte.

«Aber ich war nicht an dieser Raststätte», begehrte Stichler auf. «Und wenn ich um neunzehn Uhr auf dem Waldweg eine junge Frau in meinem Wagen gehabt hätte, wäre ich kaum so verrückt gewesen, sie nach der Begegnung mit dieser Alten zu töten.»

«Sie soll bereits tot gewesen sein», erklärte Scheib. «Laut Aussage der Zeugin lag sie mit geschlossenen Augen hinten im Wagen und war zugedeckt mit einer schwarzen Jacke.»

«Ich besitze keine schwarze Jacke», sagte Stichler unwillig. «Ich habe auf diesem Weg nur einen Reifen gewechselt.»

Darauf folgte die zweite längere Ausführung über seinen Schwager. Er erwähnte auch die Werkstatt, aber nur im

Zusammenhang mit seinem Verdacht, dass man ihm dort einen Satz alter Reifen angedreht hatte. Und weil er handwerklich ungeschickt sei, habe er beim Reifenwechsel das blaue Sweatshirt verdorben, in dem die alte Frau ihn gesehen hatte. Und weil er sich denken könne, dass die Polizei über kurz oder lang nach seiner Kleidung fragte, sage er das lieber gleich: Er habe bezweifelt, dass die Schmiere sich auswaschen ließ, seiner Frau nicht zumuten wollen, sich vergebens darum zu bemühen und an ihren hausfraulichen Qualitäten zu zweifeln, was unweigerlich zu einem Depressionsschub geführt hätte. Deshalb habe er das Sweatshirt weggeworfen, sonst hätte er es für eine Untersuchung zur Verfügung gestellt.

Klinkhammer war nicht bekannt, dass das Sweatshirt längst im Münchner LKA-Labor lag. Bis dahin hatte er wie befohlen den Mund gehalten, ihn nur geöffnet, um sich eine Zigarette zwischen die Lippen zu schieben. Nun konnte er sich die Frage nicht verkneifen: «Und was ist mit der Hose? Sie haben den Reifen doch bestimmt nicht mit nacktem Hintern gewechselt.»

Stichler lächelte entschuldigend. «Leider schon gewaschen. Wenn ich geahnt hätte, dass es wichtig werden könnte, hätte ich meine Wäsche liegen lassen. Aber wer rechnet denn damit, plötzlich in solch einen Verdacht zu geraten?»

«Eine Wäsche macht nichts», sagte Thomas Scheib und erinnerte Klinkhammer mit einem kurzen Blick an seine Statistenrolle. «Unsere Labors haben Möglichkeiten, die man nicht unterschätzen sollte. Würden Sie uns die Hose für eine Untersuchung zur Verfügung stellen – auf freiwilliger Basis?»

«Ich war schon am Donnerstag bereit, Ihnen auf freiwilliger Basis meinen Wagen zur Verfügung zu stellen», erinnerte Stichler. «Selbstverständlich gilt das

auch für meine Hosen. Es sind sieben Stück. Ich war zwei Wochen unterwegs und weiß nicht mehr, welche ich am Ostersamstag getragen habe. Wollen Sie alle?»

«Wir haben aber keine Ersatzhosen», ließ Klinkhammer sich vernehmen. Das konnte er sich nicht verkneifen.

«Das wäre zu viel Aufwand», sagte Scheib. «Im Grunde geht es ja nur um den Beweis, dass Sie alleine unterwegs waren. Den können wir wahrscheinlich anders erbringen.»

Er hatte eine Karte von Süddeutschland mitgebracht, entfaltete sie und bat ihn zu zeigen, wo der Reifenwechsel stattgefunden habe. Nach einigem Überlegen umkreiste Stichler einen grünen Fleck mit einer Fingerspitze. «Es könnte hier gewesen sein. Genauer kann ich das nicht sagen.» Musste er auch nicht. Scheib wusste ja, wo das Sweatshirt gelegen hatte, nicht an dem Fleck, auf den Stichler zeigte. Aber sich auf einer Karte um zwei Kilometer zu verschätzen, das konnte passieren.

Da sie einmal dabei waren, forderte Scheib ihn auf, die gesamte am Ostersamstag gefahrene Strecke zu zeigen und jeden Haltepunkt so exakt wie möglich zu markieren. Zuerst protestierte Stichler. Für die Polizei seien doch nur die fünf Stunden zwischen seinem letzten Tankstopp und dem Einchecken im Hotel relevant, meinte er. Und auf der Karte seien Straßen verzeichnet, keine Feld- oder Waldwege, auf denen er sich in der fraglichen Zeit überwiegend aufgehalten habe. Abgesehen davon habe er schöne Motive gesucht, nicht die Nähe anderer Menschen. Außer dem alten Paar habe er niemanden bemerkt, und die Kneifzange hätte er liebend gerne auch noch übersehen.

Das konnte Scheib nachempfinden. Er gab zu bedenken, dass ihn aber trotzdem jemand gesehen haben könnte. Schönes Wetter, Osterwochenende, er und das alte Ehepaar waren gewiss nicht die Einzigen gewesen, die es

an so einem Tag in die Natur zog.

Stichler nickte, als überzeuge ihn dieses Argument. Er schaute wieder auf seine Uhr und bat: «Darf ich kurz meine Frau verständigen? Sie wartet bestimmt schon und macht sich Sorgen.»

Gegen einen Anruf daheim waren keine Einwände zu erheben. Inzwischen war es zehn Uhr. Er zog sein Handy aus der Hosentasche. Es war nicht in Betrieb, er musste es einschalten, seinen Pincode eingeben und ein paar Sekunden warten, ehe sich ein ausreichender Empfang aufgebaut hatte. Dann wählte er eine Nummer, bekam jedoch keine Verbindung. Aber das beunruhigte ihn nicht, im Gegenteil. Er schaltete das Handy wieder aus, entspannte sich und meinte, seine Frau sei wohl mit ihrer Familie zum Ausflug aufgebrochen. Irgendeiner habe sie bestimmt überredet, mitzukommen, damit sie nicht alleine da saß und grübelte.

Danach war er sehr umgänglich, gab sich dem Anschein nach große Mühe mit der Rekonstruktion seiner Fahrtroute, dachte angestrengt nach, zog mit einem Stift Kreise um zwei weitere Punkte im Grünen.

Scheib stellte sich vor, dass Suchtrupps mit Hunden und Methansonden auch diese Waldstücke durchkämmten und die sterblichen Überreste von Julia Roberts fänden. Es war nur ein kühner Traum. So dumm wäre das Phantom nicht, ein Grab zu bezeichnen. Und nach sechs Jahren im Waldboden noch etwas aufzuspüren, da brauchte man schon genaue Anhaltspunkte. Er hatte Julias Grab besucht, darauf hätte Thomas Scheib geschworen. Und nicht nur ihres, immerhin war er zwei Wochen unterwegs gewesen. Wahrscheinlich hatte er sich auch alle Tatorte noch einmal angeschaut und ein paar Fotos geschossen – für einen Bildband mit Naturaufnahmen, besinnliche Eindrücke! Bäume und Bäche! Vielleicht auch einige Pfützen?

In diesen Minuten glaubte Scheib zu wissen, wie die Antwort des Phantoms auf den Bericht im Wochenmagazin aussehen sollte. Kein weiteres Opfer, auf gar keinen Fall Barbara Lohmann. Ein Buch, zugänglich für jeden, auch für Polizisten. Eine Dokumentation, deren Bedeutung außer dem Mörder niemand begreifen konnte. «Würden Sie uns ein paar Aufnahmen zur Verfügung stellen?», fragte er. «Etwas Markantes, das Einheimische auf einer Fotografie wieder erkennen. Es könnte nützlich sein.»

«Ich kann am Montag Abzüge machen und nach München schicken», erklärte Stichler bereitwillig.

Klinkhammer wunderte sich sehr und ärgerte sich auch, als es danach nur noch um die Schönheiten der Natur, den Unterschied zwischen Beruf und Hobby ging und Scheib und Stichler ihre Seelenverwandtschaft bekundeten. Diese ruhigen Eindrücke hatten etwas Unvergängliches, einen Hauch von ewigem Leben. Für einen Polizisten, der sich zwangsläufig viel mit dem Tod beschäftigen müsse, sei das Entspannung pur, behauptete Scheib, zückte seine Brieftasche, nahm einige Fotos heraus, breitete sie vor Stichler aus und erklärte mit verschämtem Unterton, dass er nur eine billige Kamera aus dem Kaufhaus benutze.

Es waren Aufnahmen aus dem Spessart. Nicht unmittelbar die Fundstelle Bergholt, nur die Umgebung, trotzdem ein gewagtes Spiel. Wenn Stichler sich häufig in diesem Waldstück aufgehalten hatte, mochte ihm das eine oder andere Detail vertraut vorkommen. Dann musste er auch eine Reaktion zeigen, ein leichtes Aufblitzen in den Augen, einen Moment der Irritation oder die Andeutung eines überheblichen Lächelns. Aber es kam nichts. Er erkundigte sich nur, wo die Fotos entstanden seien, nahm die Lüge Bayrischer Wald hin, ohne mit der Wimper zu zucken, und riet ihm, eine bessere Kamera zu kaufen.

«Hat meine Frau auch schon gesagt», erklärte Scheib

und war in dem Moment zufrieden, meinte, es sei ihm gelungen, das Phantom zu überzeugen, dass ihm von Seiten der Polizei keine Gefahr mehr drohe, weil sie alle viel zu dämlich seien. Er faltete die Karte zusammen und sagte noch: «Dann hoffen wir jetzt, dass wir ein paar Zeugen auftreiben, die Sie unterwegs gesehen haben – und zwar alleine.»

«Ihre Hoffnung in allen Ehren, Herr Scheib», erwiderte Marko Stichler. «Ich sehe nur nicht, wie sie mir helfen soll, solange zwei Leute behaupten, mich mit Frau Lohmann gesehen zu haben. Rein theoretisch könnte ich mich ihrer zwischen siebzehn und neunzehn Uhr entledigt haben. Sie könnte auch tatsächlich noch in meinem Wagen gewesen sein, wie Ihre Zeugin behauptet. Nehmen wir an, ich hätte sie betäubt, deshalb die geschlossenen Augen. Nach dem unliebsamen Zwischenfall hätte ich eine Decke über sie gelegt. Dann hätte ich noch eine ganze Weile mit ihr herumfahren können, ohne dass jemand etwas von ihr gesehen hätte. Und nach Einbruch der Dunkelheit hätte ich mir eine wirklich einsame Stelle gesucht, sie getötet und ihre Leiche verschwinden lassen.»

Sekundenlang fühlte Scheib sich durchschaut. Kirbys Stimme klang ihm im Kopf. «Dieser Kerl spielt nicht.» Und wie er spielte! Mit einem Polizisten aus München! Natürlich hatte er sich vorher überlegt, ob es nicht ratsamer wäre, als Beamter der Kölner Kripo aufzutreten. Aber das hätte die Sache unnötig aufgebauscht. Und es gab schließlich mehr als einen Polizisten in München. Doch nun hätte er geschworen, dass Stichler im Zusammenhang mit dieser Stadt nur einen sah, seinen Jäger.

Als er nicht reagierte, sagte Stichler auch noch: «Ich habe das Hotel in Weilheim übrigens um fünf Uhr morgens ohne Frühstück verlassen, falls Ihnen das noch nicht bekannt sein sollte. Das könnte theoretisch bedeuten,

dass ich noch etwas wegräumen musste, ehe die ersten Osterspaziergänger darüber stolperten.»

«Theoretisch», bestätigte Scheib. «Aber praktisch braucht man für einen Mord auch ein Motiv. Und ich schätze, Frau Lohmanns Freund hatte ein besseres als Sie.»

«Es freut mich, dass Sie das so sehen», sagte Stichler. «Wenn Sie es auch beweisen könnten, wäre ich Ihnen sehr verbunden.»

Das konnte Scheib sich lebhaft vorstellen. Welch ein Triumph, seine Unschuld in diesem einen Fall ausgerechnet von seinem Jäger beweisen zu lassen.

Marko Stichler verabschiedete sich wenige Minuten vor elf mit Handschlag und einem Lächeln, das Thomas Scheib noch Stunden später verfolgte. Er wunderte sich über sich selbst, diese plötzliche Ruhe, die innere Gelassenheit, dass er die dargebotene Hand nehmen konnte, ohne dabei Sabine Bergholts zerschlagenes Gesicht oder Waltraud Habels kleine Tochter vor sich zu sehen, der diese Hand die Mutter genommen hatte.

Nach beinahe acht Jahren am Ziel. Und nun konnte er es so sehen wie Wagenbach. Egal, wie viel man beweisen konnte und wie viel ungesühnt bleiben musste. Er hatte ihm das Handwerk gelegt, nur das zählte. Es würde keine Frau mehr mit ihrem Gesicht in eine schlammige Pfütze getreten, ermordet und irgendwo verscharrt werden.

Eine halbe Stunde saß er noch mit Klinkhammer zusammen und bot ihm endlich einen Überblick von Anja Heckel bis Waltraud Habel, umriss das Täterprofil und die Bedeutung des 14. September in Stichlers Vita, verschwieg auch nicht, wie es um die Beweislage bestellt war, und erklärte das weitere Vorgehen. Stichler mit seiner Überheblichkeit schlagen und zum Leichtsinn verführen.

Für Klinkhammer bedeutete das, Taubenjäger spielen, falls Stichler bei ihm nachfragte, wie die Dinge standen. Keine Bemerkungen mehr über Miethosen oder nackte Hintern.

«Wenn Sie Dampf ablassen müssen», empfahl er, «fluchen Sie auf mich. Stichler steht im Fall Lohmann nicht mehr unter Verdacht. Von anderen Fällen wissen Sie nichts. Wenn er nicht zu Ihnen kommt, gehen Sie damit zu ihm.»

Klinkhammer nickte zwar. Doch selbst wenn er gewollt hätte, an diesen Befehl konnte er sich nicht halten.

Der Taubenjäger

Der Anruf aus der Polizeiwache Bergheim erreichte ihn um fünf Uhr nachmittags. Arno Klinkhammer war mit Gartenarbeit beschäftigt. Seine Frau Ines genoss die Sonne in einem Liegestuhl auf dem Rasen und versuchte, ein Manuskript zu redigieren. Sie war Lektorin bei einem Kölner Verlag, brachte oft Arbeit mit nach Hause, weil sie dort mehr Ruhe fand. Diesmal kam sie über eine halbe Seite nicht hinaus, weil er sich ohne Unterbrechung über den «arroganten Typ vom BKA» ausließ.

Er regte sich auf, seit er nach Hause gekommen war. So was nannte sich nun Sonderermittler oder Fallanalytiker, ließ den Verdächtigen schwafeln, zeigte ihm ein paar Bildchen mit Grünzeug und plauderte mit ihm über die Schönheiten der Natur. Das hätte nun wirklich Zeit gehabt bis Montag oder Dienstag. Wenn er wenigstens nachgehakt hätte, als ihm diese Brocken hingeworfen wurden, das entsorgte Sweatshirt und die Sache mit dem Schwager. Vor allem der Schwager! Er musste ja einen Grund haben für seinen guten Rat, der Polizei zu erzählen, die vermisste Frau gekannt zu haben.

Klinkhammer ereiferte sich, bis das Telefon klingelte. Ines hatte das Mobilteil mit ins Freie genommen, nahm das Gespräch entgegen und winkte ihn heran. Er rammte den Spaten in ein Blumenbeet, hörte ein paar Sekunden lang schweigend zu und stieß einen Fluch aus. «Ich hab’s geahnt, aber Scheib wusste es ja besser.»

Dann ging er ins Haus, wusch sich die Erde von den Händen und den Schweiß von der Haut. Es war ein sehr warmer Tag für Anfang Mai. Er zog die Jeans und das

Polohemd über die Shorts, schlüpfte mit nackten Füßen in seine Sandalen. Ines hörte noch die Haustür zuschlagen, den Motor seines Wagens aufheulen und widmete sich endlich dem Manuskript.

Klinkhammer fuhr nach Sindorf. Ein Streifenwagen war bereits dort. Die halbe Nachbarschaft stand auf der Straße und lauschte gespannt. Karens Familie und die Besatzung des Streifenwagens hielten sich im Haus auf. Es herrschte ein lautstarkes Durcheinander. Kevin und Michael stritten im Garten um ein Spielzeug. Jasmin bemühte sich zu schlichten und übertönte die Jungs dabei noch. Christa lief zwischen Wohnzimmer und Terrasse hin und her und forderte wiederholt in hysterischem Ton: «Jetzt gebt endlich Ruhe, das ist ja nicht auszuhalten.» Sarah versuchte, ihre Schwiegermutter zu beruhigen. Die beiden Polizisten hatten alle Hände voll zu tun, Norbert und Marko auseinander zu halten.

Klinkhammer musste viermal klingeln, ehe ihm geöffnet wurde. Nachdem es ihm dann endlich gelungen war, für etwas Ruhe zu sorgen, erklärte Stichler, es bestehe wahrscheinlich kein Grund zur Aufregung, seine Frau sei nicht da. Ihre Handtasche mit Personalausweis und einer stets gut gefüllten Geldbörse, die normalerweise immer auf der Garderobe läge, fehle ebenfalls. Sie müsse das Haus vor zehn Uhr verlassen haben, meinte er und erinnerte daran, dass er um die Zeit vergebens versucht hatte, sie telefonisch zu erreichen.

Das war Klinkhammer noch gut im Gedächtnis, ebenso, dass Stichler der Meinung gewesen war, seine Frau sei mit der Familie zum Ausflug aufgebrochen. Doch kaum war das ausgesprochen, brüllte Norbert Dierden erneut los: «Warum hat er sich nicht vergewissert? Ein Anruf hätte genügt. Aber dann wären wir zurückgekommen. Das war nicht der Sinn der Sache. Es war eine günstige

Gelegenheit, eine bessere konnte nicht mehr kommen. Jetzt bildet er sich ein, er kriegt ein Alibi von der Polizei.»

Nach dieser Anschuldigung kam niemand mehr richtig zu Wort. Jeden Ansatz, egal, ob von Marko oder Klinkhammer, überschrie Norbert. Als Klinkhammer ihn bat, er möge seinen Schwager doch einmal ausreden lassen, brüllte er: «Wozu? Er erzählt doch nur Müll! Seit meine Schwester diese verfluchte Zeitung in die Finger bekommen hat, war sie ihres Lebens nicht mehr sicher.»

«Du bist ja verrückt», fuhr Marko auf.

Norbert wandte sich ihm zu und schrie weiter, als bekäme er kaum noch Luft: «Und warum sollte sie unbedingt mit in Urlaub? Unterwegs hättest du freie Hand gehabt. Wie hattest du dir das denn vorgestellt? Ich hab Gas im Wohnmobil. Kleine Explosion, während du draußen ein paar Büsche ablichtest? Und der Quälgeist wäre natürlich bei dir gewesen.»

Marko tippte sich an die Stirn. «Bist du noch bei Verstand?»

Norbert nickte ruckartig. «Darauf kannst du Gift nehmen. Karen konntest du wohl erzählen, du wärst eifersüchtig. Du weißt doch gar nicht, was das ist. Wenn du vor dem Spiegel stehst, ist kein Platz mehr für einen anderen. Du konntest nicht zulassen, dass Gerber sie dazu bringt, sich zu erinnern, was sie damals tatsächlich gesehen hat. Um was anderes ging es nicht.»

Klinkhammer hütete sich, Norbert noch einmal zu unterbrechen. Es wurde mit jedem Satz aufschlussreicher. «War eine hübsche Story mit Li und Karotte. Für eine Stunde hab sogar ich es geschluckt. Die Sache hat aber einen Haken. Den konntest du nicht sehen, weil du meine Schwester nicht gekannt hast, wie sie früher war. Einsame Spitze. Da hat ein Blick in den Autoatlas genügt. Sie ist

genau da ausgekommen, wo sie hin wollte, darauf verwette ich meinen Hals.»

Norbert schob eine Haarsträhne zurück, die ihm beim heftigen Nicken in die Stirn gefallen war. Es schien, dass er sich ein wenig beruhigte, nur die atemlose, gepresste Stimme verriet noch den inneren Aufruhr. «Leider hat sie nie begriffen, wenn sie verarscht wurde. Wie war das für dich? Schatz hinten, Schatz vorne, nachdem du sie ersäufen wolltest. Da hast du dich wohl verplappert in der ersten Wut, dass sie dir entwischt ist.»

Marko schüttelte fassungslos den Kopf. «Was geht nur vor in deinem Hirn? Ich habe Karen so verstanden, dass sie meint …»

«Du brauchtest Karen nicht zu verstehen», unterbrach Norbert ihn erneut. «Du hast es doch immer besser gewusst als sie. Aber jetzt war sie auch verdammt nahe dran. Wenn sie noch mal richtig nachgedacht hätte, wäre ihr bestimmt ein Licht aufgegangen. Es war ziemlich kühl an dem Freitag, geregnet hat’s auch. Und so blöd ist kein Penner, seine Klamotten zu waschen, wenn er sich dabei den Arsch abfriert.»

«Das reicht jetzt», sagte Marko energisch. «Du verlässt auf der Stelle mein Haus.»

«Ich gehe erst, wenn ich weiß, wo Karen ist», erklärte Norbert. «Wo hast du sie hingebracht, noch mal in die Eifel oder an das Wasserloch, in dem Li krepiert ist? Ein romantisches Fleckchen in der Nähe von Kürten-Biesfeld. Das habe ich gestern Abend gefunden. Wilde Enten gibt’s da immer noch. Da hatte Li noch zu tun an dem Nachmittag, bis um vier Uhr, mehr wusste Karen nicht. Das heißt, sie konnte auch nirgendwo anders hinfahren. Und wenn sie zu spät gekommen ist, kam sie vermutlich gerade richtig zum Finale.»

«Du bist ja völlig von Sinnen!» Nun wurde auch Marko laut. «Ich habe den Namen Li am Mittwochabend zum ersten Mal gehört.»

«Ach», gab Norbert sich erstaunt. «Hat sie sich bei dir anders genannt? Wie denn? Lotusblüte? Dann versuchen wir es doch mal mit Alexa. Da müsste jetzt aber was klingeln bei dir. Alexa hat nebenbei als Model gejobbt. Und so viele Agenturen gab es in Köln nie. Ich kann Margo fragen, sie hat ihre Mädchen bestimmt noch alle im Kopf. Und ihr lag eine Menge an Karen, dass du sie beseitigt hast, wird sie nicht so einfach hinnehmen.»

Alle schauten auf Marko: Klinkhammer und die beiden Polizisten aus beruflicher Neugier. Sarah mit einem Gemisch aus Abscheu und Furcht. Christa starrte ihn an, als müssten ihm in der nächsten Sekunde ein paar Hörner aus der Stirn sprießen oder unter einem Hosenbein ein Pferdefuß zum Vorschein kommen. Die beiden kleinen Kinder drückten sich eng an ihre Großmutter. Jasmin stand bei der Terrassentür, kaute auf ihrer Unterlippe und weinte bereits seit ein paar Minuten, ohne dass es jemandem aufgefallen wäre.

«Ich kann’s nicht beweisen», erklärte Norbert. «Aber ich kann eins und eins zusammenzählen.» Mit dem nächsten Satz packte er Marko am Hemdkragen und schüttelte ihn durch: «Wenn der Bauer nicht gewesen wäre, hättest du sie damals schon kalt gemacht. Kein Hahn hätte danach gekräht, wenn man sie mit gebrochenem Genick aus dem Wrack gezogen hätte. Wo hast du sie hingebracht, du Schwein?»

Klinkhammer hatte Mühe, die beiden Männer zu trennen. Sie anschließend auseinander zu halten, gelang ihm nur mit Hilfe der beiden Polizisten. Sarah packte Norbert beim Arm und verlangte: «Komm jetzt. Du hast genug gesagt. Und er wird dir nicht sagen, was er mit ihr

gemacht hat. Überlass es der Polizei.»

Norbert wischte sich über die Augen und wandte sich noch einmal an Klinkhammer: «Sie hat noch angerufen heute morgen, wollte unbedingt auf ihn warten und sagte, der Telefonstecker wäre ausgezogen gewesen.»

Jasmin schluchzte laut auf und jammerte: «Es ist meine Schuld. Wenn ich bei ihr gewesen wäre …»

«Wärst du jetzt auch weg», sagte Norbert, legte ihr einen Arm um die Schultern und ging mit ihr in die Diele. Sarah griff nach der Hand ihres Sohnes und folgte rasch.

Christa nahm Kevin auf den Arm. Marko nahm ihr den Jungen ab. «Er bleibt hier, Christa.»

Karens Mutter schaute Klinkhammer an, als erwarte sie von ihm einen Widerspruch. «Ja, aber», begann sie hilflos, «musst du denn jetzt nicht mit zur Polizei?»

«Ich denke nicht», antwortete Marko. «Karen war nicht hier, als ich nach Hause kam. Oder glaubst du diesen Unsinn?»

«Ich weiß nicht mehr, was ich glauben soll», murmelte Christa und trottete hinter den anderen her in die Diele. Klinkhammer machte nicht den Versuch, sie oder sonst jemanden aufzuhalten. Für den Anfang hatte er genug gehört. Jetzt wollte er sich in Ruhe mit Marko unterhalten, was in Gegenwart von Norbert kaum möglich gewesen wäre. Als die Haustür hinter Christa zufiel, schüttelte Marko den Kopf: «Was unterstellt er mir da?»

Eine Antwort erübrigte sich, fand Klinkhammer. Norbert war deutlich gewesen und hatte seine Ansicht zum nackten Mann im Teich bestätigt. Aber es war kaum der richtige Moment für Genugtuung. Er wollte nur Auskunft auf seine Fragen. Die bekam er auch. Marko gab an, um halb zwölf in ein verlassenes Haus gekommen zu sein. Das bedeutete, er hatte sich eine halbe Stunde Zeit für den Heimweg

gelassen. Klinkhammer und Scheib hatten nur gute zehn Minuten gebraucht. Natürlich kam man früh an einem Samstagmorgen schneller voran. Aber auch um die Mittagszeit war die Strecke Bergheim – Sindorf in einer Viertelstunde zu schaffen.

Die Haustür sei ordnungsgemäß verschlossen gewesen. Nichts habe darauf hingedeutet, es könne etwas Ungewöhnliches geschehen sein. Wegen der fehlenden Handtasche sei er sicher gewesen, dass seine Frau mit ihrer Familie durchs Phantasialand schlenderte. Er habe daran gedacht, sie auf Norberts Handy anzurufen. Aber dann hätte man auch erwartet, dass er nachgekommen wäre. Und er sei nach den Stunden in Klinkhammers Büro nicht mehr in der Stimmung für einen Ausflug gewesen, habe nicht auch noch den anderen mit seinen Sorgen den Tag verderben wollen.

Er sei zur Agentur gefahren, um Abzüge der Aufnahmen zu machen, die er nach München schicken sollte. Um halb fünf sei er zurückgekommen. Da standen die Autos von Norbert und Sarah schon vor der Tür. Sarah, Christa und die Kinder warteten auf der Straße. Norbert hatte bereits die Nachbarn befragt, war auf das Garagendach gestiegen und von dort durchs Fenster des Arbeitszimmers ins Haus eingedrungen. Er fiel in der Diele über ihn her, überhäufte ihn mit wüsten Anschuldigungen, griff ihn auch tätlich an. Er habe gerade noch einen Nachbarn bitten können, die Polizei zu rufen. Soweit er wisse, sei den Nachbarn am Vormittag nichts aufgefallen. Keine Besucher, kein fremdes Fahrzeug, auch kein Taxi. Aber wenn eine Frau zu Fuß wegginge, mache das keinen Lärm.

«Wohin könnte Ihre Frau denn gegangen sein?», fragte Klinkhammer.

«Zum Bahnhof, nehme ich an», antwortete Marko. «Die letzten Tage waren sehr belastend für sie. Möglicherweise

hat sie ihren Therapeuten aufgesucht.» Leider sei es ihm durch Norberts Verhalten bisher nicht möglich gewesen, das telefonisch abzuklären. Das holte er nun mit Klinkhammers Einverständnis nach. Die Nummer der Praxis Gerber musste er erst im Kölner Telefonbuch suchen. Dort war nur ein Anrufbeantworter geschaltet, im Telefonbuch keine Privatnummer angegeben.

Die beiden Polizisten signalisierten mit Blicken, dass sie sich überflüssig fühlten. Eine erwachsene Frau hielt sich nicht zu Hause auf, nachdem es dort offenbar mächtig Zoff gegeben hatte. Da wartete man üblicherweise vierundzwanzig Stunden, ob sie freiwillig zurückkam oder etwas von sich hören ließ. Klinkhammer brauchte nur zwei Blicke, um einen nach oben und den anderen ins Freie zu scheuchen, obwohl er nicht davon ausging, sie könnten etwas von Bedeutung finden, draußen sowieso nicht, nachdem die Kinder dort herumgetobt hatten.

Die Polizisten kamen rasch zurück, zuerst der von oben, er schüttelte den Kopf, um zu bedeuten, im ersten Stock sei nichts Auffälliges. Der zweite im Garten entdeckte ein paar rot gefärbte Halme im Rasen zwischen der Kelleraußentreppe und der rückwärtigen Garagentür. Blut! In einem toten Winkel, vom Nachbargrundstück nicht einsehbar, zu den Fußwegen bot der hohe Zaun Sichtschutz. Es sah aus wie eine kleine Schleifspur.

Klinkhammer schaute sich das genau an, stieg auch die Kellertreppe hinunter. Sie war gefliest und mit einer feinen Staubschicht überzogen. Ganz normal in einer Gegend, in der Tagebau betrieben wurde und riesige Bagger die Erde aufwühlten. Aber eine Stufe war blank, und in einer Fuge gab es eine dunkle Stelle, als sei ein Tropfen Blut dorthin gefallen und beseitigt worden, was nicht völlig gelungen war. Auf dem Türknauf entdeckte er zudem winzige, perlförmige Schlieren, wie ein zu feuchtes

Tuch sie hinterlässt. An der Garagentür verhielt es sich ebenso.

Klinkhammer setzte sich über die erteilten Anweisungen hinweg und tat, was er für richtig hielt. Er schickte einen der Polizisten los, um Norbert zurückzuholen, und forderte Unterstützung vom elften Kommissariat in Hürth an. Dann informierte er das BKA. Die Privatnummer von Scheib kannte er nicht, auch keine Handynummer. Er musste sich an die Dienststelle wenden, schilderte den Sachverhalt und bat darum, HK Scheib zu verständigen. Das geschah kurz nach sechs Uhr.

Die Beweislage

Bis dahin hatte Thomas Scheib die Begegnung mit Marko im Geist noch einmal in allen Einzelheiten Revue passieren lassen. Es war nicht so gelaufen wie geplant, aber insgesamt war er nicht unzufrieden. Es war doch ein großer Unterschied, jahrelang nur Mutmaßungen anzustellen und jetzt den Mörder leibhaftig vor sich gehabt zu haben.

Marko Stichlers Reaktion auf die Fotos aus dem Spessart war sehr aufschlussreich gewesen. Er hatte keine Miene verzogen – und detailliert geschildert, wie er vorging. Betäuben und eine Decke drüber. Damit hatte er es auf den Punkt gebracht und den letzten Zweifel, wenn es überhaupt noch einen gegeben hätte, vollständig ausgeräumt.

Nur etwas störte Scheib; das Lächeln zum Abschied. Ein sehr beredtes Lächeln, überheblich, mit einem Hauch von Trauer. Vielleicht sagte es: «Wir wissen beide, dass es vorbei ist. Gib dich damit zufrieden und zisch ab.» Aber vielleicht sagte es auch etwas anderes. Die Trauer passte nicht zum Triumph über einen ohnmächtigen Polizisten. Und die Überheblichkeit passte nicht zur Kapitulation. Als er benachrichtigt wurde, bekam das Lächeln eine Bedeutung – wie ein Schlag ins Gesicht. Alles erledigt!

Seine Frau sah ihn am Telefon stehen und seine Miene starr werden. Er schaute sie an, aber sie glaubte nicht, dass er sie wahrnahm. Ohne ein Wort legte er den Hörer auf, ging ins Schlafzimmer und schnappte sich die Reisetasche, die gepackt mit dem Nötigsten immer griffbereit hinter der Tür stand. Ohne Erklärung stürzte er aus der Wohnung.

Zweieinhalb Stunden brauchte er für die Fahrt nach

Sindorf. Eine Zeit, in der er nur zwei Stimmen im Kopf hatte, seine eigene, die Klinkhammer abschmetterte: «Unsinn, das kann er sich nicht leisten.» Und Marko, der seinem Sohn versprach: «Ich komme nach, sobald ich alles erledigt habe.» Ich komme! Er hatte nicht gesagt: Wir kommen. Ihm wurde nicht übel wie am Donnerstag, als er von Julia Roberts und Weilheim hörte und in Betracht ziehen musste, Barbara Lohmann sei die Antwort des Phantoms auf den Bericht im Wochenmagazin. Er fühlte gar nichts, dachte nichts, hörte nur die Stimmen im Kopf wie ein Endlosband. Alles in ihm weigerte sich, diese Wendung zu akzeptieren, weil das Phantom seiner festen Überzeugung nach solch ein Risiko niemals eingegangen wäre.

Klinkhammer trug in den zweieinhalb Stunden mit Hilfe einiger Kollegen aus Hürth alle wesentlichen Fakten und Aussagen zusammen. Es gab kein Anzeichen für ein gewaltsames oder unbefugtes Eindringen ins Haus, nirgendwo Spuren eines Kampfes. Am Amselweg hatte zwischen halb neun und halb zwölf auch niemand etwas Ungewöhnliches gehört oder gesehen.

Ein Nachbar hatte den ganzen Vormittag bei offenem Tor in seiner Garage gearbeitet. Ihm wäre weder ein Besucher noch Karen entgangen. Es gab nur eine Möglichkeit, sich dem Haus unbemerkt zu nähern oder sich zu entfernen, über die Fußwege, durch die Garagenzufahrt, neben der die Haustür lag.

Genau um halb zwölf war Marko Stichler in seinem Mercedes-Kombi zurückgekommen. Dafür gab es ebenfalls eine Zeugin aus der Nachbarschaft. Sie putzte gerade ihr Küchenfenster und hatte dabei einen ausgezeichneten Blick auf Zufahrt und Haustür. Marko fuhr den Wagen rückwärts in die Garage. Das war ungewöhnlich. Wenn er beabsichtigt hätte, noch einmal

wegzufahren, wäre es sinnvoller gewesen, den Wagen vor dem Haus abzustellen. Für einen kurzen Aufenthalt lohnte es nicht, in die Garage zu steuern. Und sonst fuhr er grundsätzlich vorwärts hinein. Da musste er nicht dreimal ansetzen, um den Kombi in die richtige Position zu bringen. Unbeschadet im Rückwärtsgang durchs Tor zu kommen, war Maßarbeit.

Die Zeugin sah ihn auch aus der Garage kommen, das Tor schließen und zur Haustür gehen. Er grüßte nicht wie sonst. Und er kam nicht wieder zur Tür heraus. Da war sie absolut sicher, weil sie die ganze Zeit am Küchenfenster blieb und sich mit einer anderen Nachbarin über die mysteriösen Vorgänge bei Stichlers unterhielt. So sahen beide Frauen das Garagentor hochschwenken und den Mercedes wieder abfahren – etwa eine Stunde nach seiner Ankunft. Marko saß alleine im Wagen.

Was er während der Stunde im Haus getan hatte, dazu konnte natürlich niemand etwas sagen. Aber die vorhandenen, beziehungsweise beseitigten Spuren sprachen dafür, dass Marko seine Frau im Arbeitszimmer getötet – vielleicht erstochen hatte. Aus dem gut bestückten Block in der Küche fehlte ein Messer. Dann hatte er sein Hemd ausgezogen, sich die Leiche auf die Schulter geladen, sie durch den Keller ins Freie gebracht, sich dabei mit blutigen Händen an den Handläufen der Treppen abgestützt, sie kurz auf dem Rasen abgelegt, um die rückwärtige Garagentür zu öffnen, sie im Auto verstaut, Handläufe, Türklinken, Fußböden und die äußere Treppenstufe abgewischt und das Blut auf dem Rasen übersehen.

Es gab Methoden, für das bloße Auge nicht erkennbares Blut wieder sichtbar zu machen. Sie standen Klinkhammer nicht zur Verfügung, das hatte auch Zeit, ebenso die Untersuchung der Blutspur vom Rasen. Um der Kölner Gerichtsmedizin den Auftrag einer Bestimmung zu

erteilen, brauchte man einen Staatsanwalt. Und Klinkhammer, der als leitender Ermittler akzeptiert wurde, nachdem er seinen Einsatz für Thomas Scheib erläutert und erklärt hatte, es ginge um entschieden mehr als eine verschwundene Ehefrau, wollte sich nicht mit einem unerfahrenen Staatsanwalt im Bereitschaftsdienst auseinander setzen. Die langjährige Freundin seiner Frau war momentan nicht zu erreichen. Ihr, so meinte er, könne er leichter begreiflich machen, dass sie einen Haftbefehl beantragen musste, weil dringender Mordverdacht in mindestens zwei, eher noch zehn oder elf Fällen und Fluchtgefahr bestand.

Für festgenommen erklärt und über seine Rechte belehrt war Marko noch nicht. Auch damit wollte Klinkhammer warten. Nicht, dass er unsicher gewesen wäre oder die Meinung von Scheib noch hätte abwarten wollen. Es war eine Zeitfrage. Viertel nach zwölf war eine gute Zeit. Um null Uhr fünfzehn war Sonntag, dann musste man Marko erst am Montag dem Haftrichter vorführen. Und vielleicht bekam man bis dahin etwas mehr in die Hand als das Blut vom Rasen, die abgewischten Stellen und den ausgezogenen Telefonstecker, den Norbert erwähnt hatte.

Marko musste ihn rausgezogen haben, als er am Morgen nach unten kam, beim Durchqueren der Diele war er aus dem Wohnzimmer nicht zu sehen. Eine andere Möglichkeit sah Klinkhammer nicht. Er fragte sich nur, was Marko in Bergheim mit seinem Anruf daheim hatte bezwecken wollen. Dass der Stecker sich wieder an seinem Platz befand und Karen noch mit ihrer Mutter telefoniert hatte, konnte Marko ja nicht wissen. Er hatte sich ein Alibi beschaffen wollen, das sah Klinkhammer wie Norbert. Zwei Polizisten als Zeugen, dass seine Frau schon um zehn Uhr nicht mehr zu erreichen war.

Aber um die Zeit musste Karen noch im Haus gewesen

sein. Vielleicht war sie nicht schnell genug gewesen. So lange hatte Marko es nicht klingeln lassen. Der Apparat stand in der Diele, und sie hatte höchstwahrscheinlich am Computer gesessen, der nun zum wichtigsten Zeugen wurde. Die letzte Textdatei auf der Diskette war um neun Uhr dreiundfünfzig erstellt und um elf Uhr achtundvierzig abgespeichert worden. Achtzehn Minuten nach Markos Rückkehr.

Reichlich spät, erst nachdem Norbert von Karens Sorge um den Computer berichtet, Klinkhammer die im Laufwerk steckende Diskette bemerkt hatte und auf die Speicherzeit aufmerksam geworden war, fiel Marko ein, der Computer sei in Betrieb gewesen, als er nach Hause gekommen war. Er sei ins Bad gegangen. Die Zimmertür sei offen gewesen, er habe ein Textstück auf dem Bildschirm gesehen, den Computer heruntergefahren und ausgeschaltet. Er erinnerte sich sogar wieder, dass noch die Anfrage erschienen war, ob Änderungen gespeichert werden sollten. Das hätte er bestätigt, reflexartig.

«Und Sie haben bei eingeschaltetem Computer ernsthaft angenommen, Ihre Frau befände sich auf einem Familienausflug, sei zum Bahnhof oder sonst wohin gegangen?», fragte Klinkhammer. «Wer soll Ihnen das glauben, Herr Stichler?»

Markos Behauptung, er sei zur Agentur gefahren, war nicht zu überprüfen. Samstagnachmittag, seine Stiefmutter war in Berlin, die Angestellten hatten frei. Als Klinkhammer anbot, in polizeilicher Begleitung nach Köln zu fahren, um das Ergebnis von einigen Stunden Arbeit abzuholen, hieß es, er habe sich nicht darauf konzentrieren können, aus all den Aufnahmen ein paar herauszusuchen, bei denen es lohnte, Abzüge nach München zu schicken.

Dass seine Angaben niemanden überzeugten, war ihm wohl bewusst. Er wirkte ratlos, verunsichert, überfordert

mit der Situation, sehr besorgt um seine Frau. Immer wieder drängte er, man solle ihn nach Karen suchen lassen, statt ihn mit unsinnigen Fragen aufzuhalten. Als Klinkhammer auf der Fahrt nach Köln bestand, um die Räume der Agentur, nach Möglichkeit auch die Wohnung der abwesenden Stiefmutter überprüfen zu lassen, gab er sofort nach.

Zu einem Blick in Margos Privaträume kam allerdings niemand. Angeblich hatte Marko keinen Schlüssel. Und in der Agentur war nichts Auffälliges, auch nichts, woran sich feststellen ließ, ob er sich tatsächlich dort aufgehalten hatte.

Als Scheib eintraf, waren sie gerade erst aus Köln zurückgekommen. Kevin befand sich längst in der Obhut seiner Großmutter. Marko saß im Wohnzimmer mit zwei Beamten der Hürther Kripo, die ihn mit Fragen zum Verbleib seiner Frau, seinem Freitagstermin und dem Telefonstecker bedrängten.

Er bestritt energisch, das Telefon ausgezogen zu haben. Es gab auch keinen zweifelsfreien Beweis dafür, dass der Stecker tatsächlich neben der Garderobe am Boden gelegen hatte, als Karen bei ihrer Mutter anrufen wollte. Norbert hatte es nur von Christa gehört, vielleicht hatte die etwas missverstanden. Und keiner der Polizisten hatte den kleinen Kevin sagen hören: «Jasmin hat an Telefon gespielt und mich geschimpft, weil ich meine Pfeife nicht finden konnte.»

Die beiden Kinder waren nicht befragt worden. Von einem dreijährigen Jungen erwartete niemand, dass er etwas Wesentliches zur Klärung beitragen könnte. Und ein elfjähriges Mädchen, das sich Vorwürfe machte, weil es seiner Mutter einen Wunsch abgeschlagen und sie alleine gelassen hatte, bedrängte man auch nicht mit Fragen, wenn es nicht unbedingt sein musste.

Von Norbert hörten sie, dass Jasmin am vergangenen Abend bei Karen gewesen und Zeugin von Markos Anruf um neunzehn Uhr geworden war, bei dem er von einem Geschäftsessen gesprochen hatte. Und nur drei Stunden später war er vorgefahren. Drei Stunden für ein Essen und die Fahrt von Frankfurt nach Sindorf, die alleine schon gute zweieinhalb Stunden dauerte. Dass er Jasmin dann umgehend nach Hause gebracht hatte, sah aus, als habe er sie aus dem Weg haben wollen.

Marko schüttelte zu allem nur den Kopf, verweigerte die Auskunft zu seinem Aufenthalt in Frankfurt. Seine Verhandlungen dort hätten mit dem Verschwinden seiner Frau nichts zu tun. Es handle sich um ein Geschäft, das vorerst nicht bekannt werden solle. Das klang eher nach Rüstungsindustrie als nach einer Modelagentur.

Er schien erleichtert, den «Polizisten aus München» zu sehen. Für Scheib ein sicheres Zeichen, dass er genau wusste, wen er vor sich hatte. «Beenden Sie diese Farce», verlangte er. «Ich habe keine Ahnung, was hier geschehen ist und wo meine Frau sich aufhalten könnte. Glauben Sie mir, Herr Scheib.»

Scheib glaubte nicht einmal mehr sich selbst und konnte sich jetzt nicht mit ihm auseinander setzen.

Klinkhammer und Norbert saßen im ersten Stock am Computer. Der *Stern* mit den Fotos und dem Fragezeichen lag auf dem Schreibtisch. Norbert hatte ihn mitgebracht, als man ihn zurückholte, ebenso den Katalog, in dem Karen in Bademoden abgebildet war. Klinkhammer beschäftigte sich mit der Diskette. Das Original war längst als wichtiges Beweisstück sichergestellt. Er war so frei gewesen, für sich eine Kopie zu machen, auf einem Regal stand ein Karton mit ungenutzten Disketten.

Insgesamt waren es neunzehn Dateien. Die letzte

umfasste fünf Seiten und siebzehn Zeilen. In ein paar Minuten wäre das nicht zu schaffen gewesen. Der Text bot einen guten Einblick in ihre seelische Verfassung. Keine Spur von Verzweiflung oder Depression, auch keine Angst um ihren Mann. Sie schien nur befürchtet zu haben, Marko hätte ihrer Tochter von der Vergewaltigung erzählt, vielleicht aus Eifersucht, weil Jasmin ihr so wichtig war.

«Sie wollte nicht einmal mit mir sprechen, weigerte sich, den Hörer zu nehmen. Ich hörte sie im Hintergrund reden. Irgendwas muss vorgefallen sein gestern Abend. Christa sagte, sie sei schon den ganzen Morgen so komisch. Gestern Abend hat Christa mal wieder nichts mitbekommen, war vor dem Fernseher eingeschlafen. Muss sie denn immer pennen, wenn man sie nötig braucht? Wenn Marko ihr das erzählt hat, damit zieht man einem Kind doch den Boden unter den Füßen weg.»

Dann folgte eine längere Passage über die vergangene Nacht, Liebe, Lust und Leidenschaft, und noch etliche Zeilen über den Besuch vom frühen Morgen – in denen Scheib nicht gut wegkam. Mitten im Satz brach es ab. Wenn sie am Computer gegessen hatte, bei offenem Fenster, unter dem die Garage lag, hätte sie sowohl Markos Wagen als auch das Garagentor hören müssen. Sie hätte genug Zeit gehabt, den Satz zu Ende zu bringen, abzuspeichern und die Diskette zu verstecken. Vorausgesetzt, sie hätte verhindern wollen, dass Marko sie beim Schreiben erwischte.

Als Scheib das Zimmer betrat, erklärte Norbert gerade: «Weder meine Mutter noch ich haben ihr damals etwas angemerkt. Sie benahm sich nicht wie ein vergewaltigtes Mädchen. Sie war die geborene Schauspielerin. Karen war sie eigentlich nie.»

War! Er sprach, als ginge er nicht davon aus, seine Schwester noch einmal lebend wieder zu sehen. Für ein

paar Sekunden erinnerte er Scheib damit an Oliver Lohmann. Ihm fiel auch sofort auf, dass Norbert und Marko den gleichen Typ Mann verkörperten. Aber Norbert war zu diesem Zeitpunkt nur ein Bruder, der Verdacht geschöpft hatte.

Der Belastungszeuge

Klinkhammer übernahm die Vorstellung, diesmal korrekt: «Hauptkommissar Scheib vom BKA.» Mit Wink auf Norbert und der Andeutung eines müden Lächelns: «Der Schwager von Herrn Stichler. Mit ihm hätten Sie sich besser früher unterhalten.» Dann winkte er Scheib in den Flur, umriss die bisherigen Erkenntnisse und geplanten Maßnahmen. Offizielle Festnahme nach Mitternacht. «Ich setze voraus, das ist in Ihrem Sinne. Nach der Aussage seines Schwagers müssen Sie Stichler nicht mehr in Sicherheit wiegen. Und ich möchte nicht das Risiko eingehen, dass er morgen wieder zu einer Fototour aufbricht.»

Scheib nickte nur, zu einer anderen Reaktion war er noch gar nicht fähig. Sie gingen zurück in das Zimmer, und Klinkhammer verlangte: «Dann legen Sie mal los, Herr Dierden. In Herrn Scheib finden Sie garantiert einen dankbaren Zuhörer.»

Norbert hatte sich seit dem Nachmittag so weit beruhigt, dass er die Vorwürfe gegen Marko in verständlicher Form vorbringen konnte. Alles klang wahrheitsgemäß, auch sein Bedauern, dass er nach Erscheinen des Berichts nichts unternommen hatte.

Norbert machte auf Scheib einen sehr biederen Eindruck. Er bemühte sich um korrektes Hochdeutsch, was er jedoch nie lange durchhielt. Schon nach drei Sätzen verfiel er wieder in seinen gewohnten Jargon. Die meiste Zeit sprach er wohl rheinischen Dialekt.

Scheib hatte Mühe, die bei Norberts Erklärung unvermittelt aufsteigende Wut unter Kontrolle zu halten. Allein die Vorstellung, Norbert hätte sofort zum Telefon

gegriffen. Was hätte er nicht alles tun und verhindern können.

«Sie haben Nerven, Mann», rechtfertigte Norbert sich nach entsprechenden Vorhaltungen. «Vielleicht hätte ich es riskiert, wenn Sie in der Zeitung mit offenen Karten gespielt hätten. Dem BKA hätte ich zugetraut, dass die wissen, wie man mit so einer Sache umgeht. Aber irgendeinem Polizisten aus München, was hätte ich dem denn sagen sollen? Könnte sein, dass mein Schwager der ist, den Sie suchen. Aber kommen Sie bloß nicht in seine Nähe, wenn Sie ihn nicht auch festnehmen können, sonst ist meine Schwester vermutlich tot.»

Norbert stieß die Luft aus. «Es war so ungeheuerlich. Zuerst dachte ich, ich spinne. Das hat eine Weile gedauert, ehe ich das auf die Reihe brachte. Dann habe ich mich bemüht, Karen ihre Therapiestunden auszureden. Ich dachte, er lässt sie in Ruhe, wenn er sich sicher fühlen kann. Und wenn er im September wieder auf Tour geht, hänge ich mich ran. Ich wollte etwas Handfestes, wo er sich nicht rausreden konnte. Ich hätte schon dafür gesorgt, dass diesmal keine Frau zu Schaden kommt – und dass er es mir nicht in die Schuhe schieben kann. Ich schätze, das wird er nämlich versuchen.»

Er schluckte trocken, betrachtete die Gesichter der Frauen im *Stern* und zeigte auf Waltraud Habel. «Er war mit meinem Auto in Lübeck, hatte angeblich ein Problem mit seiner Karre und wichtige Termine in Norddeutschland. Als er zurückkam, lag ein Zettel unter dem Beifahrersitz, darauf war die Adresse von dem Café notiert, wo diese Frau noch gesehen worden ist. Seine Handschrift war es nicht.»

«Den Zettel hat er nicht mehr», kommentierte Klinkhammer, der das alles bereits gehört hatte.

«Tut mir Leid», bedauerte Norbert. «Vor zwei Jahren wäre ich doch auf so was nicht gekommen.»

«Wie lange war er mit Ihrem Wagen in Norddeutschland?», fragte Scheib.

Norbert hob die Schultern. «Nur zwei Tage, glaube ich. Meiner Mutter hat er was von zwei Künstlern erzählt, die er ablichten sollte. Meine Mutter hat ihm das Auto gegeben, weil – ich war gerade nicht da. Und sonst kriegt er es auch immer, wenn er es braucht.»

Dann begann er von vorne. Er kannte Marko seit 1982. Bei der Diskothek am Clodwigplatz in Köln schien es sich um Markos Stammlokal zu handeln. Dort war Norbert zum ersten Mal mit ihm aneinandergeraten, wusste zu der Zeit allerdings noch nicht, mit wem er es zu tun hatte.

Norbert stieg gerade aus seinem Auto, da tippte ihm jemand auf die Schulter und hielt ihm einen Vortrag, er blockiere einen Rettungsweg. Marko sei nicht allein gewesen, in seiner Begleitung habe sich die neunzehnjährige Anja Heckel aus Blankenheim befunden, der Markos Auftritt dem Anschein nach sehr peinlich gewesen sei. Sie ging jedenfalls. Und Norbert war mit ein paar Kumpels verabredet, die schon auf ihn warteten – auf der Straße, weil sie alle zusammen ins Kino fahren wollten. Mit einem halben Dutzend wollte Marko sich wohl nicht anlegen, er habe sich beeilt, Anja Heckel zu folgen. Als die Polizei Wochen später nach Anja Heckels Mörder suchte, habe einer von Norberts Freunden die Beschreibung des dunkelhaarigen Mannes geliefert.

Zu Elisabeth Brandow, Angela Karpeling und Silvia Lenz konnte Norbert nichts sagen. Er kam von Anja Heckel gleich zu dem Fragezeichen. In das freie Feld gehörte seiner Meinung nach Mei Li Jau. Er hatte sie nie zusammen mit Marko gesehen, wusste nur, dass sie

Affären mit Peter Kolbe gehabt und im Sommer 1990 bei Alexa gewohnt hatte. Alexa habe sich einmal über einen aufdringlichen Modefuzzi beschwert, mit dem Li sie zusammengebracht hatte. An Marko habe er damals nicht gedacht, wusste vor zehn Jahren noch nicht, was der beruflich machte.

Leider erinnerte Norbert sich nach all der Zeit nicht mehr an Alexas Adresse. Irgendwo in Köln-Klettenberg. Den Familiennamen wusste er auch nicht. «Tut mir Leid», bedauerte er erneut. «Aber wenn Alexa für Margo gearbeitet hat, gibt es vielleicht in der Agentur noch Unterlagen. Ich kannte sie nur aus der Diskothek, da nannte man sich beim Vornamen. Sie sprach mich an, nachdem Li sich einmal mit Karen in Köln getroffen hatte. Ich solle ein bisschen auf meine Schwester aufpassen. Bei der Gelegenheit erwähnte sie den Modefuzzi. Und ich dachte, Li will Karen überreden, mitzukommen. In der Diskothek tönte sie herum, man hätte ihr einen tollen Job in Rom angeboten.»

Der Hinweis auf Rom elektrisierte Scheib. Wie 1984 bei Elisabeth Brandow und 1992 bei Marion Schneider. Damit wurde Mei Li Jau plötzlich brandaktuell. Dass ein Zugvogel ominöser Herkunft nicht so recht in den Kreis der Opfer passte, wurde auch zweitrangig, als Norbert ein zerknittertes Amateurfoto aus der Hemdtasche zog. Er legte es auf das Feld mit dem Fragezeichen, sodass es die Gesichter von Marion Schneider und Julia Roberts teilweise verdeckte.

«Das war im Sommer 88», erklärte er. «Da hatte ich für drei Wochen das Vergnügen, weil sie eine Bleibe brauchte und in Köln noch nicht viele Leute kannte, in dem Jahr war sie das erste Mal hier. Aber Camping war nicht lange nach ihrem Geschmack. Danach war sie mit Kolbe zusammen bis zum Herbst. Da zog es sie in den Süden. Im

Frühjahr 89 kam sie zurück. Kolbe saß im Knast, sie kroch bei einem Onkel unter, in der Eifel, hat sie jedenfalls erzählt. In dem Jahr hat sie nicht in der Diskothek gearbeitet, die Fahrerei war ihr zu umständlich. Sie war nur ein paar Mal so da. Im Oktober wurde es ihr wieder zu kalt. Im Mai 90 war sie wieder da. Deshalb hat sich kein Mensch was gedacht, als sie im September zum dritten Mal verschwand und nicht wieder auftauchte.»

Scheib betrachtete das alte Foto. Es zeigte eine bildschöne junge Frau in knappen Shorts, mit blankem Busen neben einem Wohnwagen. Die asiatischen Züge suchte man in ihrem Gesicht vergebens. Mit ihrem dunklen Teint hätte man sie für eine jüngere Ausgabe von Sabine Bergholt halten können.

Norbert zündete sich eine Zigarette an, hielt auch Klinkhammer die Packung hin. Der bediente sich mit knappem Dank und zückte sein Feuerzeug. Nachdem beide Zigaretten brannten, kam Norbert auf die verhängnisvolle Fahrt seiner Schwester und den nackten Mann im Teich zu sprechen.

«Karen muss einen Mann gesehen haben, der eine gewisse Ähnlichkeit mit mir hatte, weil sie bei dem Bauer jammerte, ich wolle sie umbringen. Damals erschien mir das logisch, dass sie Angst vor mir hatte, meine ich. Ich hätte ihr schon den Kopf zurechtgesetzt, wenn sie heil zurückgekommen wäre. Wer bei dem Unfall hinter ihr war, haben wir nicht sofort erfahren. Anfangs hieß es nur, ein Zeuge. Ich habe Marko erst in der Verhandlung gesehen. Da hat mir keiner geglaubt, dass er sie gejagt haben könnte.»

Er streifte Asche von seiner Zigarette und fuhr mit belegter Stimme fort: «Sie kann ihn nicht unmittelbar vor einer Kurve überholt haben, wie er behauptet hat. Sie muss vor ihm gewesen und kann zuerst nicht schneller als

siebzig gefahren sein. Den Taunus konnte man im dritten Gang bis neunzig bringen, aber dann wurde er sehr laut. Sie hat wohl erst drauf getreten, als der Penner hinter ihr auftauchte. Der musste sich ja erst noch anziehen, ehe er die Verfolgung aufnehmen konnte.»

«Welchen Wagen fuhr er damals?», fragte Scheib.

Norbert zuckte mit den Achseln. «Ich hatte ihn ewig nicht gesehen und fast vergessen, dass er existierte. Karen sagte, da hätte ein rotes Auto gestanden. Der Bauer, mit dem habe ich gestern Abend noch mal gesprochen, und er meinte, es wäre ein weißes gewesen. An die Marke erinnerte er sich nicht.»

Während er weitersprach, zog er den Modekatalog unter dem Wochenmagazin hervor und schlug eine Seite mit Bademoden auf. «Aber Marko trug einen Jogginganzug, als er auf den Acker stürmte. Das wusste der Bauer noch.»

Sein Fingerzeig auf die Badenixe war überflüssig. Die Abbildung fiel zwischen den Frauen in Bikinis und Badeanzügen schon deswegen auf, weil Karen pitschnass vor einem verschwommenen, grün-blauen Hintergrund stand. «Die Aufnahmen wurden zwei Jahre nach dem Unfall gemacht, im September 92. Danach kam sie in einem viel zu großen Jogginganzug nach Hause. Er hatte auch Handtücher im Auto. Meinem Vater erzählte er, sie wäre ins Wasser gerannt, ehe er es verhindern konnte, dann hätte sie gebrüllt, er solle sie endlich ersäufen. Das wollte er und war darauf vorbereitet, so sehe ich das heute. Fragen Sie mich nicht, warum er es nicht getan hat. Wenn ihr damals etwas passiert wäre, in der Verfassung, in der sie war, da hätte sogar ich geglaubt, sie hat es selbst getan.»

«Wann im September 92?», fragte Scheib.

«Zweite Septemberwoche», antwortete Norbert, «ein

Montag war das. Nach dem Gespräch mit meinem Vater war Marko plötzlich verliebt. Mein Vater wollte Karen zu sich nehmen und dafür sorgen, dass sie in Therapie geht. Das Risiko konnte Marko natürlich nicht eingehen.»

«Das heißt, er hat in den ersten beiden Jahren keine Annäherungsversuche gemacht», stellte Scheib fest.

Norbert grinste abfällig. «Im Gegenteil, er bekam Tobsuchtsanfälle, wenn sie in der Agentur saß. Da hing sie damals ständig rum, wollte von ihm hören, wie es passiert war. Sie hatte keine Ahnung. Ich auch nicht. Erst als ich den Bericht las, hat das alles einen Sinn ergeben.»

Er nahm das Foto von Li wieder an sich, betrachtete es mit wehmütiger Miene, wollte es zurück in die Hemdtasche schieben. Klinkhammer hielt die Hand auf. «Das brauchen wir.»

«Natürlich», murmelte Norbert, atmete tief durch und kam zum nächsten Opfer. Marion Schneider, ihr Gesicht kam ihm irgendwie bekannt vor. Er wusste nur nicht, wo er es gesehen haben könnte. Vielleicht vor Jahren in der Agentur, dort hatten ja immer eine Menge Fotos gelegen. Und im Sommer 1992, vor Marions Verschwinden und den Aufnahmen für Bademoden, war er häufig dort gewesen, um Karen abzuholen.

Nach ihrem Umzug, vom Frühjahr 1994 bis zu ihrer Rückkehr nach Sindorf ein Jahr später, habe er sie mindestens dreimal in der Woche besucht. Und bei solch einer Gelegenheit habe er ein Foto von Julia Roberts gesehen. Da war er völlig sicher, weil es sich um dieselbe Aufnahme handelte, die im *Stern* veröffentlicht war. Er wusste auch, dass Marko zwei Wochen vor der Hochzeit für einige Tage unterwegs gewesen war, angeblich, um eine Verwandte zu besuchen, die nicht zur Hochzeit eingeladen wurde. Ebenso gut konnte er in München

gewesen sein.

Zwei Jahre später, während Karens Schwangerschaft im September 1996 hatte Marko keine längeren Reisen unternommen, aber ein paar Mal Termine gehabt wie gestern, in aller Herrgottsfrühe auf die Autobahn, spätabends oder in der Nacht zurück. Sabine Bergholts Gesicht sagte Norbert nichts, die Beschreibung ihrer Kleidung um so mehr.

Ein hellgraues Kostüm mit knielangem Rock habe Marko nach Kevins Geburt ins Krankenhaus gebracht, damit Karen zur Entlassung nicht noch einmal das Umstandskleid anziehen musste. Das Kostüm war eine Nummer größer als ihre gewohnten Sachen, was Marko mit seiner Weitsicht erklärte, immerhin hatte sie gerade eine Schwangerschaft überstanden. Sie habe es nicht oft getragen, weil sie nach kurzer Zeit wieder ihr normales Gewicht gehabt hätte. Außerdem habe sie zu dem Rock keinen passenden Gürtel gefunden. Es hätte ein ganz schmaler sein müssen.

Der fehlende Gürtel war im Bericht nicht erwähnt. Es konnte sich also um Sabine Bergholts Kostüm gehandelt haben. Zwar war es nicht üblich, seiner Frau getragene Kleidung zu schenken, aber nach Aufnahmen für einen Katalog, frisch aus der Reinigung, so hatte Karen die Sachen meist bekommen und nicht stutzig werden können. Marko hätte nur das Etikett des Herstellers austauschen oder entfernen müssen, um sich daran zu ergötzen, seine Frau in den Kleidern eines Opfers zu sehen.

Die Festnahme

Bis um Mitternacht saßen sie zusammen. Solange Norbert sprach, war es für Thomas Scheib einigermaßen erträglich. Der Zorn wühlte unverändert in ihm. Zusätzlich war ihm furchtbar übel. Er wusste nur nicht, ob die Wut auf einen Bruder, der sich eingebildet hatte, er könne einen Serienmörder überführen, indem er sich mal an dessen Fersen heftete, oder das eigene Schuldgefühl ihm den Magen umdrehte. Die Stimmen in seinem Kopf wollten nicht verstummen. «Unsinn, das kann er sich nicht leisten!» «Ich komme nach, sobald ich alles erledigt habe!» Dazwischen fragte nun auch noch Lukas Wagenbach: «Wer garantiert dir, dass er sie aus den Augen gelassen hat?»

Mit knapper Not entwischt, um ihn vier Jahre später zu heiraten? Oder er sie, nachdem er von ihrem Vater hörte, dass sie für ihn doch noch zu einer Gefahr werden konnte. Das war totale Macht, absolute Kontrolle und an Infamie nicht zu überbieten.

Er versuchte, seine Gefühle auszuschalten und so rational wie möglich damit umzugehen. Wenn Karen tatsächlich gesehen hatte, wie Mei Li Jau ertränkt wurde, wenn Marko befürchten musste, dass sie mit Hilfe eines Therapeuten verschüttete Erinnerungen aufwühlte, hatte er handeln müssen. Ihre Therapiestunden waren für ihn ein immenses Risiko. Als dann auch noch die Polizei auftauchte und sie von Blut und Tod stammelte, musste er sie so schnell wie möglich beseitigen. Und nicht nur sie, auch Sabine Bergholts Kostüm, das im Falle einer Hausdurchsuchung ebenso beredtes Zeugnis abgelegt hätte wie ihr Schmuck, ein Paar Ohrstecker sowie ein dazu

passender Ring aus Platin.

Im *Stern* waren keine Schmuckstücke erwähnt. Und trotzdem wusste Norbert, dass Karen Ohrstecker und einen Ring aus Platin als Belohnung für den Quälgeist bekommen hatte. Der Ring sei ihr erst zu weit, dann zu eng gewesen, die Stecker habe sie nicht mehr tragen können, nachdem der Bengel ihr einen rausgerissen hatte.

Sie gingen ins Schlafzimmer. Dort stand eine Schmuckkassette, darin befanden sich ein paar erlesene Stücke. Jedoch kein Ring und keine Ohrstecker aus Platin.

Klinkhammer öffnete den Kleiderschrank und stieß einen Pfiff aus. «Grundgütiger. Meine Frau ist schon gut ausgestattet, aber hier würde sie vor Neid erblassen.» Es gab drei graue Kostüme in unterschiedlichen Farbschattierungen, bei allen waren die Röcke kurz. Klinkhammer sah darin einen Beweis, beziehungsweise eine Beweisvernichtung, mehr.

Norbert schien mit seiner Beherrschung am Ende, kämpfte um Fassung und verlor das Gefecht. Seine Stimme schwamm in Tränen, als er bat, gehen zu dürfen. «Können wir morgen weitermachen? Ich kann nicht mehr.»

«Natürlich», sagte Scheib. Auch er hatte das Gefühl, er brauche ein paar Stunden für sich allein. Ihm war, als hätte er sie getötet. Natürlich nicht mit eigenen Händen, aber was änderte das? Für ihn gar nichts. Er hatte Klinkhammers Befürchtungen und Wagenbachs Mahnungen ignoriert.

Klinkhammer führte weiter das Kommando, erklärte Marko für festgenommen und wies ihn auf seine Rechte hin. Davon machte er keinen Gebrauch, verlangte nicht nach anwaltlichem Beistand, sagte nur: «Sie machen einen großen Fehler.» Dass ihm Handschellen angelegt wurden,

hielt er für überflüssig. Klinkhammer bestand trotzdem darauf und nahm an, Scheib wolle mit nach Hürth fahren und das Verhör nun selbst übernehmen.

Vielleicht hätte er das tun müssen. Vielleicht wäre es ihm gelungen, aus endlosem Geschwafel den entscheidenden Hinweis herauszufiltern. Alles erledigt! Er hatte lernen müssen, dass es auf jedes Wort ankam. Aber er glaubte nicht, dass jetzt noch ein verräterisches Wort über Markos Lippen kommen würde.

Ihm fehlte die Distanz. Insgeheim leistete er Wagenbach Abbitte. Er sah Karen noch so deutlich vor sich, das aparte Gesicht, den hellwachen Blick. Ihre Stimme klang ihm noch im Ohr. «Jetzt mach nicht so ein Theater um mich.» Er hätte ihn zusammengeschlagen wie so oft in seinen Träumen. Und diesmal nicht für seine Gnadenlosigkeit, nur um aus ihm herauszuprügeln, was er seiner Frau angetan und wohin er sie gebracht hatte. Er vermutete, dass Stichler keine Auskunft über seinen Termin in Frankfurt gab, weil er gar nicht dort gewesen war, sondern irgendwo ein Grab für sie ausgehoben hatte. Die beiden Beamten, die ihn den ganzen Abend befragt hatten, konnten damit weitermachen, obwohl nicht zu erwarten stand, dass sie etwas erreichten.

«Von mir aus können sie ihn auch gleich in einer Gewahrsamszelle unterbringen», meinte Klinkhammer. «Dann kann man uns später nicht vorwerfen, wir hätten ihn bis zur völligen Erschöpfung vernommen. Wobei sich die Frage stellt, wer erschöpfter ist. Ich hatte eine unruhige Nacht und kann die Augen kaum noch aufhalten. Wie es um Ihre Kondition bestellt ist, weiß ich nicht. Aber ein kurzer oder erholsamer Tag war es für Sie bestimmt auch nicht.»

«Ein oder zwei Stunden verkrafte ich noch», erwiderte Scheib. «Am Computer kann ich sitzen. Ich möchte mir

Frau Stichlers Aufzeichnungen anschauen. Wenn Sie mir nur ein Hotel empfehlen, wo ich um drei Uhr nachts noch eingelassen werde.»

«Tut mir Leid», sagte Klinkhammer. «Die Diskette muss nach Hürth, sie ist ein wichtiges Beweisstück. Ich lasse eine Kopie für Sie machen.» Dass schon den ganzen Abend eine Kopie im Computer steckte, erwähnte er nicht, tütete auch die noch ein und gab sie den Männern mit, die Marko abführten.

Scheib konnte sich nicht aufraffen, das Haus zu verlassen. Er hätte sich gerne ungestört umgeschaut, schon aus praktischen Gründen. Spurensicherung hin oder her. Sie hatten ein paar Quadratzentimeter blutverschmierten Rasen und Unmengen von Fingerabdrücken gesichert. Aber sie hatten nichts von Schmuckstücken gewusst und nicht danach gesucht, nicht nach Winzigkeiten Ausschau gehalten, die in Eile und unter Stress zu Boden gefallen sein könnten, unter ein Möbelstück oder in eine Ecke kullerten und unbemerkt blieben. Es wäre eine grobe Nachlässigkeit gewesen, nicht noch einmal jeden Winkel zu kontrollieren.

Und das war es nicht alleine. Es waren die Stimmen, dieser Widerspruch. Das kann er sich nicht leisten. Ich komme nach! Er musste sich beschäftigen, bis eine der Stimmen schwieg, vermutlich seine eigene. Er hatte sich geirrt, wartete seit Stunden darauf, dass Klinkhammer eine entsprechende Bemerkung machte.

Aber Klinkhammer sagte nur: «Wenn wir einen Durchsuchungsbeschluss haben, wird die Bude vom Keller bis zum Dachboden auseinander genommen. Das ist nicht unsere Aufgabe, Herr Scheib. Und in Ihrer Verfassung, seien Sie mir nicht böse, wenn ich es geradeheraus sage, ich möchte nicht, dass hier später etwas gefunden wird, was jetzt noch nicht da ist.»

«Trauen Sie mir das zu?», fragte er.

Klinkhammer grinste: «Im Moment traue ich Ihnen alles zu. Wir haben eine vermisste Person. Oder zwei, wenn wir Frau Lohmann dazunehmen. Für die sind wir ja auch zuständig. Sie haben acht und wollen ihn für alle. Nun kommen Sie. Ein paar Stunden Schlaf haben noch keinem Menschen geschadet. Ein Hotel brauchen Sie nicht. Wir haben zwei Gästezimmer, sogar ein Gästebad. Sonst quartiert meine Frau immer ihre Leute ein. Wird Zeit, dass ich auch mal einen Gast mitbringe.»

Er nahm überrascht und dankend an. Am Samstagmorgen hatte Klinkhammer nicht nach einer großzügigen Geste ausgesehen. Es war auch keine Großzügigkeit, nur eine Sicherheitsmaßnahme, die verhindern sollte, dass er dem Garten einen nächtlichen Besuch abstattete. Aus einem Hotelzimmer hätte er verschwinden können, ohne dass ihn einer fragte, wohin er ging.

Klinkhammer lotste ihn über nächtliche Straßen in eine kleine Ortschaft. Paffendorf, las er im Vorbeifahren auf der Tafel am Ortseingang. Die Baupreise waren hier wohl erschwinglich, Klinkhammers Haus jedenfalls konnte sich sehen lassen. Den Rest der Nacht verbrachte er in einem gemütlichen Zimmer. Er schlief nicht, lag nur da mit einem Gefühl in der Brust, als würde es ihn innerlich zerreißen.

In der Dunkelheit schwebte ihm ein frisches Grab vor Augen. Und in dem Grab eine junge Frau, die ihrem Mörder nicht nur wie die anderen für einen Tag, die ihm acht lange Jahre vertraut hatte. Sie hat so viel Zeit in ihn investiert wie ich, dachte er und war überzeugt, sie sei tot.

Um halb acht saß er Klinkhammer in einer großen Küche an einem massiven Holztisch gegenüber. Klinkhammers Frau bekam Scheib nicht zu Gesicht. Sie

hatte in der Nacht erfahren, welchen Gast ihr Mann mitgebracht hatte. Ausgerechnet den arroganten Typ vom BKA. Mit einer spöttischen Bemerkung hatte sie ihn an seine gestrigen Flüche erinnert. Klinkhammer befürchtete, dass sie auch Scheib ein paar Seitenhiebe verpassen würde. Sie hatte ein lockeres Mundwerk, so wie die Dinge nun standen, musste das nicht sein.

Sie frühstückten ausgiebig, wobei Klinkhammer ausführlich über alles berichtete, was in der Nacht nicht besprochen worden war. Die Beweislage erschien logisch und schlüssig. Jedes Detail belastete Marko. Auch das Motiv war klar. Vor die Wahl gestellt, eine Mordzeugin der Polizei zu überlassen oder sich selbst in die Klemme zu bringen, hätte auch Scheib seiner eigenen Prognose zuwider gehandelt und sich für Letzteres entschieden. Nur hätte er nicht so überstürzt gehandelt, weder das Blut auf dem Rasen noch die Diskette im Computer übersehen.

Marko

Um neun Uhr saßen sie ihm wieder gegenüber. Er war bis um drei in der Nacht vernommen worden, hatte dem Anschein nach auch nicht geschlafen, wirkte übernächtigt, die Haut war fahl, die Miene angespannt und sehr besorgt. Scheib hielt sich zurück, beobachtete nur und hörte zu, damit ihm nicht noch einmal ein entscheidender Satz entging. Klinkhammer übernahm das Reden, doch in der Hauptsache sprach wieder Marko. Noch einmal seine Unschuld zu beteuern, ersparte er sich, wollte nur wissen: «Wo ist meine Frau?»

«Sagen Sie es uns», verlangte Klinkhammer.

«Sie haben also gar nicht nach ihr gesucht», stellte Marko fest, kniff wie unter Schmerzen die Augen zusammen, zog die Lippen ein. Ein paar Sekunden vergingen, dann rollten einige Tränen. Er weinte, aber nicht lange, dann fuhr er schweres Geschütz auf. «Sollte sich herausstellen, dass meine Frau zu retten gewesen wäre, wenn Sie sofort das Richtige unternommen hätten, werden Sie Ihres Lebens nie mehr froh, das schwöre ich Ihnen.»

«Was wäre denn Ihrer Meinung nach das Richtige gewesen?», fragte Klinkhammer.

«Eine Suche», erklärte Marko. Seine Stimme klang erstaunlich fest, trotz seiner offensichtlichen Erschütterung und der Tränen, die er mit einer energischen Geste von den Wangen wischte. «Wenn meine Frau von den Nachbarn nicht gesehen wurde, vielleicht wollte sie nicht gesehen werden, als sie das Haus verließ.» Er spielte wieder auf eine Suizidgefährdung an.

«Und warum haben Sie darauf bestanden, das Haus zu

verlassen?», fragte Klinkhammer. «Um Ihrer Frau eine Gelegenheit zum Selbstmord einzuräumen? Geben Sie sich keine Mühe, Herr Stichler, wenn Ihre Frau sich hätte umbringen wollen, hätte sie einen Abschiedsbrief getippt. Und wenn sie wirklich depressiv gewesen wäre, ein ehrlich besorgter Mann hätte darauf Rücksicht genommen. So ein Mann hätte sich zumindest vergewissert, dass seine Frau sich einen schönen Tag mit ihrer Familie macht.»

«Dass ich es nicht getan habe, werde ich mir nie verzeihen», sagte Marko.

«Dann sage ich Ihnen mal, was ich mir nicht verzeihe», sagte Klinkhammer. «Dass ich Ihre Frau nicht gleich am Mittwochnachmittag kassiert habe. Ich hätte sie in Schutzhaft nehmen sollen, das macht man üblicherweise mit Zeugen, die sich in Gefahr befinden. Leider kann man es nur mit dem Einverständnis dieser Zeugen tun, so will es der Gesetzgeber. Wenn eine Frau ihrem Mörder vertraut, sich sogar für seine Unschuld verbürgt, sind uns die Hände gebunden. Wissen Sie, was der Witz bei der Sache ist, Herr Stichler? Sie wären nicht hier, wenn Sie Ihrer Frau vertraut hätten. Wäre sie nicht verschwunden, hätten wir uns nicht mit Herrn Dierden unterhalten.»

Klinkhammer konfrontierte ihn zuerst mit Norberts Angaben zu Anja Heckel, Julia Roberts und Waltraud Habel, legte ihm auch den zerknitterten Schnappschuss von Mei Li Jau vor.

Marko lächelte dünn. «Und Ihnen ist bisher nicht der Verdacht gekommen, dass Norbert mir etwas in die Schuhe zu schieben versucht, um von sich abzulenken?»

«Bisher nicht», sagte Klinkhammer. «Er hat seiner Schwester kein hellgraues Kostüm mit knielangem Rock geschenkt, bei dem der Gürtel fehlte. Diesen Gürtel trug nämlich eine Frau um den Hals, deren Leiche im Oktober

1996 im Spessart gefunden wurde. Am Tag ihrer Ermordung trug diese Frau auch Ohrstecker und einen Ring aus Platin. An der Leiche fehlte der Schmuck. In der Kassette Ihrer Frau liegt er auch nicht mehr.»

«In der Kassette meiner Frau hat dieser Schmuck nie gelegen», erklärte Marko. «Ich habe ihn im Oktober 1996 gekauft – bei einem Juwelier in Köln. Die Rechnung finden Sie im Arbeitszimmer, in einem Aktenhefter mit der Aufschrift Sonstiges. Graue Kostüme habe ich meiner Frau mehrere aus der Agentur mitgebracht. In Katalogen gibt es selten den passenden Gürtel zu einem Kleidungsstück.»

Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und schlug die Beine übereinander, als richte er sich auf eine Plauderstunde ein. Dann drehte er den Spieß um, wie Norbert es angekündigt hatte. Wenn der Ring und die Ohrstecker nicht mehr in der Kassette lägen, müsse Norbert die Sachen entfernt haben, meinte er. Immerhin sei Norbert am vergangenen Nachmittag vor ihm im Haus gewesen. Und wenn Norbert wusste, dass ähnliche Schmuckstücke in einem Mordfall eine Rolle spielten, machte das Sinn. Norbert hatte sich vor Jahren auch oft genug in der Agentur aufgehalten, sich genügend Kenntnisse über Mode und Film aneignen können, um Frauen wie Julia Roberts zu ködern. Und in den frühen Fällen, Silvia Lenz und Marion Schneider, hatten Autos eine Rolle gespielt, das war Norberts Metier.

Marko hatte sich nach dem Geburtstag seines Sohnes auch die Ausgabe des *Stern* gekauft und sich informiert. Aber er fand, es sei nicht seine Aufgabe, herauszufinden, ob Norbert oder sonst wer all diese Frauen getötet hatte. Für ihn zählte nur, was seiner Frau angetan worden war. Sein Ton veränderte sich, bekam einen Hauch von Bitterkeit. In all den Jahren hatte es für ihn so ausgesehen,

als sei die Beziehung der Geschwister herzlich und intakt. Erst nach den Tränenausbrüchen seiner Frau seien ihm ein paar Ungereimtheiten bewusst geworden.

Warum hatte der besorgte Bruder nicht sofort nach dem Unfall dafür gesorgt, dass Karen ärztliche Hilfe bei der Bewältigung ihres Traumas erhielt? Warum waren Norbert ein paar harmlose Keramikenten an einem Zierteich ein Dorn im Auge? Warum regte er sich auf, als Karen an Kevins Geburtstag den *Stern* aufschlug? Und warum legte er ihr dringend nahe, ihre Therapie bei Doktor Gerber abzubrechen? Weil er verhindern wollte, dass sie sich erinnerte.

«Sie haben meine Stieftochter gesehen», sagte er zu Klinkhammer, um Thomas Scheib kümmerte er sich nicht. «Sie ist das Ebenbild meiner Frau. Zwischen meiner Frau und Norbert herrscht ebenfalls eine starke, familiär bedingte Ähnlichkeit. Wie sähe wohl eine Tochter von Norbert aus?»

«Wollen Sie damit andeuten, Ihr Schwager hätte seine eigene Schwester vergewaltigt?», fragte Klinkhammer fassungslos über so viel Dreistigkeit. Er hatte Marko ja auch wegen der Vergewaltigung in Verdacht.

«Ich ziehe das in Betracht», antwortete Marko. «Und meine Frau tat das auch. Sie konnte es sich nicht eingestehen und ist fast daran zerbrochen. Norbert war an dem Abend, als es passierte, in der Diskothek am Clodwigplatz. Er hat sie nach Hause geschickt und ist ihr wenige Minuten später gefolgt.»

«Woher wissen Sie das?», fragte Klinkhammer. «Waren Sie auch da? Das war doch für Sie so eine Art Stammlokal, oder?»

«Nein», sagte Marko. «In Diskotheken habe ich mich nie aufgehalten. Aber ich kann lesen. Und das habe ich

gestern getan. Deshalb war ich eine Stunde lang im Haus. Es war dumm, das nicht sofort zu sagen. Es war mir peinlich. Ich betrachte es immer noch als einen Vertrauensbruch. Der Computer war in Betrieb, als ich ins Haus kam. Ich konnte nicht widerstehen. Danach ist mir die Lust an diesem Familienausflug endgültig vergangen. Ich konnte auch nicht arbeiten.»

Klinkhammer streifte Scheib mit einem auffordernden Blick – nun sagen Sie doch auch mal was. Aber Scheib wusste nicht, was er sagen sollte, nahm an, dass Marko sich Karens Aufzeichnungen tatsächlich angeschaut hatte, um sicherzugehen, dass sie keine Hinweise auf seine «Termine» und auch sonst nichts Verräterisches enthielten. Aber nicht gestern Mittag. In einer Stunde waren all diese Dateien nicht zu bewältigen. Wahrscheinlich hatte er nur den letzten Text kontrolliert, um sicherzugehen, dass er auch darin gut wegkam.

Als er schwieg, erkundigte Marko sich: «Haben Sie Norbert schon gefragt, wie er jedes zweite Jahr seinen Urlaub verbringt und wo er am Ostersamstag war?» Mit einem bitteren Lächeln beantwortete er die Frage selbst: «Sie haben nicht. Wozu auch, wo er einen so vortrefflichen Zeugen abgibt.»

Mehr hörten sie nicht von ihm. Keine Angaben, wo oder mit wem er den vergangenen Freitag verbracht hatte. Keine Angaben, was ihn am 14. September 1990 ins Bergische Land geführt hatte. Keine Angaben, wo er sich aufgehalten hatte an den Tagen, als die acht Frauen verschwanden. «Sie fragen den falschen Mann», wiederholte er nur noch mehrfach.

Kurz vor elf ließen sie ihn zurück in die Zelle bringen und fuhren nach Sindorf. Thomas Scheib bestand auf einem Abstecher zum Amselweg. Er wollte die Schmuckrechnung mit eigenen Augen sehen, ehe er sich erneut mit

Norbert beschäftigte. Während der Fahrt redete Klinkhammer ohne Unterbrechung auf ihn ein, ließ ihm keine fünf Sekunden Ruhe, um nachzudenken über das, was Marko von sich gegeben hatte.

«Was halten Sie davon?», begann Klinkhammer. Für ihn gehörte es zum Alltag, sich mit Kollegen auszutauschen. Und wann hatte man schon mal Gelegenheit, die eigene Meinung von einem BKA-Sonderermittler auf Tauglichkeit abklopfen zu lassen?

Scheib kam gar nicht zu einer Antwort. Klinkhammer sprach ohne Pause weiter. «Rein äußerlich wäre Dierden nicht der schlechteste Ersatzmann. Alles, was er gegen Stichler vorgebracht hat, passt auch auf ihn. Frau Stichler wollte ihre Tochter übrigens partout keinem Vaterschaftstest aussetzen. Aber Dierden hatte gestern nicht die Zeit, seine Schwester aus dem Haus zu holen. Die sind um zehn Uhr nach Brühl aufgebrochen, haben ihre Nachbarn bestätigt.»

Er versuchte, Klinkhammers Ausführungen zu ignorieren. Zu retten gewesen wäre! Das war der entscheidende Satz. Er glaubte zu begreifen, was sich abgespielt hatte. Marko hatte es sich nicht leisten können, vor den Augen der Nachbarschaft mit Karen wegzufahren. Er hatte sie im Haus nicht getötet, wie Klinkhammer meinte, nur verletzt hatte er sie, vielleicht entgegen seiner Absicht verletzen müssen, weil sie sich gegen ihn zur Wehr gesetzt hatte. Warum sie nicht geschrien und die Nachbarn aufmerksam gemacht hatte? Es war wohl eine Sache für sich, wenn der eigene Mann plötzlich sein wahres Gesicht zeigte. Da setzte man eher auf Verhandlungen. Dann hatte Marko sie irgendwohin geschafft und dafür gesorgt, dass der Tod erst im Laufe des Abends oder der Nacht eingetreten war und es nach Selbstmord aussah.

«Wissen Sie, was mich am meisten stört?», fragte

Klinkhammer. «Dass er erst jetzt damit kommt. Warum hat er das nicht gestern Abend vorgebracht? Er hat doch mitbekommen, dass wir die halbe Nacht mit Dierden zusammensaßen. Und er wird kaum angenommen haben, dass wir uns gegenseitig Witze erzählen. Warum schreit er nicht nach einem Anwalt? Jeder andere hätte das schon in der Nacht getan.»

«In der Nacht hätte ein Anwalt seinen perfekten Plan noch durchkreuzen können», erwiderte Scheib. «Und jetzt ist er sicher, dass er keinen Anwalt mehr braucht.»

«Wo sehen Sie denn einen perfekten Plan?», fragte Klinkhammer irritiert. «Ich bin zwar kein Fallanalytiker, darf ich trotzdem mal sagen, was ich denke?»

«Nur zu», forderte er, weil ohnehin nicht damit zu rechnen war, dass Klinkhammer den Mund hielt.

«Er war in Frankfurt, um einen Killer anzuheuern», spekulierte Klinkhammer. «Deshalb bekommen wir keine Auskunft über den Freitag. Deshalb hat er das Mädchen aus dem Haus geschafft und darauf bestanden, mit uns nach Bergheim zu fahren. Es ging nur darum, dass sie alleine blieb. Wären wir nicht gekommen, hätte er Einkäufe gemacht und seinen Knirps mitgenommen, damit er ihr nicht auf die Nerven geht.»

«Unwahrscheinlich», sagte Scheib. «Er …»

«Moment», unterbrach Klinkhammer. «Ich war ja noch nicht fertig. Vielleicht war es ursprünglich so gedacht, dass Dierden die Leiche findet. Er hat das Telefon ausgezogen, damit jemand kommen muss, um nachzuschauen, was los ist. Dass wir schon um acht Uhr auf der Matte standen, hat ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht. Er musste befürchten, dass wir von den falschen Leuten gesehen wurden. Deshalb war er anfangs auch so nervös, hatte aber trotzdem das Zepter in

der Hand. Das ganze Geschwafel diente nur einem Zweck: Er hat Zeit geschunden. Als sie nicht ans Telefon ging, hat er sich beruhigt. Vielleicht war vereinbart, den Stecker wieder an seinen Platz zu drücken, damit er sich von unterwegs vergewissern kann, ob es überstanden ist. Aber dann kam er nach Hause und stellte fest, dass sein Mann gekniffen hatte. Da musste er es doch selbst übernehmen.»

«Er verlässt sich nicht auf andere», sagte Scheib. «Ich nehme an, er hat am Freitag irgendwo ein Grab ausgehoben. Nach unserem Erscheinen konnte er es sich jedoch nicht mehr leisten, sie einfach verschwinden zu lassen. Er hat einen Suizid inszeniert, der seine Zeit brauchte. Wahrscheinlich Barbiturate, die kann man ohne ärztliches Rezept in jeder Apotheke kaufen. Er hat dreißig Minuten für eine Heimfahrt gebraucht, die auch in zehn zu schaffen ist, blieben zwanzig Minuten für eine Besorgung. Mit dem fehlenden Messer an der Kehle hat er sie gezwungen, das Zeug zu schlucken. Bei der Obduktion wird man oberflächliche Schnittwunden feststellen, am Hals, zusätzlich noch ein paar an den Handgelenken, die als Probeschnitte einer Selbstmörderin durchgehen mögen. Er ist überzeugt, dass er alles auf sie abwälzen kann.»

Klinkhammer war nun sehr verblüfft. Jetzt sprach der Sonderermittler, feste Stimme und eine klare Vorstellung. Er verlangte, dass eine Suchmannschaft auf den Weg gebracht wurde. Sie sollten sich auf einen Radius von zwei Kilometern konzentrieren.

«Wahrscheinlich finden wir sie an einer Stelle, die zu Fuß in einer halben Stunde oder weniger zu erreichen ist. Wenn Sie das nicht veranlassen können, informieren Sie die Staatsanwaltschaft. Damit müssen wir uns nicht Zeit lassen bis morgen früh.»

Klinkhammer schob eine der langen Haarsträhnen hinters Ohr und erklärte: «Oberstaatsanwältin Carmen

Rohdecker ist bereits informiert. Meine Frau wollte das übernehmen, sie kennen sich seit der Schulzeit. Eine Suche kann ich selbst veranlassen.» Er griff zum Telefon und gab die Anweisung nach Hürth weiter.

Ein paar Minuten später erreichten sie den Amselweg, hielten sich jedoch nicht lange im Haus auf. Klinkhammer wich ihm nicht von der Seite, befürchtete immer noch, er könne Marko irgendein Beweisstück unterjubeln oder ein entlastendes Stück verschwinden lassen. Vielleicht war es gut so. Den bezeichneten Ordner fanden sie in einem offenen Aktenschrank neben dem Schreibtisch. Die Rechnung eines Juweliers aus Köln fanden sie nicht.

Der entscheidende Hinweis

Klinkhammer verschloss das Haus wieder und brachte ein neues Polizeisiegel an der Tür an. Dann fuhren sie zu Norbert. Er erwartete sie schon und bestritt, etwas aus dem Haus entfernt zu haben. Scheib glaubte ihm, fragte nur der Form halber nach Urlaub und dem Ostersamstag – und erlebte die erste böse Überraschung. Die Sache mit dem einsamen Urlaub jedes zweite Jahr erklärte Norbert ungefähr so, wie Kirby es vor fünf Jahren gesehen hatte.

Norbert grinste unfroh. «Damit hab ich gestern Abend schon gerechnet und mich gewundert, dass Marko es nicht anführte. Aber Ostersamstag, woher weiß er das? Ich hatte Karen gebeten, den Mund zu halten.»

Und dann erfuhr Scheib endlich, wie Oliver Lohmann nach Edenbergen gekommen war. «Warum haben Sie das gestern verschwiegen?», fragte er.

Norbert senkte den Kopf. «War keine Absicht. Es war nur so viel gestern. Da ist es untergegangen. Dabei ist es vermutlich wichtig, wegen dem Sonntag, da war ich …»

Er berichtete der Reihe nach von dem Osterwochenende und ein paar Merkwürdigkeiten. Die Fahrt nach Edenbergen bezeichnete er als Freundschaftsdienst, räumte auch ein, dass er noch zwei Stunden in der Raststätte gesessen hatte. Nach der langen Fahrt brauchte er eine Pause, etwas zu essen und einen Kaffee. Von Marko habe er nichts gesehen, von Barbara auch nicht.

«Am Ostersonntag hab ich nach dem Essen bei den Lohmanns angerufen. Ich wollte nur hören, ob sie beide wieder da waren. Es kam auch eine Verbindung zustande,

aber nur für einen kurzen Moment, in dem ich gerade mal fragen konnte, ob Oliver dran war. Ich hab einen sonderbaren Ton gehört, wie ein ersticktes Schluchzen. Dann war die Leitung wieder tot. Natürlich hab ich es sofort noch mal probiert, aber es wurde nicht mehr abgehoben.»

Seinen Worten zufolge hatte Norbert sich dann auf den Weg nach Frechen gemacht, um persönlich nach dem Rechten zu schauen. Auf sein Klopfen, Klingeln und Rufen reagierte niemand. Der Schuppen, in dem Oliver seinen Peugeot unterstellte, war verschlossen. Ob das Auto an seinem Platz stand, ließ sich nicht feststellen. Im ersten Stockwerk war ein Fenster offen. Dahinter lag das Schlafzimmer der Eltern, in dem noch alles so war wie in den letzten Lebenswochen der Mutter. Das wusste Norbert, weil er im vergangenen Jahr ein paar Reparaturarbeiten am Haus durchgeführt hatte.

Er hatte auch das Fenster richten wollen, es schloss nicht mehr, ließ sich nur beidrücken und ging bei Luftzug von alleine auf. Nur war Barbara dagegen gewesen, dass er die dicke Farbschicht entfernte. Bei ihnen gäbe es nichts zu holen, hatte sie gesagt. Sie würde tagsüber immer einen Stuhl zwischen das Bett und den Fensterrahmen klemmen, dann hielte es. Ihre Mutter hätte den Rahmen gestrichen, er solle bleiben, wie er war.

Das offene Fenster bedeutete also nicht zwingend, dass sich jemand im Haus aufhielt. Aber Norbert gab an, eine Bewegung am Wohnzimmerfenster gesehen zu haben. Ob ein Luftzug die Gardine streifte oder ob jemand auf die Straße schaute, der nicht gesehen werden wollte, habe er nicht erkennen können. Ihm sei auch nicht der Verdacht gekommen, es könne jemand im Haus sein, der darin nichts zu suchen gehabt hätte. Er habe angenommen, Barbara sei bei ihrem Freund geblieben, Oliver allein zurückgekommen, nun habe er sich betrunken und fürchte,

in diesem Zustand erwischt zu werden.

Im festen Glauben, dass Oliver ihm noch öffnen würde, habe er sich ins Auto gesetzt und gewartet – bis zum späten Abend. Das mochte einem Außenstehenden ungewöhnlich erscheinen, aber es erklärte sich auch mit dem österlichen Rummel daheim. Familientag, Vater war angereist und Karen schon vor Mittag gekommen mit ihrem Quälgeist. Da war es im Auto ruhiger.

«So gegen neun Uhr», sagte Norbert, «hab ich auf einen Zettel geschrieben, Oliver soll mich anrufen, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen hätte. Den Zettel hab ich unter der Tür durchgeschoben, dann bin ich nach Hause gefahren. Karen war schon gegangen. Es hatte tüchtig Ärger gegeben, weil mein Sohn ausgeplaudert hatte, dass ich mich mal ungestört am Amselweg umschauen wollte. Auf dem Dachboden war ich noch nie. Karen auch nicht, da bin ich sicher, die ausziehbare Treppe klemmt.»

Er grinste. «Komischerweise legt Marko keinen Wert darauf, dass ich mich mal um die Treppe kümmere, sonst fragt er für jede Kleinigkeit. Da dachte ich, oben könnte was liegen, was keiner sehen soll, alte Koffer, Reisetaschen oder sonst was von den Sachen, die in der Zeitung angeführt sind.»

Norbert erzählte weiter, am Ostermontag habe er sich unter einem Vorwand Zutritt zum Dachboden am Amselweg verschaffen wollen, aber nicht in Gegenwart von Kevin. Der Quälgeist sei ein Spitzel, wie man sich keinen besseren wünschen könne. Deshalb sei er zuerst noch einmal nach Frechen gefahren, weil Oliver sich nicht gemeldet hatte und er in Sorge um den Jungen war.

Das Fenster im ersten Stock sei nun zugedrückt gewesen. Geöffnet wurde ihm wieder nicht. Er klapperte ein paar Kneipen ab in der Hoffnung, Oliver zu finden,

fuhr auch zum Friedhof ans Grab der Mutter, saß danach wieder stundenlang im Auto vor dem Haus.

Erst um elf in der Nacht sei er zurückgefahren, und obwohl es schon so spät war noch zum Amselweg, weil er jetzt sicher sein durfte, dass Markos Spitzel schlief.

«An keinem Fenster waren die Rollläden unten, vorne war alles dunkel. Ich wollte zur Rückseite, um zu sehen, ob im Schlafzimmer noch Licht brannte. Und als ich an der Garage vorbeikam, sah ich den blauen Schein hinter dem Fenster vom Arbeitszimmer. Der Computer war an. Ich hab mich noch gewundert, dass Karen im Dunkeln sitzt. Aber sie hat in der Nacht bei Margo geschlafen, wie sie mir ein paar Tage später erzählte. Marko muss im Haus gewesen sein.»

Norbert zündete sich ein Zigarette an, sprach weiter. Zu dem Zeitpunkt habe er Marko noch nicht mit Barbara in Verbindung gebracht, sondern gedacht, es seien über Ostern vielleicht Einbrecher bei den Lohmanns eingestiegen, und Marko habe seinen Urlaub unterbrochen, um sich ungestört mit Karens Aufzeichnungen zu beschäftigen oder ungesehen einige Dinge aus dem Haus zu schaffen. Nun dachte er anders. Er hatte am Ostersonntag kein Fahrzeug vor dem Haus in Frechen gesehen. Doch das bedeutete nichts. Barbara hatte ihre Schlüssel bei sich gehabt. Wer ins Haus konnte, hatte auch die Möglichkeit, sein Auto in den Schuppen zu fahren.

«Fahren wir mal hin», schlug Klinkhammer vor.

Aber Thomas Scheib wollte nirgendwohin fahren, nur wissen, woran er mit Norbert war. Er dachte unwillkürlich: Und wenn es ein Attentat auf den Papst gewesen wäre, würde Norbert versuchen, seinem Schwager auch das noch anzuhängen. Zugleich ahnte er in diesen Minuten, wo Barbaras Leiche war. Klinkhammers Stimme

spukte ihm im Kopf herum. «Wohin fährt denn so ein Bengel, wenn er Mist gebaut hat?»

Stefan Leitner! Die Überführung der Leiche mochte Leitner senior übernommen haben. Dazu wäre der Knabe allein nicht fähig gewesen. Er wurde nur mitgenommen, weil Papa die Tote nicht alleine schleppen wollte. Und er war dämlich genug, sich aufs Telefon zu stürzen, als Norbert anrief. Als Norbert dann erschien, mochte Leitner senior einen Blick durch die Gardine geworfen haben. So konnte die Beschreibung des dunkelhaarigen Mannes zustande gekommen sein, der Barbara auf dem Parkplatz der Raststätte angeblich winkend entgegengekommen war. Die schwarze Jacke, die dieser Mann getragen haben sollte, hing an der Garderobe im Flur. Und Leitner senior hatte sich schon am Dienstag nach Ostern darum bemüht, Oliver auf den Heimweg zu bringen. So weit war die Sache klar.

Scheib konnte nur nicht mit Klinkhammer darüber sprechen. Für Barbara Lohmann spielte es keine Rolle mehr, ob man sie innerhalb der nächsten halben Stunde fand oder erst morgen. Für ihn dagegen zählte jede Stunde. Er musste ein paar Dinge mit Norbert klären, ehe er ihn einer Oberstaatsanwältin überließ, als Hauptbelastungszeugen, nicht als Verdächtigen. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass er jedes zweite Jahr alleine in Urlaub fuhr. Aber Scheib wollte nicht noch eine böse Überraschung erleben und machte den letzten, für ihn verhängnisvollen Fehler.

«Das überlassen wir der Spurensicherung», sagte er. «Wenn es ein Einbruch war, können wir nicht feststellen, was entwendet wurde, dafür brauchen wir Herrn Lohmann. Ich sorge dafür, dass er auf den Heimweg gebracht wird. Weigler kann ihm eine Fahrkarte kaufen.»

«Wenn die dafür in München einen Etat haben», meinte

Klinkhammer. «Wir hätten keinen. Und mit dem Zug, das dauert einen halben Tag, ehe er hier ist. In der Zeit wären wir zehnmal da.»

«Und wozu?», fragte Scheib. «Wollen Sie dreimal ums Haus laufen?»

«Da steht doch ein Fenster offen», erinnerte Klinkhammer.

«Sind Sie noch bei Trost?», fuhr er auf. «Wollen Sie da unbefugt eindringen ohne triftigen Grund?»

«Na, einen triftigen Grund haben wir ja wohl.» Klinkhammer wurde nun ebenfalls lauter. «Einbrecher nehmen normalerweise keine Telefonhörer ab.»

«Sorry», sagte er, «ich vergaß, dass Sie hier der Fachmann für Einbrüche sind. Aber vielleicht können Sie Ihre Spezialkenntnisse für heute hintenan stellen, wir haben momentan Besseres zu tun.»

«Sie vielleicht, ich nicht», murrte Klinkhammer. «Ich kann ja schnell alleine hinfahren.»

Allmählich ging er Scheib auf die Nerven mit seiner Beharrlichkeit. Aber viel mehr als ein wenig Zeit schinden konnte Scheib nicht. Nur ein oder zwei Stunden. «Wenn es Sie beruhigt», sagte er, «rufen Sie in Köln an, die sollen einen Wagen hinschicken.»

«Die Kölner sind da nicht zuständig», erklärte Klinkhammer.

«Außerdem übersehen die schon mal was, sogar Leichen. Ist zwar erst einmal vorgekommen, aber das ist einmal zu viel, finde ich.»

«Jetzt reden Sie doch keinen Unsinn», wies Scheib ihn zurecht. «Wenn Sie sich beschäftigen wollen, gehen sie nach unten und reden mit dem Mädchen. Sie kommen doch gut zurecht mit Kindern. Fragen Sie, ob am

Freitagabend etwas Besonderes vorgefallen ist.»

Klinkhammer ging tatsächlich, aber nicht, um sich mit Jasmin zu unterhalten. Sie war in ihrem Zimmer. Christa und Sarah waren in der Küche mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt. Michael und Kevin schleckten vereint den Topf aus, in dem Pudding gekocht worden war. Klinkhammer sagte nur rasch Bescheid, dass er mal für ein Stündchen weg müsse.

«Fährst du zu mein Papa?», wollte Kevin wissen. «Darf ich mit? Ich kann mich auch schon ganz allein in Auto festmachen.»

Dann erzählte Kevin stolz, dass er genau das am vergangenen Morgen getan hatte, damit sein Papa noch schnell in den Garten gehen und für Oma Christa ein paar Blümchen pflücken konnte. Aber die Blümchen waren noch nicht reif gewesen. Es passte zu Klinkhammers Theorie vom Mietkiller. Nicht in den Garten, sondern zur Kellertür gegangen und sie geöffnet, damit ein Fremder unbemerkt ins Haus konnte. Aber daran glaubte der Herr Sonderermittler ja nicht. Deshalb ging Klinkhammer mit der Information auch nicht wieder nach oben.

Er war kein Hellseher, konnte keine Gedanken lesen, hatte auch keine Antenne für übersinnliche Schwingungen oder die Sehnsucht einer Sterbenden. Er war nur stinkwütend, ließ sich nicht gerne abkanzeln, bestimmt nicht von einem Mann, der in der Nacht so ausgesehen hatte, als würde er jeden Moment aus den Latschen kippen, und den halben Vormittag die Zähne nicht auseinander brachte. Jetzt wusste Scheib plötzlich wieder alles besser, aber er hatte sich schon einmal böse geirrt. «Unsinn, das kann er sich nicht leisten!» Das hatte Klinkhammer noch im Ohr. Und wenn es nur Einbrecher gewesen waren, auch gut! Das war dann wenigstens die richtige Arbeit für ihn.

Karen

Sie wartete auf ihn, wie lange schon, wusste sie nicht. In der Hölle aus Schmerz, Hitze und Gestank hatte sich ihr Zeitgefühl längst verloren. Es waren auch immer nur wenige Minuten, in denen ihr Kopf klar genug war, die Situation zu realisieren, in der sie sich befand. Und in solchen Minuten kreisten ihre Gedanken regelmäßig um den Mann, dem sie am Mittwochnachmittag zum ersten Mal die Tür geöffnet hatte, der freitags am Telefon so verständnisvoll gewesen war. Irgendwann musste Klinkhammer kommen, weil er ihr doch ein Foto von Pitter Karotte zeigen wollte.

Sie musste nur durchhalten, bis er mit seiner großen Hand in die Kristallkugel griff und sie fahren ließ, geradewegs in ein Krankenhaus, weg von dem Teich, den Enten und dem nackten Mann, der sie eingeholt hatte.

Zehn Jahre gerannt. Und dann hatte er sie doch noch erwischt, im Nacken gepackt, mit dem Gesicht in dreckiges Wasser gestoßen, das Medaillon von ihrem Hals gerissen. «Das brauchst du nicht mehr!»

Sie meinte, das wäre in der Nacht geschehen, weil es dunkel gewesen war. Aber dunkel war es die ganze Zeit mit dem breiten Klebestreifen über den Augen, er hatte sich nicht gelöst im Wasser. Sie meinte auch, Schritte gehört zu haben, ehe sie den Ruck an ihrem Hals fühlte. Und die Schritte waren nicht von draußen gekommen, sondern von oben. Aber sie hatten sich nach draußen entfernt. Eine Tür war ins Schloss gefallen und ein Motor gestartet worden. Und sie wusste nicht, ob sie die Schritte und die Worte tatsächlich gehört hatte oder einer Halluzination erlegen war.

An ihrem Hals gab es eine oberflächliche Schnittwunde, wie Scheib es sich vorgestellt hatte. An den Handgelenken hatte sie jedoch nur Streifen von so genanntem Paketklebeband, an den Fußgelenken ebenso. Sie hatte auch keine Barbiturate im Leib, nur insgesamt siebzehn Knochenbrüche, wobei einige Knochen mehrfach gebrochen waren, die linke Hüfte, das linke Schulterblatt, der linke Arm und der Unterkiefer.

Seit mehr als vierundzwanzig Stunden lag sie so in brütender Hitze, ohne einen Tropfen Wasser, nur mit ihrem Lebenswillen. Es war doch das einzige Leben, das sie hatte. Und weil das zuletzt Erlebte so unerträglich war, mischte ihr Bewusstsein längst Vergangenes mit dem letzten Entsetzen, bot ihr Fluchtwege, um es ihr leichter zu machen. Aber vielleicht suchte ihr Verstand auch nur nach Erklärungen.

Einmal lag sie als Marie Antoinette auf der Bühne, war geköpft worden. Und als der Vorhang fiel, sagte der Kunstlehrer: «Du warst phantastisch, Karen. Jetzt kannst du aufstehen.» Er irrte sich, sie konnte nicht einmal kriechen. So viele Rollen gespielt und in einigen gestorben, anders als jetzt, ohne Schmerzen, mit dem Applaus aus den Reihen des Publikums.

Applaus hatte sie auch gehört – irgendwann in diesen quälend langen Stunden. Ein lahmer Applaus, irgendjemand klatschte nur zwei- oder dreimal und sagte: «Gut gemacht, Junge, aber du hättest nicht so übertreiben müssen.»

Hin und wieder versuchte sie, sich vorwärts zu schieben in die Richtung, in der sie eine Tür vermutete und ein Telefon. Sie wusste genau, wo es stand, hatte es sogar einmal benutzt, an einem Nachmittag im Juli des vergangenen Jahres, als Sarah sie mitnahm, um Norbert abzuholen, und er noch nicht fertig war mit den

Reparaturarbeiten.

Damals saßen sie zu dritt in dem kleinen Wohnzimmer, Sarah, Barbara Lohmann und sie. Sie tranken Kaffee, während Norbert draußen vor dem Fenster auf einer Mülltonne herumturnte, um eine tropfende Regenrinne abzudichten. Und Barbara sagte: «Ich bin wirklich froh, dass er uns hilft. Handwerker sind ganz schön teuer. Und das ist es nicht allein. Er hat auch einen sehr großen Einfluss auf Oliver.»

Ja, den hatte Norbert. Er schickte Oliver in den Ort, um noch irgendeine Klemme zu holen. Sie hörte das Auto abfahren und wusste, dass jetzt der richtige Moment war, um Klinkhammer anzurufen. Sie wusste auch, dass Barbara sie nicht daran hindern würde, mit Klinkhammer wegzufahren.

Der Apparat stand in dem schmalen Flur. Doch als sie das Telefon erreichte, dachte sie nur noch an Marko, der nicht wusste, wo sie war. Er kam sofort, um sie abzuholen. Doch er konnte sie nicht mitnehmen. «Tut mir Leid, Schatz», sagte er und ging wieder. Und sie flüchtete sich für ein paar Minuten in eisiges Wasser, paddelte in einem knappen Bikini herum und brüllte: «Komm her und ersäuf mich endlich.» Er hätte es besser getan. Aber er lachte nur und sagte: «Leben ist doch schöner als sterben, oder?»

Natürlich war es das. Sie wollte auch nicht wirklich sterben, wollte nur nicht länger auf einem Fußboden liegen, belästigt von Fliegen, die zwischen ihr und einer Leiche hin und her schwirrten. Und Klinkhammer kam nicht.

Christa kam – so ähnlich wie der Kunstlehrer, der nichts getan hatte, ihr vom Boden aufzuhelfen. Christa schaute sich zumindest ihre blutende Stirn an, das aufgeschürfte Knie und den ausgeschlagenen Milchzahn, den sie in der Hand nach Hause brachte. Sie war vier Jahre alt und mit

Norbert auf einem Spielplatz gewesen. Er hatte verlangt, sie solle vom Klettergerüst springen. «Jetzt mach schon, sei nicht feige, ich fang dich.»

Das tat er auch, dann fielen sie beide. Und sie schlug mit dem Gesicht auf die hölzerne Umrandung des Sandkastens. Christa klebte ein Pflaster aufs Knie und eins auf die Stirn, betrachtete die Lücke im Mund und verlangte: «Mach nicht so ein Theater darum, da wächst einer nach. Und kein Wort zu Papa. Norbert hat es nicht mit Absicht gemacht. Ihm tut es fast mehr weh als dir.»

Es hatte zwei Jahre gedauert, ehe ein Zahn nachwuchs. So lange konnte sie jetzt nicht warten. Es wurde höchste Zeit, dass Klinkhammer kam. Ihr Leben brach auf, sich einen Ort zu suchen, an dem es schön war. Es war ein seltsam leichtes Gefühl wie Nebel im Hirn. Das Summen der Fliegen wurde zu Musik, und der penetrante Gestank wandelte sich in einen süßlich blumigen Duft, Lis Parfüm.

Sie stand in ihrer Ecke an der Theke. Li füllte Eiswürfel in ein Glas und goss Cola dazu. Aber sie stellte das Glas nicht auf den Tresen, wie sie es sonst immer tat. Diesmal kam sie damit hinter der Theke hervor, stieß den Rothaarigen vor die Brust, ging zum Ausgang und winkte, sie solle ihr folgen. Was blieb ihr anderes übrig? Sie war so furchtbar durstig, hätte alles gegeben für einen kühlen Schluck. Niemand sah, dass sie sich in Bewegung setzte.

Li trug das hautenge grüne Kleid – wie an dem Vormittag im Regen, als sie durch die Stadt gelaufen waren, zu zweit unter einem Schirm. Und ein Halskettchen trug sie, das Norbert ihr geschenkt hatte in den wenigen Wochen, in denen er glücklich mit ihr gewesen war, so glücklich wie nie zuvor und nie wieder danach. Ein Mann auf Wolke sieben, der zu ihr sagte: «Wenn ich im Januar schon gewusst hätte, dass ich so eine Frau kennen lerne, hätte ich dir den Spaß gegönnt mit deinem Romeo.»

Li stieß die Tür auf, draußen war es sehr hell. Das grelle Licht kam von der Sonne, die ein großes, weißes Flugzeug zum Glitzern brachte. Es schwebte lautlos und hoch über den Dächern, eine herabgelassene Strickleiter verlor sich im flirrenden Licht. Li stieg hinauf, bis sie nicht mehr zu sehen war. Nur ihre Stimme kam noch klar und deutlich von oben: «Nun komm schon, wir fliegen nach China.»

Sie wollte nicht nach China, nicht ohne Jasmin. Sie konnte doch ihr Wunderkind nicht zurücklassen bei Christa, die nie etwas von einer Vergewaltigung hätte hören wollen, die wahrscheinlich gesagt hätte: «Mach nicht so ein Theater darum. Norbert hat es nicht mit Absicht gemacht. Ihm tut es fast mehr weh als dir.»

Aber auch wenn sie nicht wollte, sie kam nicht an gegen den Zwang, die Strickleiter zu packen und sich nach oben zu hangeln. Bei jeder Sprosse flehte sie einen barmherzigen Gott im Himmel an, er möge Klinkhammer am Ende der Leiter stehen lassen, um ihren Pass zu kontrollieren. Den hatte sie nämlich nicht dabei. Und ohne Pass durfte er sie nicht nach China fliegen lassen.

Nur gab es keinen barmherzigen Gott, oder wenn doch, verzieh er ihr wohl nicht, dass sie aus seinem Sohn ein Besatzungskind gemacht hatte, um ihre Tochter und ihren Bruder lieben zu können. Am Ende der Strickleiter wartete nur Margo, um sich von ihr zu verabschieden. «Ich glaube, es ist besser, wenn du jetzt gehst», sagte Margo, führte sie zu ihrem Platz neben Li und half ihr, sich im Sitz anzuschnallen.

Allmählich wurde es kühl. Marko hatte die Klimaanlage eingeschaltet. Er saß im Cockpit, war der Pilot. Das fand sie seltsam, wo er doch nicht fliegen mochte. Er lächelte sie an. «Mach dir keine Sorgen, Schatz», sagte er. «Ich weiß schon, was ich tue.»

Sie glaubte ihm, dass er es wusste und alles richtig machte. Er machte immer alles richtig. Trotzdem bekam sie Angst, dass er sie in China zurückließ und alleine wieder nach Hause flog. Das machten Piloten doch so. Aber sie wollte bei ihm bleiben, weil er in seinem Kopf hatte, was ihr fehlte. Die Fahrt auf einer kurvigen Straße im Bergischen Land und den Tod.

Der Taubenjäger

Während der große weiße Flieger nach China aufbrach, stand Arno Klinkhammer noch in staubiger Hitze auf der Straße und unterhielt sich mit einem Nachbarn der Geschwister Lohmann. Eine Nachbarschaft im engeren Sinne gab es bei Barbara und Oliver nicht. Ihr Häuschen und der dazu gehörige Schuppen lagen am Ortsrand von Frechen. Dahinter führte die befestigte Straße nur noch zwanzig Meter weit zu einer großen Wiese. Der nächste und einzige Nachbar wohnte gut hundert Meter entfernt und hatte über Ostern einen Kurzurlaub an der Nordsee verbracht. Ob Norbert zweimal stundenlang vor dem Haus im Auto gesessen hatte, konnte er folglich nicht bestätigen.

Zum gestrigen Samstag konnte er auch nicht viel sagen. Er hatte zusammen mit seiner Frau Einkäufe gemacht, sie waren erst weit nach Mittag wieder zu Hause gewesen. Am frühen Nachmittag hatte seine Frau ihm erzählt, die Lohmanns wären wohl auch aus dem Urlaub zurück. Sie hatte gegen drei Uhr ein Auto vorbeifahren hören. Ob sie auch etwas gesehen hatte, wusste er nicht. Und jetzt war seine Frau nicht da.

Für Klinkhammer war der Hinweis auf ein Auto ein Grund mehr, in das Haus einzudringen. Der Nachbar war Dachdeckermeister, verfügte über mehr als eine Leiter und half bereitwillig, sie zu tragen, obwohl eine Leiter gar nicht notwendig gewesen wäre. Das größere Fenster im Erdgeschoss lag nur einen halben Meter über dem Erdboden, die Fenster im ersten Stock dementsprechend niedrig. Und vor dem Haus stand eine große Mülltonne, von der aus ein erwachsener Mann das Fenster mit der zu

dick aufgetragenen Farbschicht mühelos erreichte.

Aber nun hatten sie die Leiter einmal dabei. Der Nachbar hielt sie fest, während Klinkhammer hinaufstieg. Das Fenster zu öffnen war eine Kleinigkeit, er musste nur dagegen drücken, da schwang ein Flügel nach innen. Als er ins ehemalige Elternschlafzimmer einstieg, verfluchte er sich für seine Eigenmächtigkeit und den Scherz, der keiner gewesen war.

Die Kölner Kripo hatte tatsächlich mal eine Leiche in einem Schrank auf einem Balkon übersehen. Er roch sie sofort und suchte in seinen Hosentaschen nach einem Tuch. Seine Frau mochte keine Papiertücher, schwor auf die großen, blütenweißen aus Stoff, die einen besseren Eindruck machten, wenn man sie weiterreichte, damit jemand seine Tränen trocknen konnte. Sie hatte eine sonderbare Vorstellung von den Aufgaben eines Polizisten im nördlichen Erftkreis. Er mochte ihr noch hundertmal erklären, dass er seiner Klientel niemals ein Taschentuch reichen musste. Wenn Ines nicht gerade beruflich unterwegs war, steckte sie ihm jeden Morgen ein frisches Tuch in die Jeans. Ausgerechnet heute hatte er sie zum Ausschlafen verdonnert.

Er beugte sich aus dem Fenster, um frische Luft zu schnappen und den notwendigen Anruf zu tätigen. Natürlich besaß auch er ein Handy, nicht dienstlich, seine Frau hatte ihm privat eins aufgenötigt, weil sie meinte, es habe unbestreitbare Vorteile, jederzeit erreichbar zu sein. Er fand, es hatte auch Nachteile, aber jetzt war er dankbar für ihre Hartnäckigkeit, sonst hätte er die Leiter wieder hinuntersteigen und hundert Meter zurücklaufen müssen.

Der Dachdeckermeister stand am Fuß der Leiter, schaute gespannt zu ihm hoch und erkundigte sich: «Alles in Ordnung?»

«Nein», sagte er, informierte das elfte Kommissariat in Hürth, rief auch noch rasch zu Hause an und bat seine Frau, sie möge ihre Freundin auf den Weg bringen, er brauche sie sofort. Der Gestank nahm ihm den Atem, obwohl er am offenen Fenster stand.

Als er sich wieder umdrehte, fiel sein Blick auf ein winziges Duftkissen, es lag auf dem Nachttisch. Ersatzweise presste er es gegen Mund und Nase. Es hatte wohl mal nach Lavendel gerochen, jetzt roch es muffig, aber immer noch besser als der Tod. Er hatte so etwas noch nie gerochen.

Es war elend heiß, seit Tagen herrschten draußen Temperaturen wie im Hochsommer. Aber draußen ging hin und wieder noch etwas Wind. In dem Haus stand die Luft zum Schneiden dick. Mehr als dreißig Grad trieben ihm Schweißperlen auf die Stirn.

Auf der Treppe wurde ihm übel, in dem schmalen Hausflur konnte er den Brechreiz kaum noch unterdrücken. Ihm graute schon im Voraus vor dem Anblick, der sich ihm bieten musste. Um es noch ein paar Sekunden hinauszuzögern, hielt er Ausschau nach dem Zettel, den Norbert am Ostersonntag unter der Haustür durchgeschoben haben wollte. Auf den Stufen, die von der Tür in den Flur führten, war aber nichts. Neben dem Treppenaufgang stand eine Telefonbank mit dem Apparat darauf, daneben lagen drei Briefumschläge und eine Handtasche.

Er erreichte die Tür zum Wohnzimmer und stolperte fast über sie, weil er in der ersten Sekunde nur die Ursache des Gestanks, mit einer fleckigen Wolldecke zugedeckt bis zum Hals, auf einer abgewetzten Couch liegen sah. Sie krümmte sich hinter der Tür auf dem Holzfußboden. Wie ein Embryo lag sie da, den Kopf eingezogen, das Kinn fast auf der Brust. Die Fußknöchel mit braunem Klebeband

gefesselt, die Handgelenke ebenso, wobei die Arme über den Kopf gereckt waren. Der rechte ragte in unnatürlichem Winkel unter dem Körper hervor, der linke war dick angeschwollen, sah aus wie ein rot-blauer Gummischlauch. Mit der rechten Wange lag sie auf einem knochentrockenen Wischlappen, als habe sie zuletzt versucht, noch ein paar Tropfen Feuchtigkeit aus dem Putztuch zu saugen. Zwischen ihr und dem Tisch lag ein umgekippter Eimer.

Klinkhammer war überzeugt, sie sei ebenso tot wie das Bündel Mensch unter der fleckigen Wolldecke auf der Couch. Von ihrem Gesicht sah er nicht mehr als die blutunterlaufene Stirn, auf der sich Fliegen tummelten. Es kostete ihn Überwindung, sich hinunterzubeugen und die Fliegen zu verscheuchen. Nur darum ging es zuerst, um ein letztes bisschen Würde.

Als die Insekten endlich in die Flucht geschlagen waren, sah er den Klebestreifen über ihren Augen. Obwohl er genau wusste, dass er sie nicht anfassen und nichts verändern durfte, damit er keine Spuren verfälschte, musste er den Streifen abziehen. Kaum hielt er ihn in der Hand, sah er das dünne Rinnsal. Es bahnte sich wie in Zeitlupe den Weg durch das verkrustete Blut an ihrer Schläfe. Mit dem Klebestreifen hatte er eine kleine Kruste abgezogen. Doch Tote bluteten nicht!

Er tastete vorsichtig nach unten, um ihren Kopf etwas anzuheben und ihren Hals zu erreichen, weil er es nie gewagt hätte, den seltsam verrenkten rechten Arm anzufassen, geschweige denn den blau-roten linken. Durch das Klebeband wäre er ja auch gar nicht an ihren Puls gekommen. Als er die Finger unter ihr Kinn schob, fühlte es sich daneben so weich und nachgiebig an. Er hörte ein lautes Stöhnen. Es kam aus seinem Mund. Dann hatten die Fingerspitzen ihren Hals erreicht, und da pochte noch

etwas, so leicht, dass er sekundenlang dachte, es müsse sein eigener Puls sein. Doch sein Puls jagte, und der ihre schien nicht zu wissen, ob die Mühe noch lohnte.

«Um Gottes willen», murmelte er, war mit zwei Schritten beim Fenster, riss es auf, ohne sich darum zu kümmern, ob er etwas veränderte oder Spuren verwischte. Frische Luft! Sie brauchte frische Luft, Wasser und einen Arzt natürlich. Und er hatte jetzt nicht die Zeit, sich mit Telefonieren aufzuhalten. Er drückte dem verdutzten Nachbarn sein Handy in die Finger und brüllte ihn förmlich an: «Notarzt und RTW, nein, der Christopher soll kommen, aber fix.»

Dann rannte er in die Küche, suchte ein Glas, füllte es mit Wasser, lief zurück, kniete neben ihr und wusste nicht weiter. Ihr das Glas an die Lippen zu setzen, war unmöglich. Er hätte sie erst auf den Rücken drehen und ihren Kopf stützen müssen. Dabei wusste er nicht einmal, wo er sie anfassen sollte oder ob er sie überhaupt bewegen durfte. Draußen hörte er den Nachbarn ins Handy sprechen: «Der Mann ist völlig außer sich. Er hat nur gesagt, der Christopher soll kommen, wahrscheinlich meint er einen Kollegen.»

«Nein, den Heli! Den Rettungshubschrauber, Sie Idiot», brüllte Klinkhammer.

«Erlauben Sie mal», sagte der Nachbar vorwurfsvoll, spähte hinein und verzog angewidert das Gesicht: «Großer Gott.»

«Den braucht sie jetzt», sagte Klinkhammer und sah, wie eines der geschwollenen Lider zuckte. Er meinte, sie hätte zu blinzeln versucht. Sie war bei Bewusstsein und versuchte zu sprechen. Er brachte sein Ohr dicht an ihre Lippen, hörte ein Blubbern und Zischen, nur zwei Worte verstand er. «Nicht fliegen.»

«Keine Angst», sagte er. «Die sind alle weg. Ich hab sie verscheucht und passe auf, dass sie nicht zurückkommen. Nicht reden jetzt, Frau Stichler, der Arzt ist gleich da.»

Es schien, dass sie nickte und noch etwas sagen wollte – mit diesem zertrümmerten Kiefer, den ausgetrockneten, rissigen Lippen und einer durchbissenen Zunge. Er hörte nur noch Zischlaute, ging in die Küche, suchte dort nach einem sauberen Tuch, das er befeuchtete, um wenigstens ihre Lippen zu betupfen. Mehr konnte er nicht für sie tun. Das Wenige tat er sehr intensiv, mit dem Kopf dicht über ihrem Gesicht, um nichts zu verpassen. Es kam nur nichts mehr.

Natürlich schaute er sich auch im Zimmer um, das ging ganz automatisch. Er registrierte die verwohnte Einrichtung und den langen Holzstiel vor dem Schrank, der wohl zu einem Schrubber gehörte, das Bürstenteil lag unter dem Tisch.

Hin und wieder schielte er auch zur Couch. Das Gesicht dort sah nicht viel anders aus als Karens Gesicht, nur die Farbe war anders, nicht blutig, sondern grünlich-grau. Die Verwesung war weit fortgeschritten. Ob es Barbara Lohmann war, hätte er nicht sagen können. Aber wer sollte es sonst sein? Vom Hals hing etwas herunter, das aussah wie die Enden eines schwarzen Schnürsenkels.

Ihm schien eine Ewigkeit vergangen, ehe draußen der Notarzt und ein RTW mit zwei Sanitätern vorfuhren. Dabei waren es nur wenige Minuten gewesen, sie kamen direkt aus Frechen. Die Kollegen aus Hürth brauchten etwas länger. Er ging in den Flur und öffnete die Haustür, damit nicht alle durchs Fenster steigen mussten. Abgeschlossen, wie er befürchtet hatte, war die Tür nicht.

Er war erleichtert, die Verantwortung an einen Mann abgeben zu können, der sich mit routinierten Griffen an ihr

zu schaffen machte, keine Hemmungen hatte, die Fesselungen zu entfernen, den verrenkten rechten Arm zu inspizieren, eine Kanüle in den Handrücken zu stechen und eine Infusion anzulegen.

«Wird sie es schaffen?», fragte er mit belegter Stimme.

«Bin ich Jesus?», antwortete der Arzt. «Röntgenaugen habe ich auch nicht. Wie es drinnen aussieht, kann ich nicht feststellen.»

«Kann ich noch mal mit ihr reden?», fragte Klinkhammer. «Sie wollte mir unbedingt etwas sagen.»

«Das haben Sie sicher nur geträumt», meinte der Arzt. «Die sagt so schnell keinem mehr was.»

Der Nachbar stand immer noch vor dem Fenster, Klinkhammer holte sich sein Handy zurück, bedankte sich für die Hilfe und empfahl ihm, nach Hause zu gehen und dafür zu sorgen, dass man seine Frau befragen konnte.

Als die ersten Kollegen aus Hürth eintrafen, ließ er sich ein paar Handschuhe geben. Die Kölner Kripo war im Anmarsch. Für die Erftkreispolizei sei die Sache eine Nummer zu groß, egal ob einer vom BKA mitmische oder nicht, meinte der Leiter des elften Kommissariats. Und wenn die Kölner das Kommando übernahmen, würden sie ihm ein paar Fragen stellen, seine Fingerabdrücke nehmen, um aussortieren zu können. Aber sie würden ihm niemals erlauben, einen Blick in die Handtasche zu werfen, die im Flur lag.

Es war nicht Karens Tasche. Sie gehörte Barbara Lohmann, enthielt ein Schlüsselmäppchen, Führerschein, den Kfz-Schein für den Peugeot, Personalausweis, Kamm und Lippenstift, einen Sprühflakon mit Eau de Parfum und eine Geldbörse mit zwei Hundertmarkscheinen, etwas Kleingeld und ein paar Kassenbons.

Karen wurde an ihm vorbeigetragen, in den RTW

verladen und das kurze Stück zu der Wiese gefahren. Der Helikopter landete. Nachdem er wieder abgehoben hatte, fiel Klinkhammer ein, dass die Suche nach ihr abgebrochen werden konnte. Das veranlasste er auch noch, danach bemühte er die Telefonauskunft. Die Handynummer von Scheib kannte er immer noch nicht.

Angeschlagen

Über Klinkhammers Verbleib hatte Thomas Scheib sich noch gar keine Gedanken gemacht. Er ärgerte sich nicht einmal, dass Klinkhammer den Auftrag, mit Jasmin zu sprechen, ignoriert und sich verdrückt hatte, dafür war er zu beschäftigt mit seinem Hauptbelastungszeugen.

Sarah und Christa bestätigten einige von Norberts Angaben. Den Zettel mit der Adresse eines Cafés in Lübeck, den hatte Norbert vor zwei Jahren Christa gezeigt und gefragt, was sie sich dabei gedacht habe, sein Auto für eine so weite Tour zu verleihen. Den Platinschmuck und das hellgraue Kostüm ohne Gürtel hatten beide Frauen gesehen. Und Sarah meinte, Marko könne das Kostüm nicht aus der Agentur genommen haben, weil Margo gefragt hatte, wo er es gekauft habe.

Margo! Scheib registrierte endlich den abgekürzten Namen. In der Nacht war ihm das nicht aufgefallen, und in den amtlichen Unterlagen war er ausgeschrieben. Margot. Ohne das T am Ende klang es so ähnlich wie Marko. Sarah jedenfalls sprach es so aus. Er ahnte plötzlich, warum die unzähligen Hotelüberprüfungen ins Leere gelaufen waren. Welcher Hotelangestellte wurde misstrauisch, wenn statt der erwarteten Frau ein Mann an der Rezeption auftauchte und erklärte, es sei doch nur ein Schreibfehler, nicht der Rede wert. Welcher Hotelangestellte fühlte sich verpflichtet, den Schreibfehler zu korrigieren?

Als Klinkhammer sich meldete, saßen sie alle in Christas Wohnzimmer beim Mittagessen. Appetit hatte Scheib keinen, die Einladung jedoch nicht ausschlagen mögen,

weil sie ihm Gelegenheit bot, Jasmin zu beobachten. Die Ähnlichkeit mit Norbert war verblüffend, aber für ihn stand etwas anderes im Vordergrund.

Das Kind machte einen sehr verstörten Eindruck, stocherte fahrig auf seinem Teller herum, hob kaum einmal den Kopf, schaute niemanden an – wie ein Mensch, der etwas zu verbergen hatte. Er wollte nach dem Essen allein mit ihr reden, doch dazu kam er nicht mehr.

Beim Klingeln des Telefons zuckte Jasmin heftig zusammen. Norbert ging an den Apparat und winkte ihn heran. Danach hatte niemand mehr Appetit, obwohl er längst nicht alles wiedergab, was Klinkhammer sagte, dazu war er gar nicht in der Lage.

Ihn traf es wie ein Schlag vor die Stirn, völlig unvorbereitet. Fehleinschätzungen und Irrtümer, wie sie größer nicht hätten sein können. «Sie wurde gefunden», sagte er nur, «und ist schon auf dem Weg in die Uni-Klinik.»

Die Reaktionen waren unterschiedlich. Niemand fragte nach Einzelheiten. Jasmin begann zu weinen. Sarah legte ihr Besteck nieder und hielt eine Hand vor den Mund. Christa schloss vor Erleichterung die Augen. Norbert stürzte nach draußen.

«Wo willst du hin?», rief Sarah.

«Wohin wohl», brüllte Norbert. Er war schon auf dem Hof.

Sarah sprang auf und rannte hinter ihm her. «Warte, du fährst so nicht, ich fahre.»

Scheib beeilte sich, ebenfalls ins Freie zu kommen, ehe beide weg waren. Sein Wagen stand in Paffendorf vor Klinkhammers Grundstück. Er musste nach Frechen. Sie nahmen ihn mit und begriffen beide, wo Karen gefunden worden war. Norbert reagierte nicht. Sarah erkundigte sich

nach Barbara.

«Sie wurde auch gefunden», sagte er.

«Aber nicht lebend», stellte Sarah fest.

«Nein», sagte er.

Auf Höhe der Dachdeckerei bat er sie, anzuhalten. Hundert Meter weiter standen etliche Fahrzeuge, auch der Wagen eines Leichenbestatters. Norbert schaute starr geradeaus, trommelte mit den Fingern auf das Armaturenbrett. Während der Fahrt hatte er kein Wort gesprochen. Als Scheib ausstieg, drehte Norbert sich zu ihm um und fragte mit emotionsloser Stimme: «Warum wollten Sie nicht, dass Herr Klinkhammer hierher fuhr?»

«Weil ich nicht erwartet habe, dass hier etwas zu finden wäre», antwortete er nicht ganz wahrheitsgemäß, aber mit Karen hatte er wirklich nicht gerechnet.

«Ich habe Ihnen gesagt, dass Marko hier war», erklärte Norbert.

«Nein», korrigierte er. «Sie sagten, es habe sich eine Gardine bewegt.»

«Und dass jemand das Telefon abgenommen hat», erinnerte Norbert. «Vielleicht war es Barbara. Wissen Sie denn so genau, wie lange er sich mit den Frauen amüsiert, ehe er sie umbringt?»

«Warum haben Sie nicht die Polizei informiert?», fragte er. «Spätestens als Sie von Herrn Lohmann hörten, dass er sich noch in München aufhielt, hätte es doch dazu allen Grund gegeben.»

Norbert schürzte die Lippen und nickte versonnen. «Sie wissen, wie man sich aus der Affäre zieht, was?»

Statt einer Antwort warf Scheib die Autotür zu. Sarah wendete den Wagen und fuhr zurück zur Hauptstraße. Er ging langsam die hundert Meter. Nun waren es zwei

Leben auf seinen Schultern. Zwei Opfer, ein Fundort, da musste man von einem Täter ausgehen. Niemand durfte daran zweifeln, auch er nicht.

Am liebsten hätte er sich in einen Winkel verkrochen und den Kopf gegen eine Wand geschlagen. Er fühlte sich so alt, so müde, unfähig und entsetzlich schuldig, zweifelte an Gott und der Welt, verzweifelte an sich selbst. Barbara Lohmanns Tod war tragisch, aber bei ihr konnte er noch denken, ihr Ende bewahre etliche andere Frauen vor diesem Schicksal. An Karen glaubte er zu ersticken.

Klinkhammer stand vor dem Haus, rauchte eine Zigarette und unterhielt sich mit einer sehr energisch wirkenden Person Ende vierzig, die ihm nur bis zur Schulter reichte, Oberstaatsanwältin Carmen Rohdecker. Sie war auch erst vor zwanzig Minuten eingetroffen und nicht sonderlich erbaut, zwischen Tür und Angel zu erfahren, dass es nicht nur um eine Tote und eine Schwerstverletzte ging, sondern es noch neun Opfer mehr gab, von denen aber sechs noch nicht gefunden waren. Mit merklicher Zurückhaltung sagte Klinkhammer: «Da kommt Herr Scheib, er kann dir das alles viel besser erklären als ich.»

Scheib hatte das Gefühl, er könne nie wieder etwas erklären. Carmen Rohdecker bestand auch nicht sofort darauf. Elf Opfer! Ihr reichten die zwei für den Anfang. Statt einer Begrüßung sagte sie: «Na, dann gehen wir mal rein und holen uns eine Nase voll.»

Klinkhammer zog es vor, im Freien noch eine Zigarette zu rauchen. Der Geruch legte sich wie ein Schmierfilm auf Mund und Nase. Neben der Couch standen ein Kommissar aus Köln und ein Gerichtsmediziner. Carmen Rohdecker machte sie kurz miteinander bekannt und ließ sich über den Stand der Dinge informieren.

Scheib bemühte sich zu verstehen, wie Stichler in diesem Ausnahmefall vorgegangen war. Die Wolldecke war entfernt, aber sonst noch nichts verändert worden. Die Tote war vollständig bekleidet. Sogar Sandalen trug sie noch. Nichts stimmte mit den Fundsituationen Heckel, Brandow und Bergholt überein. Aber bei den drei Frauen hatte der Mörder auch nicht in die Wohnungen gehen und sich dort gründlich umtun können. Woher hatte er gewusst, dass er das hier riskieren durfte? Er hatte doch nicht einkalkulieren können, dass Barbaras Bruder sich tagelang in München aufhielt.

Dem Anschein nach Tod durch Erdrosseln, erklärte der Gerichtsmediziner. Das schnürsenkelähnliche Ding um den Hals sei eine längere, ehemals wohl weiße Kordel. Für die schwarze Färbung sei die fortgeschrittene Verwesung verantwortlich und dafür die Temperaturen, die in den vergangenen Tagen im Zimmer geherrscht haben mussten. Der Todeszeitpunkt ließ sich unter diesen Voraussetzungen nur grob schätzen.

«Sie wurde ertränkt», sagte Scheib wie in Trance. «Am Ostersamstag zwischen siebzehn und einundzwanzig Uhr. Die Kordel gehört zu ihrer Jeans. Er zurrt den Opfern immer etwas um den Hals, was sie bei sich haben. Während der Nacht hat sie irgendwo im Wald gelegen. Am nächsten Morgen wurde sie in aller Frühe weggeholt.» Genauso hatte Stichler es doch erklärt – und genossen.

Der Gerichtsmediziner zog verwundert die Augenbrauen hoch. Carmen Rohdecker erkundigte sich konsterniert: «Wieso immer, ich denke, es wurden erst drei Opfer gefunden.»

«Ja», sagte er. «Aber das Muster ist in diesen Fällen gleich.»

Carmen Rohdecker hatte genug gesehen und gerochen.

Als sie das Zimmer verließen, hörte er den Kommissar sagen: «Ich glaub's nicht. Hat der Spinner tatsächlich hier noch einen gefunden, an dem er seine Theorie beweisen kann.»

«Haben die was gegen Sie?», fragte Carmen Rohdecker.

«Ich habe sie mehrfach beauftragt, Geschäftsreisende zu überprüfen», erklärte er.

«War Stichler dabei?», fragte sie, kramte einen Flakon aus ihrer Tasche und nebelte sich mit Parfüm ein. Er schüttelte den Kopf. «Gut», sagte sie, verlangte Klinkhammer eine Zigarette ab, telefonierte mit der Uni-Klinik, kündigte ihren Besuch an und verlangte, Karen in einen Zustand zu versetzen, der es erlaube, ihr ein paar Fragen zu stellen. Welche Auskunft sie bekam, hörte er nicht, sah nur, dass ihre Miene sich verdüsterte. Dann wurde sie laut, ordnete an, ein paar Professoren aus dem Wochenende zu pfeifen, und wurde noch lauter, um ihrem Begehren Nachdruck zu verleihen: «Es geht alles! Stellen Sie sich einfach vor, Sie hätten die Frau des Kanzlers im OP. Da würden Sie sich mehr als ein Bein ausreißen.»

Anschließend meinte sie: «Sonntagmittag ist ein ungünstiger Zeitpunkt für ein Wunder. Da sind die hohen Herren auf dem Golfplatz oder sonst wo. Von ein paar übermüdeten Assistenten darf man nicht zu viel erwarten. Die trauen sich nicht mal, sie mit all diesen Brüchen in den CT zu schieben. Angeblich ist keiner da, der das Ding bedienen kann. Wahrscheinlich hat sie innere Blutungen. Aber das müssen wir ihrem Mann nicht auf die Nase binden. Reden wir eben zuerst mit ihm, das heißt, ich rede.» Sie wandte sich an Klinkhammer: «Kommst du mit?»

Klinkhammer nickte, trat seine Zigarette aus, zündete sich sofort eine neue an und erklärte: «Aber nur nach

Hürth. Ich muss noch eine Kopie von der Diskette machen lassen für Herrn Scheib.» Er grinste kläglich und fügte hinzu. «Es wäre mir auch lieber, wenn er mich fährt. Ich fühle mich nicht so besonders.»

Er wollte nur etwas loswerden, was besser unter vier Augen gesagt wurde. Kaum hatten sie im Auto Platz genommen, meinte Klinkhammer: «Das war wohl ein Irrtum. Als vorgetäuschter Suizid wird das nicht durchgehen. Man sollte sich seiner Sache nie zu sicher sein.» Er deutete auf Carmen Rohdeckers Wagen, der gerade abfuhr. «Sie wollte wissen, was mich auf die Idee gebracht hat, in das Haus einzusteigen. Falls sie das von Ihnen noch einmal hören möchte, Sie haben mich geschickt, weil Sie mit Dierden beschäftigt waren.»

«Dierden wird erklären, dass ich Sie davon abhalten wollte», sagte Scheib. «Mir hat er das schon vorgeworfen.»

«Er soll das Maul nicht zu weit aufreißen», erwiderte Klinkhammer. «Sonst stopfe ich ihm was rein, woran er sich verschluckt. Wenn er gestern Abend schon mit seiner Beziehung zu den Lohmanns rausgerückt wäre, hätte sie nicht die ganze Nacht und den halben Tag so gelegen. Wie kann man einen Menschen so zurichten? Für eine Mordkommission wäre ich wirklich nicht der richtige Mann. Ich könnte so einem Scheusal nicht freundlich gegenübertreten. Wenn Stichler mir jetzt vor die Fäuste käme, ich würde ihm sämtliche Zähne ausschlagen. – Mein Gott, ist mir schlecht.»

Scheib fühlte sich um keinen Deut besser und war erleichtert, dass es in Hürth keine längere Befragung gab.

Marko Stichler hatte sich nun doch um einen Rechtsbeistand bemüht und saß mit einem Mann in seinem Alter im Verhörraum, als sie eintrafen. Sein Anwalt stellte

sich als Doktor Brand vor und verlangte als Erstes, sein Mandant sei umgehend frei zu lassen. Die Festnahme eines Mannes, der nichts weiter getan habe, als in ein verlassenes Haus zu kommen und ein paar Seiten am Computer zu lesen, sei Freiheitsberaubung. «Solange keine Leiche gefunden wurde, kann man nicht von Mord sprechen.»

«Doch, es gibt bereits Präzedenzfälle», widersprach Carmen Rohdecker. «Wo kommen wir denn hin, wenn wir Mörder ungeschoren lassen, nur weil sie raffinierter sind als andere? Aber wenn es Sie beruhigt, Doktor Brand, eine Leiche haben wir.»

Sie wandte sich an Stichler: «Mit der zweiten hat es nicht ganz geklappt. Ich schätze, dass wir noch im Laufe dieses Tages eine Aussage von Ihrer Frau erhalten.»

Stichler starrte sie an, die Stimme wollte ihm nicht gehorchen. Doch Scheib hätte nicht sagen können, ob sie vor Bestürzung oder Erleichterung schwankte. «Sie haben meine Frau gefunden?»

«Ich nicht», antwortete Carmen Rohdecker. «Herr Scheib hat den richtigen Schluss gezogen. Das ist der Vorteil eines Fallanalytikers, der sich lange Jahre mit einem bestimmten Tätertyp befasst.»

Doktor Brand betrachtete Scheib nachdenklich. Stichler machte Anstalten, sich vom Stuhl zu erheben. «Wo ist sie?»

«Im OP», sagte Carmen Rohdecker. «Bleiben Sie ruhig sitzen. Vorerst kommt niemand zu ihr, Sie bestimmt nicht.»

Darauf ging Stichler nicht ein. Er fragte auch nicht nach Karens Verletzungen, murmelte nur: «Gott sei Dank.» Dann legte er einen Arm auf den Tisch und den Kopf auf den Arm. Zwei Sekunden lang war es völlig still, nur seine

Schultern zuckten, dann füllte sein hemmungsloses Weinen den Raum.

Doktor Brand wollte Einzelheiten über Karens Zustand und die Fundsituation wissen. Es interessierte ihn auch, wieso ein Fallanalytiker zugezogen worden war. Carmen Rohdecker empfahl ihm, seinen Mandanten zu fragen. Dann standen sie wieder vor der Tür, weil der Anwalt mit Nachdruck auf seinem Recht pochte, ein ungestörtes Gespräch mit Stichler führen zu dürfen. Während sie die Tür schloss, teilte Carmen Rohdecker noch mit, dass sein Mandant innerhalb der nächsten Stunde nach Köln überstellt und am nächsten Morgen dem Haftrichter vorgeführt werden sollte.

Keine Chance

An dem Sonntagnachmittag, als die Oberstaatsanwältin den Fall übernahm, sah es noch gut aus – für Thomas Scheib. Nicht für Karen oder Marko, auch nicht unbedingt für Norbert, den zwei Kölner Kriminalbeamte nicht eben sanft aus der Uni-Klinik holten, ins Polizeipräsidium schafften und einer eindringlichen Befragung unterzogen, weil Arno Klinkhammer das empfohlen hatte. Und Scheib fühlte sich nicht gut.

Einmal dachte er, Wagenbach hätte ihn besser bis zur Pensionierung in der zentralen Vermisstenstelle sitzen lassen. Und einmal wünschte er sich, er hätte im Dezember 1992 die Abgängigkeitsanzeige von Marion Schneider nicht so aufmerksam gelesen und nicht den Hinweis auf Rom entdeckt.

Carmen Rohdecker verlangte ihm das Letzte ab. Sie bestand darauf, nach Paffendorf zu fahren, bei Klinkhammer sei es gemütlicher als in ihrem Büro, auch diskreter, meinte sie. Ihr tickte wohl noch der Ausdruck Spinner im Hinterkopf. Sie wollte sich nicht zum Gespött der Kölner Kripo machen, erst einmal erfahren, was auf sie zukam. Elf Opfer? Aber keine Beweise, nur Norberts Behauptungen und ein Täterprofil.

«Sehe ich das richtig?», fragte sie. «Sie haben nichts in der Art von Haaren, Fasern, mal ein bisschen DNA oder einen Reifenabdruck an einer Fundstelle. Stichler hatte nur zwei Schwestern, von denen eine am 14. September ertrunken ist, und daraus leiten Sie ab, dass er acht, ich korrigiere, mit dieser Chinesin und Barbara Lohmann zehn Frauen getötet hat und seine eigene Frau umbringen

wollte.»

«Ja», sagte er schlicht.

Klinkhammer, dem nicht entging, dass Scheib nicht in der Verfassung war, die Oberstaatsanwältin zu überzeugen, erläuterte noch einmal seine Theorie vom Mietkiller aus Frankfurt, der gekniffen hatte, und stützte sie mit ein paar Zeilen aus Karens Aufzeichnungen, die ihm in der Nacht schon bitter aufgestoßen waren. Die letzte Nacht mit Marko, so viel Leidenschaft wie noch nie. «Der Schweinehund hat sich von ihr verabschiedet», sagte Klinkhammer.

Carmen Rohdecker nickte. Und allmählich gelang es Scheib, seinen Schock zu verdrängen und wieder klar zu denken. Er versuchte den unerwarteten Fund in Frechen zu erklären und in Einklang zu bringen mit dem Bild, das er sich über lange Jahre vom Täter gemacht hatte.

So wie es sich nun darstellte, hatte Stichler mit seinem Schwager von Anfang an den passenden Ersatzmann gehabt, um Norbert, wenn es kritisch wurde, auf dem Silbertablett zu servieren. Kritisch war es mit Erscheinen des Berichts im *Stern* geworden. Barbara Lohmann war prädestiniert als Opfer, das man sofort mit Norbert in Verbindung brachte. Ihre Ähnlichkeit mit Julia Roberts und ihre regelmäßigen Fahrten nach München machten sie vollkommen. Stichler musste sie nur eine Weile beobachten und ihr folgen, um im geeigneten Moment als Retter in der Not aufzutreten. Es war anzunehmen, dass er von ihr hörte, ihr Bruder und sein Schwager seien nach Edenbergen gekommen und Oliver offenbar weiter nach München gefahren. Wenn seine Rechnung aufgehen sollte, musste er Barbaras Leiche an einen Ort bringen, von dem aus der Verdacht automatisch auf Norbert fiel.

Vielleicht rief er von unterwegs im Haus der Lohmanns

an und stellte fest, dass die Bahn dort frei war. Unter diesem Aspekt bekam der abgenommene Telefonhörer, der Norbert am Ostersonntag veranlasst hatte, nach Frechen zu fahren, eine andere Bedeutung. Stichler ging natürlich davon aus, Oliver sei am Apparat. Und hätte er es geschafft, Oliver nach Hause zu locken, wäre in München keine Zeile über Barbara veröffentlicht worden. Eine rachsüchtige alte Frau hätte niemals die Gelegenheit bekommen, über einen «Verbrecher» zu triumphieren. Wirklich ein perfekter Plan, den Oliver mit seinem unkalkulierbaren Verhalten durchkreuzte.

Da am vergangenen Samstagmorgen Barbara Lohmanns Leiche immer noch nicht entdeckt worden war, hatte Stichler davon ausgehen können, dass Oliver sich immer noch in München aufhielt. Als er dann in aller Eile seine Frau selbst hatte beseitigen müssen, war das Haus in Frechen ein sicherer Platz. Er mochte gedacht haben, er könne sich später darum kümmern, sie spurlos verschwinden zu lassen.

Beweisen ließ sich das nicht. Sie hatten praktisch nichts Greifbares in der Hand. Einen verschwundenen Zettel mit der Anschrift eines Lübecker Cafes würde kein Richter als Beweis akzeptieren, meinte Carmen Rohdecker. Scheibs Vorschlag, sich mit Norbert und Sarah Dierdens Angaben auf das hellgraue Kostüm und den Platinschmuck zu stützen, den Obduktionsbefund Bergholt zum Vergleich mit Karens Verletzungen heranzuziehen und auch Mei Li Jau anzuführen, lehnte sie ab.

«Den Haftrichter muss ich nicht mit einer Mordserie erschrecken», meinte sie. «Da reichen Frau Lohmann und Frau Stichler, bei beiden haben wir ausreichend Verdachtsmomente.»

Ein Sachbeweis wäre ihr jedoch entschieden lieber gewesen. Am späten Abend schien es für kurze Zeit, als

gäbe es einen. Sie hatte ein Team vom Erkennungsdienst zum Amselweg nach Sindorf beordert. Einen Durchsuchungsbeschluss brauchte sie dafür nicht, so etwas nannte sich Beweissicherung. Bis weit in den Abend hinein waren die Männer im Haus und auf dem Grundstück beschäftigt. Unter Quarzlicht tauchten an Türklinken und Knäufen, den Handläufen der Treppen und außen am Rahmen der Terrassentür blutige Fingerspuren auf. Von wem sie stammten, ließ sich nicht mehr feststellen.

Unter den Augen der Nachbarschaft, die sich nachmittags auf dem Grundstück nebenan um einen Holzkohlegrill versammelt hatte, gruben zwei Männer den Garten um. Die anderen trugen Kartons mit Damengarderobe und Schriftstücken, den Computer samt Disketten und Karens Schmuckkassette zu den Wagen, klopften Decken, Wände und Fußböden nach Hohlräumen ab, durchkämmten das Haus und die Garage bis in den letzten Winkel, untersuchten sogar den Kamin der Ölzentralheizung, holten etwas Ruß heraus und einen toten Spatz, aber keinen Schmuck oder sonst etwas aus dem Besitz der Opfer. Auf dem Dachboden standen nur ein paar aussortierte Möbel, die den Vorbesitzern gehört hatten.

Aber tief in einer Couchritze entdeckten die Männer schließlich doch etwas: einen Schlüssel, der nicht zum Haus gehörte. Scheib nahm an, Marko habe sich einen Ersatzschlüssel für das Haus der Lohmanns anfertigen lassen, weil Barbaras Schlüssel in ihrer Handtasche gewesen war. Doch in Frechen passte der Schlüssel nicht, wie zwei eilends abkommandierte Polizisten feststellten.

«Für das Häuschen der Lohmanns braucht man keinen Schlüssel», sagte Klinkhammer. «Da konnte er jederzeit durchs Fenster rein und durch die Tür wieder raus, es war nicht abgeschlossen.»

Carmen Rohdecker schickte die Polizisten weiter zu Margos Wohnung. Doktor Brand versuchte daraus später ein unbefugtes Eindringen und die Absicht einer richterlich nicht sanktionierten Durchsuchung zu machen, die nur dadurch vereitelt wurde, dass er Margo informiert, sie in Berlin den nächsten Flieger genommen hatte und kurz vor der Polizei wieder in ihrer Wohnung war.

Margo saß mit dem Anwalt zusammen, als die Polizisten eintrafen. Der Zutritt zur Wohnung wurde ihnen von Doktor Brand verwehrt. Carmen Rohdecker war trotzdem zufrieden, immerhin bewies der Schlüssel, dass Marko log und etwas zu verbergen hatte – in der Wohnung seiner Stiefmutter.

Carmen Rohdecker wollte sich gleich am Montagmorgen um einen Durchsuchungsbeschluss bemühen. Als sie sich verabschiedete, war es bereits nach Mitternacht. Eigentlich hätte Scheib nun zurück nach Wiesbaden fahren und seine Unterlagen auf den Weg bringen sollen. Aber vor dem Haftrichter wollte er unbedingt noch dabei sein.

Klinkhammer bot ihm für die zweite Nacht Quartier. «Was ist das für ein Gefühl nach all den Jahren?»

«Ich weiß es nicht», sagte Scheib. Es war nicht so, dass er das drohende Unheil geahnt hätte. Aber es war alles viel zu schnell gegangen. Nach acht Jahren in fünf Tagen von einem Namen zu einem Mann, der am nächsten Morgen dem Haftrichter vorgeführt werden sollte. Und er sah ihn noch mit dem Kopf in der Armbeuge auf dem Tisch liegen, hatte das gemurmelte «Gott sei Dank» und das hemmungslose Weinen im Ohr. Reagierte so ein Mörder, der sich anhören musste, es sei mit einer baldigen Aussage seines letzten Opfers zu rechnen?

Er war zu müde, um noch darüber nachzudenken. Sein

Kopf quoll über von Seidenblumen und Glaskugeln, die ihn daran hinderten, einen erholsamen Schlaf zu finden. Erst gegen Morgen dämmerte er ein. Als Klinkhammer um sieben an die Tür klopfte, fühlte er sich wie gerädert.

Um die Zeit bemühte Carmen Rohdecker sich in Köln persönlich in die Uni-Klinik. Karen war bis weit in die Nacht operiert worden und lag nun auf der Intensivstation. Um ihre Organe zu entlasten, hatte man sie in ein künstliches Koma versetzt. Eine Prognose wollte niemand abgeben. Es konnte schon in der nächsten Stunde zu einem Organversagen, einer Embolie oder einer anderen Komplikation kommen.

Punkt neun traten sie vor dem Haftrichter zusammen. Stichler wurde in Handschellen vorgeführt. Es ging relativ schnell, obwohl noch keine Spuren ausgewertet waren und immer noch nicht feststand, ob das Blut vom Rasen von Karen stammte. Die Probe war stark verunreinigt. Aber dem Richter genügte ein mündlicher Bericht über die Sachlage am Amselweg und die Aussageprotokolle von Anni Weingräber und Stefan Leitner, welche die Kölner Kripo in München angefordert hatte.

Stichlers Anwalt versuchte zwar, ihm die Untersuchungshaft zu ersparen, indem er Norbert als zweiten Verdächtigen anführte, doch den roten Mercedes-Kombi konnte Doktor Brand mit seinen Argumenten nicht vom Waldweg schaffen. Es machte auch keinen guten Eindruck, dass er sich auf Karen als Zeugin berief. Ihre Aussage müsse doch inzwischen vorliegen, meinte er.

Rohdecker bedauerte. Sie sei am vergangenen Nachmittag zu optimistisch gewesen, erklärte, was sie am frühen Morgen in der Uni-Klinik gehört hatte. Scheib fühlte sich, als habe er statt einer Tasse Kaffee geschmolzenes Blei im Magen. Er sah Marko Stichler zusammenzucken und fassungslos den Kopf schütteln, es

schien, als ob er zehn Zentimeter kleiner geworden wäre, wie erstarrt saß er da. Von dem, was noch gesprochen wurde, berührte ihn offenbar nichts mehr.

Doktor Brands abschließende Bitte, man möge seinem Mandanten vor der Überstellung in die U-Haft noch einen Besuch in der Uni-Klinik gestatten, fünf Minuten am Bett seiner sterbenden Frau, nur einen letzten Blick, um Abschied zu nehmen, natürlich in polizeilicher Begleitung, wenn man es für erforderlich hielt, sogar in Handschellen, klang herzergreifend. Den Haftrichter ergriff sie nicht. Er fand, Karen solle sterben dürfen, ohne dabei noch einmal von ihrem Peiniger behelligt zu werden. Auch wenn sie nicht bei Bewusstsein war, vielleicht fühlte sie seine Nähe. Und mit dem Entsetzen, das sie dabei fühlen musste, wollte der Haftrichter sie nicht in die Ewigkeit gehen lassen.

Ein schwarzes Auto

Marko Stichlers Reaktionen hinterließen bei Thomas Scheib ein ungutes Gefühl. Er konnte das eben, aus dem Verhalten eines Menschen die richtigen Schlüsse ziehen. Und so wie Stichler reagierte ein Mann, der darauf gehofft hatte, dass seine Frau ihn entlastete. Hinzu kam, dass Scheib noch Zeuge eines Gesprächs zwischen Carmen Rohdecker und einem Beamten der Kölner Kripo wurde.

Die Frau des Dachdeckermeisters hatte samstags in Frechen nicht nur ein Auto gehört, sondern auch eins gesehen. Es war ziemlich schnell und auf dem Weg zur Hauptstraße gewesen, musste also vom Haus der Lohmanns gekommen sein. Den Wagentyp hatte sie nicht erkannt, von einem Kennzeichen ganz zu schweigen. Sie war nur zu einem Blick aufs Wagendach gekommen, ein schwarzes Dach.

Scheib dachte dabei sofort an den schwarzen Alfa Romeo mit Münchner Kennzeichen, in dem Stefan Leitner und Barbara Lohmann am Ostersamstag die Raststätte Edenbergen verlassen hatten. Aber Norbert hatte im Kölner Polizeipräsidium bereits erklärt, dass Margo einen schwarzen Chrysler fuhr. Margo war in Berlin, ihr Wagen stand seit Tagen unbeaufsichtigt in einer Tiefgarage. Man nahm an, Stichler habe den Chrysler benutzt, um Karen nach Frechen zu schaffen.

«Warum hätte er das tun sollen?», fragte Scheib. «Das Risiko, in einer Tiefgarage beobachtet zu werden, wie man eine bewusstlose oder verletzte Frau von einem Auto ins andere verfrachtet, ist enorm hoch.»

«Nicht höher, als wiederholt im eigenen Wagen am

einzigen Nachbarn vorbeizufahren», hielt Rohdecker dagegen. «Dass die Leute über Ostern in Urlaub waren und ihn nicht gesehen haben konnten, als er Lohmann nach Hause brachte, wusste er doch nicht. Vielleicht wollte er seine Frau zuerst auch in die Wohnung seiner Stiefmutter bringen und hat sich das dann anders überlegt. Zeitlich kommt es jedenfalls hin.»

Vielleicht! Aber die Zweifel waren wieder da. «Ich würde gerne noch an der Obduktion von Frau Lohmann teilnehmen», sagte er.

«Die fangen erst nach Mittag an», erklärte Rohdecker. «Bis dahin hätte ich gerne Ihre Unterlagen.» Für sie war er letztlich nur ein Polizist, der seine Arbeit zu tun hatte.

Er bedankte sich bei Klinkhammer noch einmal für die Gastfreundschaft. Der winkte ab. «Keine Ursache. Wenn Sie mir Ihre Nummer verraten, rufe ich Sie an, sobald in Frau Stichlers Zustand eine Veränderung eintritt.»

Er gab ihm Handynummer und Bürodurchwahl, auch die Privatnummer, und war ihm dankbar für den Ausdruck. Veränderung, das klang nicht gar so sehr nach Tod.

Während der Rückfahrt nach Wiesbaden fand Scheib endlich Zeit, alles noch einmal Punkt für Punkt durchzugehen. Der schwarze Alfa Romeo lag ihm wie ein Stein im Magen. Wenn er sich nicht geirrt, wenn Stefan Leitner seine Freundin getötet und mit Hilfe seines Vaters nach Hause gebracht hatte? Leitner konnte auch am Samstag noch einmal in Frechen gewesen sein. Es hätte zu ihm gepasst.

Und wie war Karen in das Haus der Lohmanns gekommen? Nun, wo er in Ruhe nachdenken konnte, brauchte er nicht lange für eine Antwort. Ein besorgter Vater, der in Oliver Lohmann eine Gefahr für seinen Sohn

sah, an den Peugeot trat und sagte: «Junger Mann, Sie verschwenden hier nur Ihre Zeit. Den Mörder Ihrer Schwester müssen Sie in der Heimat suchen.»

Wobei man Leitner senior keine böse Absicht unterstellen konnte. Er hatte zwar von Anni Weingräber alle notwendigen Informationen über den roten Mercedes-Kombi erhalten, jedoch nicht ahnen können, dass Oliver an diesem Wagen mehr als einmal gearbeitet hatte. Und weil Olivers Peugeot nicht völlig in Ordnung war, stellte Leitner senior ihm den Alfa Romeo seiner Frau zur Verfügung, damit er sicher nach Hause kam.

Aber das erschien Scheib dann doch unrealistisch. Man gab einem so konfusen jungen Mann wie Oliver kein teures Auto. So einem drückte man eher mal ein paar Geldscheine in die Hand, wenn man ihn loswerden wollte.

Kurz nach Mittag traf Scheib in Wiesbaden ein, fuhr gleich zur Dienststelle und griff sofort zum Telefon. Es wäre besser für ihn gewesen, mit Carmen Rohdecker über seine Zweifel zu sprechen. Aber das konnte er nicht, nicht sofort, nicht nach acht Jahren, nicht mit Blick auf die große Landkarte und die Gesichter der acht Frauen. Der Mörder dieser Frauen saß in Untersuchungshaft und durfte nicht wieder auf freien Fuß kommen.

Er rief in München an, bekam Weigler an die Strippe, der durch die Kripo Köln bereits informiert war. Man hatte am frühen Morgen die Aussageprotokolle Weingräber und Leitner bei ihm angefordert. Er hatte zähneknirschend zur Kenntnis genommen, dass er mit seinem Verdacht gegen Stefan Leitner wieder mal auf dem Holzweg gewesen war. Der Anruf von Scheib überraschte ihn jetzt. Und erst die Bitte. «Tun Sie mir einen Gefallen, fragen Sie bei den Leitners nach, ob sie Lohmann Geld gegeben haben, damit er nach Hause fahren konnte.»

«Kann ich mir nicht vorstellen», sagte Weigler. Und eine knappe Stunde später: «Wie ich mir dachte. Die haben Lohmann seit Tagen nicht mehr gesehen.»

«Ist sein Peugeot noch da?», fragte Scheib.

«Ja», sagte Weigler knapp.

Er ließ sich davon beruhigen, sehnte sich nur danach, alles mit Kirby zu besprechen. Aber er erreichte ihn nicht, musste mit Wagenbach vorlieb nehmen, den die Ereignisse zwar schockierten, jedoch nicht so überraschten, wie er es erwartet hatte. Seine Bemühungen in München kommentierte Wagenbach mit einem: «Irren ist menschlich, Thomas. Du bist auch nur ein Mensch, das solltest du akzeptieren.»

Bei Barbara Lohmann sah Wagenbach sich bestätigt. Und was Karen anging, Vorwürfe erhob er nicht, im Gegenteil, auch er fand Klinkhammers Theorie vom Mietkiller schlüssig. «Wenn du am Samstag nicht nach Bergheim gefahren wärst», sagte Wagenbach, «wäre die Frau vermutlich schon tot. Ein Auftragsmörder hätte nicht nur blindwütig drauflos geprügelt, sondern kurzen Prozess gemacht. Offenbar kann Stichler nicht anders, als sich auf diese Weise abzureagieren. Vermutlich hatte er auch eine Mordswut auf sie, weil sie am Mittwoch bei Klinkhammer den Mund nicht gehalten hat.»

«Ja», sagte er. Es klang logisch. Zeit für eine ausführliche Erörterung aller Fakten hatte Wagenbach nicht. Er musste zu einer Besprechung und empfahl ihm, bei Interpol Rom nachzuhaken, es war noch keine Meldung über Stichlers Vater eingegangen.

Ehe er erneut zum Telefonhörer griff, kopierte er seine Unterlagen. Am wichtigsten schienen ihm die Listen mit Kleidung sowie die Zeichnungen von einigen Schmuckstücken, die er selbst gefertigt hatte. Sie waren nicht

detailgetreu, er hatte ja keine Vorlagen gehabt, sich auf die Angaben von Freunden oder Angehörigen verlassen müssen. Aber sie konnten doch helfen, das eine oder andere Teil zu identifizieren, falls es der Kölner Kripo gelang, Stichlers Depot aufzuspüren.

Als Nächstes veranlasste er eine erneute Hotelüberprüfung, diesmal mit den Namen Marko und Margo Stichler. In Weilheim und Hofheim-Diedenbergen rief er selbst an und landete einen Treffer. Eine Margo Stichler mit Heimatadresse Köln hatte im Frühjahr 1996 für eine Nacht in dem Hotel logiert, in dem Sabine Bergholt im Herbst des gleichen Jahres zuletzt gesehen worden war. Ob damals eine Frau oder ein Mann unter dem Namen eingecheckt hatte, konnte nach all der Zeit niemand mehr sagen. Er wertete es trotzdem als einen kleinen Erfolg. In Rom bemühte er sich vergebens. Stichlers Vater war in der Zwischenzeit gestorben.

Am frühen Nachmittag rief Carmen Rohdecker an. Sie hatte sich um Durchsuchungsbeschlüsse für Margo Stichlers Wohnung und die Agentur bemüht und für die Wohnung keinen bekommen, obwohl sie nachdrücklich auf den in der Couchritze versteckten Schlüssel und die Möglichkeit einer Beweisvernichtung durch die Stiefmutter verwiesen hatte.

Aber Stichlers Anwalt hatte damit argumentiert, dass sein Mandant den angeblich einem Mordopfer gehörenden Platinschmuck im Oktober 1996 bei einem Kölner Juwelier gekauft haben wollte. Daraufhin beschied der Untersuchungsrichter, man solle das überprüfen, ehe man die Privatsphäre einer unbeteiligten Person verletze.

«In der Wohnung ist nichts», sagte Scheib. «Die Gefahr einer Entdeckung wäre für ihn dort noch größer gewesen als zu Hause.»

«Vermutlich haben Sie Recht», meinte Rohdecker. «Seine Stiefmutter scheint wirklich keine Ahnung zu haben. Ich hatte gerade ein längeres Gespräch mit ihr. Sie versteht die Welt nicht mehr. Seiner Frau hätte er niemals ein Haar krümmen können, meint sie. Zu den Fotos der acht Frauen hat sie nur den Kopf geschüttelt. Sie hat angeblich noch nie eins dieser Gesichter gesehen, noch nie einen der Namen gehört. Sie wusste nichts von Mei Li Jau und nichts von Alexa aus Klettenberg. Was ihr Sohn am vergangenen Freitag in Frankfurt getan hatte, wusste sie allerdings auch nicht. Für sie jedenfalls hat er dort nichts verhandelt.»

Rohdecker hatte in der Agentur beschlagnahmen lassen, was nicht niet- und nagelfest war. Unentwickelte Filme waren nicht dabei, und es gab nur etwa fünfzig Landschaftsaufnahmen. Eine magere Ausbeute für eine zweiwöchige Fototour. Nach Terminkalendern aus früheren Jahren suchte man ebenfalls vergeblich, fand nicht mal einen aktuellen, in dem der Freitagstermin verzeichnet gewesen wäre. Eine Sekretärin, die darüber Auskunft hätte geben können, beschäftigte Stichler nicht.

Und Margos Sekretärin hatte wie ihre Chefin keine Ahnung, konnte nur sagen, dass Marko am Donnerstagvormittag für zwei Stunden in der Agentur gewesen war, zusammen mit seinem Sohn, den die Sekretärin beschäftigen durfte, während Marko im Labor arbeitete. Als er sich verabschiedete, hatte er eine prall gefüllte Aktentasche bei sich.

«Darin dürften die interessanten Motive gewesen sein», vermutete Rohdecker. Sie stand nun mitten im Archiv. In zwei großen Kellerräumen stapelten sich die alten Kataloge und Kästen mit Set-Karten bis zur Decke. «Wenn wir die alle nach der Chinesin absuchen sollen, sind meine Leute monatelang beschäftigt», murrte sie.

«Und am Ende beweisen wir nur, dass Stichler die Frau mal vor der Linse hatte.»

«Wie geht es Frau Stichler?», fragte Scheib.

«Was erwarten Sie nach ein paar Stunden?», bekam er zur Antwort. «Noch lebt sie, übers Gegenteil wäre ich informiert.»

Das Ergebnis der Obduktion von Barbara Lohmann, nachdem er sich ebenfalls erkundigte, kannte sie noch nicht. Sie war nicht dabei gewesen, erwartete den Bericht am nächsten Tag und versprach, sich dann wieder bei ihm zu melden.

Die lieben Kollegen

Als Zeuge an der Obduktion teilgenommen hatte der Kölner Kommissar, der am Sonntag die abfällige Bemerkung über den Spinner gemacht hatte. Er hieß Hartwig und sprach lieber mit Weigler in München als mit Carmen Rohdecker. Wer wollte sich denn bei der Oberstaatsanwältin unbeliebt machen, solange es nur Vermutungen waren? Dass seit dem Mittag hinter ihrem Rücken ein reger Austausch von Informationen und Beweismaterial zwischen dem Kölner und dem Münchner Polizeipräsidium stattfand, war Rohdecker nicht bekannt.

Weigler hatte sich nach dem Anruf von Scheib mit Hartwig in Verbindung gesetzt und anklingen lassen, der Geisterjäger müsse Zweifel an der Täterschaft Stichlers im Fall Lohmann hegen, sonst hätte er nicht diese Erkundigungen eingezogen. Weigler hatte auch ausführlich erläutert, wie er selbst über Barbara Lohmanns Ermordung dachte, und gebeten, ihn auf dem Laufenden zu halten. Das Obduktionsergebnis bestätigte seine Ansicht.

Eine Prellung am Hinterhaupt, postmortale Misshandlungen, nicht zu vergleichen mit Karens Verletzungen oder dem Obduktionsbefund Bergholt. Barbara hatte nur ein paar Fußtritte ins Gesicht erhalten, so etwas kam vor bei Beziehungstaten. Die Leiche musste, wie Thomas Scheib gesagt hatte, längere Zeit im Freien gelegen haben, auf sandigem Boden, nackt, zumindest mit nacktem Unterleib. Es gab entsprechende Spuren, Sandkörner und verrottete Pflanzenfasern. Weigler dachte dabei nicht an ein Waldstück, sondern an den Starnberger See.

Vergewaltigt worden, wie Weigler es gerne gehört hätte, war Barbara dem Anschein nach nicht, beim Zustand der

Leiche war das schwierig zu beurteilen. Doch es gab zwei Stichverletzungen im Unterleib, eine befand sich direkt über dem Schambein. Die zweite hatte der obduzierende Forensiker als vaginale Penetration bezeichnet. Beide Stiche mussten Barbara kurz nach Eintritt des Todes in unbekleidetem Zustand beigebracht worden sein. Die Jeans war unversehrt und ihr offenbar nach Eintritt der Leichenstarre wieder angezogen worden. Die Unterwäsche fehlte.

Weigler hatte Klinkhammer nicht fragen hören: «Wohin fährt denn so ein Bengel, wenn er Mist gebaut hat?» Aber er brauchte diesen Anstoß auch nicht, erhielt von Hartwig ausreichend Material, um die Münchner Staatsanwaltschaft zu überzeugen, dass Stefan Leitner seine Freundin mit dem Kordeldurchzug ihrer eigenen Jeans erdrosselt und zweimal auf die Leiche eingestochen hatte.

Während Carmen Rohdecker am Montagnachmittag mit Scheib telefonierte, stellte Hartwig dann fest, dass Norbert eine schwarze Jacke besaß. Hartwig holte Norbert für eine weitere Befragung aus der Werkstatt und erfuhr bei der Gelegenheit auch gleich, in welchem Wagen Karen nach Frechen geschafft worden sein könnte. In einem dunkelgrünen Mazda MX 5, einem Cabrio mit schwarzem Verdeck. In diesem Wagen war Oliver Lohmann am Samstagmorgen auf das Werkstattgelände gefahren, wie zwei Arbeitskollegen bezeugten. Man machte in der Werkstatt jeden Samstag vier Stunden Wochenendnotdienst.

Anschließend hörte Hartwig von Norbert auch, dass Klinkhammer aus Eigeninitiative, gegen den Willen von Scheib nach Frechen gefahren war. Spätestens jetzt hätte er die Oberstaatsanwältin über den sich abzeichnenden Verdacht in Kenntnis setzen müssen. Das tat er nicht, er wartete ab, bis die Sache rundum dicht war.

Man konnte Hartwigs und Weiglers Vorgehen kaum als kollegial bezeichnen. Doch beide hatten in Scheib nie einen Kollegen gesehen. Für sie war er nur ein Spinner, der es mit seiner Theorie geschafft hatte, sich aufs hohe Ross zu schwingen, der seine Position bei einer übergeordneten Behörde nun nutzte, um andere durch die Gegend zu scheuchen.

Rohdecker war auch am Dienstagvormittag noch ahnungslos und versuchte ihr Glück in einem Verhör. Inzwischen gab es noch eine Aussage, die Marko Stichler belastete. Der Juwelier, bei dem er im Oktober 1996 den nun mitsamt der Rechnung verschwundenen Platinschmuck gekauft haben wollte, konnte das nach vier Jahren nicht mehr bestätigen, erklärte jedoch, Rechnungen würden gar nicht ausgestellt. Es gab Kassenbelege, auf denen die Namen der Kunden nicht vermerkt wurden. Und bei wertvollem Schmuck gab es Echtheitszertifikate. Über ein solches verfügte Marko nicht.

Leider waren Sarah und Christa Dierden nicht sicher, ob die Schmuckstücke, die Karen kurzzeitig getragen hatte, mit denen identisch waren, die Scheib gezeichnet hatte. Norbert beschwor, dass Ohrstecker und Ring exakt so ausgesehen hatten. Aber er hätte alles beschworen, was Marko belastete.

Rohdecker hatte immer noch nichts Stichhaltiges in der Hand. Und Marko hatte auf alles, was sie ihm vorhielt, eine Antwort. Der Schlüssel zu Margos Wohnung müsse ihm am Samstagnachmittag aus der Hosentasche gerutscht sein. Er habe die Hürther Kriminalbeamten in dieser Hinsicht nicht belogen. Er hätte ja erst in Köln festgestellt, dass er den Schlüssel nicht bei sich hatte. Genau das habe er gesagt.

Die spärliche Ausbeute seiner zweiwöchigen Fototour erklärte er damit, dass er bereits aussortiert hätte. Der

geplante Bildband solle ja nicht so umfangreich werden. Terminkalender führe er nicht. Er vereinbare Termine kurzfristig, bei drei bis vier Wochen behielte er den Überblick. Was seine Verhandlungen in Frankfurt betraf, davon habe Margo gar nichts wissen können. Das habe sich auch für ihn überraschend ergeben – am Donnerstag. Seine Gesprächspartner seien polnische Staatsbürger gewesen. Da sie an ihn herangetreten seien, kenne er leider nur ihre Namen. Und über die «unreifen» Blümchen für Oma Christa lächelte er. Natürlich sei er am Samstagmorgen nicht durch die Garage gegangen, um die Kellertür zu öffnen. Da müsse Kevin etwas verwechseln, oder er hätte seiner Phantasie mal wieder freien Lauf gelassen.

Rohdecker gelangte zu der Einsicht, dass sie mit ihm ihre Zeit verschwendete. Eine harte Nuss, nur mit unumstößlichen Beweisen zu knacken. Und solche Beweise gab es auch am Dienstagvormittag noch nicht. Bei den in Frechen gesicherten Fingerabdrücken waren bisher keine von ihm aufgetaucht, was nichts bedeutete. Heutzutage wusste jeder kleine Ganove, dass man Handschuhe anzog.

Als sie zurück in ihr Büro kam, lag der Obduktionsbericht auf ihrem Schreibtisch. So wie es sich darstellte, war Barbara von hinten niedergeschlagen worden und nicht dazu gekommen, sich zu wehren. Betäuben und eine Decke drüber, hatte Stichler gesagt. Und sie mitsamt der Decke auf die eigene Couch gelegt, das passte. Die fehlende Unterwäsche passte ebenfalls, fand Rohdecker. Klinkhammer hatte sie über die Umstände bei Karens Vergewaltigung und seinen Verdacht informiert, Stichler sei auch in diesem Fall der Täter gewesen.

Die beiden Stichverletzungen, keine Rückstände von Schlamm oder Wasser in den Atemwegen, das stimmte

nicht mit dem Obduktionsbefund Bergholt überein. Aber irgendwo lagen noch fünf, mit Mei Li Jau sogar sechs Frauen, von denen niemand mit Bestimmtheit sagen konnte, auf welche Weise sie zu Tode gekommen waren und ob ein Messer eine Rolle gespielt hatte.

Rohdecker wollte, wie versprochen, in Wiesbaden anrufen und alles mit Scheib durchsprechen. Doch in dem Moment kam Hartwig mit den Aussagen von zwei Arbeitskollegen aus der Werkstatt und zwei Diebstahlsanzeigen.

Am Freitagnachmittag war der Besitzerin des Mazda MX 5 in einem Münchner Parkhaus, kaum dass sie den Wagen abgestellt hatte, die Handtasche entrissen worden. Der Autoschlüssel war in der Tasche, daran dachte die Frau nicht, als sie zur nächsten Polizeiwache marschierte. Sie hatte nur Angst um ihre Kreditkarten, viel Bargeld hatte sie nicht dabei, gerade genug, um einmal voll zu tanken. Der Mazda schluckte eine Menge und war noch an einer Autobahntankstelle aufgefallen, Benzindiebstahl.

Diesen Tankstopp hatte Oliver Lohmann gegen halb neun Uhr abends eingelegt, da war er bereits dicht vor Köln gewesen – und am Samstagvormittag bei Karen. Daran war nicht zu rütteln. Ein Daumenabdruck vom Schreibtisch stimmte überein mit einigen, die man in Frechen vom Schrubberstiel genommen hatte.

Während Rohdecker das und einiges mehr hörte, war Scheib bereits zu Hause. Er hatte noch keinen Blick in Karens Aufzeichnungen geworfen, weil er auch in der vergangenen Nacht kaum geschlafen hatte und sich nicht mehr konzentrieren konnte. Als Wagenbach ihm empfahl, sich einmal richtig auszuschlafen, folgte er dem Rat.

Er schlief noch, als Klinkhammer am Abend anrief, und brauchte etliche Sekunden, um wach genug zu werden und

zu verstehen, was Klinkhammer von Daumenabdrücken und blutigen Glasscherben auf einer Zaunkrone erklärte. «Die Leitners haben Lohmann doch ein Auto geliehen», meinte er.

«Nein», sagte Klinkhammer – und nach einer Pause: «Ich fasse es nicht. Sie haben tatsächlich auf Lohmann getippt und tun den Mund nicht auf. Was haben Sie sich dabei gedacht?»

«Wo ist Stichler?», fragte er.

«Ist das Ihre einzige Sorge?», wollte Klinkhammer wissen. «An Ihrer Stelle würde ich mir den Kopf über etwas anderes zerbrechen. Sie waren der letzte Polizist, der mit Lohmann gesprochen hat. Und Sie waren allein mit ihm. Weigler hat es nicht versäumt, darauf hinzuweisen. Dierden hat auch etwas beigesteuert, ihn hat Lohmann nämlich anschließend angerufen, und da soll er ziemlich daneben gewesen sein. Frau Stichler wäre beinahe in verdrecktem Putzwasser ertränkt worden, hat der Rachenabstrich ergeben. Das könnte Ihnen das Genick brechen. Wie die Bergholt gestorben ist, wussten nicht viele Leute. Einer muss es dem Jungen erzählt haben. Ich kann es mir nicht vorstellen, aber ich möchte trotzdem von Ihnen hören, dass Sie Lohmann am vergangenen Donnerstag nicht auf Stichler angesetzt haben und nur deshalb nicht nach Frechen fahren wollten, weil Sie sich denken konnten, wer da auf dem Fußboden lag.»

«Trauen Sie mir das zu?», fragte er.

Ein energisches «Sind Sie noch bei Trost» hätte in dem Moment wohl einen besseren Eindruck gemacht. «Ein paar hier tun es», antwortete Klinkhammer ausweichend. «Und Weigler natürlich, der hat sie ja drauf gebracht. Er meinte, Sie hätten es vermutlich nicht auf Stichlers Frau abgesehen gehabt, aber Sie wären verrückt genug, einen

Kerl beseitigen zu lassen, von dem Sie wussten, dass Sie ihn anders nicht kriegen.»

«Wo ist Stichler?», wiederholte er.

«Noch in U-Haft», sagte Klinkhammer. «Die Blöße gibt Carmen sich nicht, gestern rein, heute raus. Lohmann ist in der Fahndung. Und bis sie ihn haben, bleibt Stichler auf jeden Fall drin. Noch ist ja alles offen.»

Für Scheib war es das nicht. Er legte auf, ging ins Schlafzimmer, warf ein paar frische Sachen in seine Reisetasche und hörte im Geist Klinkhammer noch einmal fragen: «Was ist das für ein Gefühl nach all den Jahren?» Jetzt fühlte es sich an wie ein Sturz in ein tiefes Loch.

Diesmal war er vorgeprescht, ehe er sämtliche Fakten und diese verhängnisvolle Verbindung zwischen Stichler und Lohmann kannte. Er hatte in München gesehen, dass Oliver Lohmann in bedenklicher Verfassung war – und völlig ausgeschlossen, dass Karen in nächster Zeit etwas zustoßen könnte. Er hatte ihrem Mann nachgegeben und sie allein gelassen in ihrem Puppenhaus, hinter einem blickdichten Zaun, der zwar mit Glassplittern gespickt war. Doch was kümmerten einen jungen Mann zerschnittene Hände, wenn der Mensch, den er zum Leben bitter nötig brauchte, als verwesendes Stück Fleisch zu Hause auf der Couch lag? Er hatte versagt – und nicht einmal gefragt, ob Karen im Laufe des Tages gestorben war.

Absturz

Als Thomas Scheib aufbrach, um zu retten, was nicht mehr zu retten war, lebte sie immer noch. Sie starb auch nicht in den Tagen, in denen er zu beweisen versuchte, dass ihr Mann sie hatte umbringen lassen wollen, um ungeschoren davonzukommen. Die Ärzte hielten sie weiterhin in künstlichem Koma, alles andere wäre unmenschlich gewesen. Aber ihr Zustand stabilisierte sich, während es mit ihm bergab ging.

Er konnte alles erklären. Doch wer hätte ihm jetzt noch glauben sollen? Klinkhammer hörte ihm wenigstens zu, bot auch noch einmal Quartier für die Nächte. Nicht aus Gastfreundschaft, nur weil er wissen wollte, für wen er bei der Oberstaatsanwältin seinen Kopf hingehalten, wen er verteidigt hatte mit den Worten: «Ich kann mir das nicht vorstellen, Carmen.»

Dabei wusste Klinkhammer nicht mehr, was er sich vorstellen sollte. Im ersten Schock geriet er ins Grübeln. Die Verdachtsmomente gegen Scheib waren nicht zu leugnen. Dass er sich am Samstagabend nicht mit Stichler auseinander setzen konnte, es hätten Schuldgefühle sein können. Schon aus dem Grund hörte Klinkhammer aufmerksam zu.

Barbara Lohmann stand nicht mehr zur Debatte. Man hatte in Frechen genügend Material sichergestellt, um ihren Mörder zu überführen. Leitner senior hatte zwar gründlich gewischt, jedoch nicht alle Spuren beseitigt, die sein Sohn hinterlassen hatte. Sie mussten sich am Ostersonntag stundenlang in dem kleinen Haus in Frechen aufgehalten haben, während Norbert im Auto vor der Tür saß. In der Zeit war Stefan Leitner auch in Barbaras

Zimmer und im Bad gewesen, hatte in Schränken und Schubfächern gewühlt, seine Fingerabdrücke hinterlassen und ein paar Sachen mitgenommen, ohne dass sein Vater es bemerkt hatte.

Bei einer Hausdurchsuchung in München fand man unter anderem einen Lippenstift, den Barbara erst am Gründonnerstag in Köln gekauft und nur einmal benutzt hatte. Der Kassenbon befand sich noch in ihrer Geldbörse. Damit war auszuschließen, dass sie den Lippenstift bei einem früheren Besuch in München vergessen hatte, wie Stefan Leitner behauptete. Der Einsatz eines Leichenspürhundes zeigte, dass Barbara im Wagen von Leitner senior nach Frechen gebracht worden sein musste.

Stefan Leitner wurde verhaftet, sein Vater ebenfalls unter Anklage gestellt. Gegen Anni Weingräber leitete der Staatsanwalt ein Verfahren wegen Falschaussage, Irreführung und Behinderung der Ermittlungen ein. Weigler feierte seinen Sieg so ausgiebig, dass er noch zwei Tage später nicht ganz nüchtern war.

In den Tagen kämpfte Scheib noch – auf verlorenem Posten, das wusste er auch, obwohl Marko Stichler noch in U-Haft saß. Mit ihm reden ließen sie ihn nicht. Rohdecker hielt das nicht für sinnvoll. Man gestattete einem Polizisten, der selbst unter Verdacht stand, keine Verhöre.

So suchte er auf Stichlers Kreditkartenabrechnung nach den Wohnorten der Opfer. In Weilheim und Lübeck hatte er übernachtet, quer durch die Republik getankt, zuletzt am Ostermontag in der Nähe von Frankfurt. Danach hatte er seine Kreditkarte erst wieder am 3. Mai an einer Tankstelle in Köln vorgelegt. Wo Stichler sich aufgehalten hatte in den acht Tagen vom 25. April bis zu dem Mittwoch Anfang Mai, als er von seiner Fototour zurückkam, ließ sich nicht feststellen.

Er verglich Karens komplette Garderobe und den Inhalt ihrer Schmuckkassette mit seinen Listen. Umsonst. Er blätterte in staubigen Katalogen nach Mei Li Jau, betrachtete unzählige Setkarten von jungen Frauen, bis ihm die Gesichter vor den Augen verschwammen. Vergebens.

Er sichtete die beschlagnahmten Fotos, verglich sie mit seinen Aufnahmen aus dem Spessart und fand keine Übereinstimmungen. Wie auch? Seine Aufnahmen waren von Zeit und Jahreswechseln überholt. Natur veränderte sich. Aber es gab auch kein einziges Foto von Anni Weingräber im Gebüsch. Das konnte bedeuten, dass sich in dem Waldstück, wo es zu der Begegnung mit der alten Frau gekommen war, tatsächlich ein Grab befand. Doch als er in München anrief und darum bat, noch einmal eine Suchmannschaft hinauszuschicken, lachte man ihn aus.

Seine Dienststelle forderte ihn zweimal auf, zurück nach Wiesbaden zu kommen. Er ignorierte es, sprach mit Karens Tochter und der Frau des Dachdeckermeisters, die darauf beharrte, es sei ein schwarzes Autodach gewesen und kein Textilverdeck, das könne sie unterscheiden, sie sei ja nicht blöd.

Er ertrug die hämischen Blicke der Kölner Kripo und ihre neuen Erkenntnisse, die sie mit Vorliebe in seiner Nähe erörterten. Dass Oliver Lohmann Karen verletzt hatte, stand noch nicht mit absoluter Sicherheit fest. Die Abdrücke seines Daumens an ihrem Schreibtisch und am eigenen Schrubberstiel bewiesen nichts. Norbert gab an, Oliver sei mit dem Hausputz beschäftigt gewesen und habe alles stehen und liegen lassen, als er ihn am Ostersamstag abholte. Von dem Paketband, mit dem Karen gefesselt gewesen war, hatte man keine verwertbaren Abdrücke sichern können. Den Notarzt hatte es nicht gekümmert, dass er wichtiges Beweismaterial

zerschnitt. Auf dem Streifen, mit dem ihre Augen verklebt gewesen waren, hatten sich nur Spuren ihrer eigenen Finger und zwei Abdrücke von Klinkhammer befunden.

Aber es wäre idiotisch gewesen, Olivers Täterschaft zu bestreiten und zu behaupten, er sei nur über den Zaun gestiegen, um sich mit Karen zu unterhalten. Wie lange er sich im Haus aufgehalten hatte, ohne bemerkt zu werden, konnte nur er selbst beantworten. Er mochte sich zuerst gründlich umgeschaut haben. Man kam die Treppe zum ersten Stock hinauf, ohne ein Geräusch zu verursachen, das probierten sie aus. Sich ein Messer aus der Küche und einen Lappen holen, um blutige Fingerspuren abzuwischen, machte ebenfalls keinen Lärm.

Scheib konnte sich nicht vorstellen, dass Oliver sich mit der Wischerei aufgehalten hätte. Wenn Stichler das übernommen hatte, nannte sich das zumindest Begünstigung. Es war eine mehr als vage Möglichkeit, aber die einzige, die er noch sah, um Karens Mann für ihren Zustand verantwortlich zu machen und ihn weiter in Haft zu halten. Stichler musste gewusst haben, dass Oliver Lohmann im Anmarsch war.

Jeden Abend versuchte er, Klinkhammer davon zu überzeugen. Ob der ihm glaubte, war an der unbewegten Miene nicht abzulesen. Das war ihm auch nicht so wichtig. Klinkhammer sollte nur begreifen, dass er keinen bösen Geist gejagt hatte. Die acht – mit Mei Li Jau sogar neun – toten und vermissten Frauen waren schließlich keine Hirngespinste. Er hatte ihren Mörder nur unterschätzt und sich austricksen lassen. Wenn Klinkhammer das verinnerlichte, durfte er ruhig annehmen, er sei verrückt genug gewesen, einen verzweifelten jungen Mann, der mit seiner Schwester den einzigen Halt verloren hatte, für seine Zwecke einzuspannen.

Er hatte nicht. Und warum sollte er Oliver Lohmann

erzählt haben, wie Sabine Bergholt gestorben war? Dass der Junge Karen mit dem Kopf in verdrecktes Putzwasser gedrückt hatte, war wohl nur das Bedürfnis gewesen, die Frau des Mörders zu demütigen. Scheib konnte sich gut in ihn hineinversetzen. Was ging denn vor in einem Menschen, der seine geliebte Schwester halbverwest auf der Couch liegen sah?

Wie Oliver die Nacht verbracht hatte, durch welche Hölle er gegangen war, konnte niemand sagen. Am Samstagmorgen war er sehr umsichtig vorgegangen, hatte sich offenbar psychisch auf das eingestellt, was er beabsichtigte. Er sei ruhig gewesen, erklärten die beiden Werkstattkollegen, die ihn noch gesehen hatten, unheimlich ruhig sogar. Natürlich hatten sie ihn sofort nach Barbara gefragt und auf den Mazda angesprochen. Er hatte erklärt, das Auto gehöre Barbaras Freund, sie sei damit nach Hause gekommen, um ihre Sachen zu holen, weil sie jetzt nach München ziehen wolle. Er selbstverständlich auch. Er sei nur gekommen, um seine Kündigung persönlich vorbeizubringen.

Er hatte tatsächlich eine handgeschriebene Kündigung dabei. Damit ging er ins Büro. Ein Kollege, der ihm zwei Minuten später folgte, weil ihm die Geschichte nach all dem Gefluche auf Barbaras Freund doch sehr merkwürdig vorkam, erwischte ihn am Computer, wo Oliver Kundendaten studierte. Offenbar hatte er Marko Stichlers Adresse nicht gekannt. Damit erklärte sich, warum er nicht schon in der Nacht am Amselweg aufgetaucht war.

Aber er musste angerufen haben, darauf hätte Scheib geschworen. Nach Hause gekommen war Oliver schätzungsweise kurz nach neun Uhr abends. Etwa eine Stunde später hatte Jasmin zwei Anrufe erhalten, während sie noch mit Kevin allein war. Ein Mann war am Apparat gewesen. Die Stimme habe heiser und schnaufend,

irgendwie verstellt geklungen, sagte Jasmin. Der Mann habe sofort begonnen, sie in übelster Weise zu beschimpfen, und wissen wollen, wo sie wohne.

Im ersten Schreck hatte Jasmin aufgelegt. Doch das Telefon klingelte sofort wieder. Dann sagte der Mann schlimme Dinge, die Jasmin nur mit hochroter Miene über die Lippen brachte. Er drohte, sie aufzuschlitzen und ihre Fotze als Futter für die Ratten in den Kanal zu werfen, wenn «etwas dran sei» und sie es wagen sollte, noch einmal aufzulegen. Starker Tobak für ein elfjähriges Mädchen.

Jasmin schickte Kevin, seine Trillerpfeife zu suchen. Dass man mit solch einem Instrument unliebsame Anrufer loswurde, hatte Sarah ihr einmal erklärt. Aber Kevin konnte die Pfeife nicht finden, so war sie gezwungen, zuzuhören, bis der Anrufer das Gespräch beendete mit dem Hinweis, er bekäme schnell heraus, wo er sie finden könne. Weglaufen habe keinen Sinn, er sei schon ganz nah.

Anschließend bemühte Jasmin sich, Hilfe herbeizurufen. Norbert, wen sonst? Doch Norbert war nicht da. Und Sarah war zwei Häuser weiter zu ihren Eltern gegangen. Der Gedanke, Christa anzurufen, kam Jasmin nicht. Was hätte ihre «Mama» ausrichten sollen? Sie traute sich ja nicht mal mit ihrem Benz auf die Straße. Christa zu Fuß anrücken lassen, erschien Jasmin zu gefährlich. Sie zog den Telefonstecker raus, um sich vor weiteren Belästigungen zu schützen. Zehn Minuten später kam Marko herein. Deshalb vermutete Jasmin, er habe sie angerufen.

«Und Sie meinen, Lohmann hätte das Kind belästigt?», fragte Klinkhammer.

Natürlich meinte Scheib das. Er war auch überzeugt, dass Kevin seinem Papa von den schlimmen Anrufen

erzählt hatte, dass Stichler den Stecker zurück an seinen Platz drückte, dass Oliver später noch einmal anrief und Stichler die einmalige Chance erkannte, sich einer gefährlichen Zeugin zu entledigen und es so zu drehen, dass auf ihn kein Schatten fiel. Er musste nur den Stecker wieder rausziehen, damit seine Frau nicht vorzeitig gewarnt wurde. Aber eins kalkulierte er nicht ein, dass bodenlose Verzweiflung und eiskalte Planung zwei Paar Stiefel waren. Kein Mensch hätte ihn verdächtigt, wenn Karen tot im Haus gelegen hätte, als er aus Bergheim zurückkam. Doch da war nur etwas Blut. Es war eben kein Verlass auf andere. Stichler durfte nicht mehr sicher sein, dass Oliver sie wirklich umbrachte. Doch was konnte ihm passieren, wenn seine Rechnung nicht aufging? Gar nichts. Er konnte es sich sogar leisten, Oliver noch ein paar Stunden mehr zu verschaffen. Er musste nur die Kellertür wieder abschließen und die Blutspuren beseitigen.

Carmen Rohdecker ließ die Telefone überprüfen. Fehlanzeige. Sowohl in Frechen als auch im Haus der Stichlers waren keine ISDN-Leitungen verlegt, nur abgehende Gespräche nachweisbar. Und zuletzt von zu Hause aus telefoniert hatte Oliver Lohmann am Ostersamstag, als er Norbert um die Fahrt nach Edenbergen bat. Rohdecker ließ auch Leitner senior befragen. Der verwahrte sich entrüstet gegen die Unterstellung, Oliver Lohmann über den roten Mercedes-Kombi informiert zu haben. Natürlich musste man ihm nicht glauben. Oliver konnte kurz nach seiner Ankunft daheim wieder aufgebrochen und herumgefahren sein. Vielleicht hatte er bei einer Telefonzelle angehalten, um Jasmin zu belästigen. Eine Kinderpsychologin gelangte allerdings zu der Ansicht, das Mädchen sei Opfer eines jener kranken Zeitgenossen geworden, die sich daran aufgeilten, andere mit ihrer perversen Phantasie in Panik zu versetzen.

Was Oliver in dieser Nacht tatsächlich getan hatte, konnte nur er selbst erklären. Darauf hoffte Thomas Scheib nicht. Was tat denn so ein Junge, der sein Leben schon vorher ruiniert gesehen und es nun restlos zerstört hatte? Er brachte sich um.

Am 12. Mai entdeckte eine Polizeistreife in München den gestohlenen Mazda. Er stand verlassen in einer Ladezone nahe dem Parkhaus, wo die Besitzerin ihn abgestellt hatte. Karens Handtasche und das aus ihrer Küche fehlende Messer lagen nicht im Wagen. Beides mochte Oliver irgendwo unterwegs aus dem Auto geworfen haben. Die Handtasche der Fahrzeughalterin war ebenfalls weg. Zwischen den Pedalen im Fußraum lagen verkohlte Geldscheine und der Zettel, den Norbert am Ostersamstag unter der Haustür durchgeschoben hatte. Im gesamten Innenraum waren Münzen verteilt, als habe jemand damit um sich geworfen. Ein sicheres Zeichen, dass Oliver mit seinem Leben abgeschlossen hatte. Der Wagen wurde zur kriminaltechnischen Untersuchung ins Landeskriminalamt gebracht. Man sicherte Fasern von Kleidung und ein paar Kopfhaare, auch etwas Blut am Beifahrersitz und eine Rolle Paketklebeband darunter.

Die Auswertung dieser Spuren wartete Scheib nicht mehr ab. Er bedankte sich noch einmal bei Klinkhammer für die Gastfreundschaft und das geduldige Ohr. In Wiesbaden wurde er bereits erwartet, nicht von Kollegen, von Ermittlern. Sie verlangten seinen Dienstausweis und seine Waffe, erklärten, er sei vom Dienst freigestellt, bis die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen geprüft seien. Freigestellt, das klang noch irgendwie gnädig, sie hätten auch suspendiert sagen können, darauf lief es hinaus.

Er fuhr nach Hause, konnte nichts mehr tun. Das ganze Wochenende saß er in seinem winzigen Arbeitszimmer. Nicht einmal für seine Frau war er ansprechbar. Er trank –

auf Anja Heckel, Elisabeth Brandow, Angela Karpeling, Mei Li Jau, Marion Schneider, Silvia Lenz, Julia Roberts, Sabine Bergholt und Waltraud Habel. Neun junge Frauen, deren Tod wahrscheinlich ungesühnt bleiben würde, weil nach diesem Desaster so schnell kein Staatsanwalt und keine Oberstaatsanwältin mehr bereit wäre, erneut gegen Marko Stichler zu ermitteln.

Am Sonntag wurde Oliver Lohmanns Leiche aus dem Starnberger See gefischt. Montags tauchten zwei Ermittler bei Thomas Scheib auf und fragten, ob er dem Jungen suggeriert habe, wie man ein zerstörtes Leben am besten bewältigte.

Etwas später kam Lukas Wagenbach, auch nicht als Kollege oder Vorgesetzter, nur als der Mann, der ihn gewarnt hatte. Er ging noch einen Schritt weiter mit seinen Vorwürfen als die anderen, war übers Wochenende in Köln gewesen und hatte sich von Klinkhammer alles minutiös schildern lassen. Nun zog er in Betracht, Scheib habe bei Karens Anblick kurzfristig umdisponiert und Stichler am eigenen Leib spüren lassen wollen, was ein Angehöriger fühlte, wenn er einen geliebten Menschen auf grausame Weise verlor. Warum sonst hatte er sich nicht durchgesetzt und seine Fragen im Haus gestellt? Warum hatte er Stichler nach Bergheim gebracht und stundenlang festgehalten, wo er ihm doch angeblich nur klarmachen wollte, dass er im Fall Lohmann nicht unter Verdacht stand?

Wagenbach sprach, als hätte er Stichler niemals für Barbaras Mörder gehalten. Es ging nur um das Telefongespräch, das Scheib am Tag nach seinem Aufenthalt in München noch mit Fährlich geführt hatte. Um seine Anweisung, Oliver Lohmann nicht zu behelligen. Sonst hätte der Junge sich ja auch nicht unbemerkt aus dem

Staub machen können.

Scheib brachte kein Wort der Entlastung über seine Lippen, machte den Mund nur noch auf, um zu trinken. Erst als Wagenbach die Wohnung wieder verlassen hatte, lallte er: «Ich hätt’s besser getan. Nicht so, wie Lukas es sieht, nicht die Frau, um Gottes willen, aber diesen Kerl. Und ich tu’s, wenn sie ihn rauslassen. Ich mach mit ihm dasselbe, was er mit den Frauen gemacht hat. Ein Schlag auf den Schädel, das Gesicht in eine Pfütze, seinen Gürtel um den Hals. Und dann begrabe ich ihn im Spessart.»

Erwachen

Am 16. Mai wurden die Ergebnisse der Spurenauswertung aus dem Landeskriminalamt München nach Köln übermittelt. Bis zu diesem Dienstag hatte Carmen Rohdecker es geschafft, Marko Stichlers Anwalt über die Situation im Unklaren zu lassen. Da waren immerhin noch neun tote und vermisste Frauen. Doch dazu gab es nur Norberts Aussage, deren Wahrheitsgehalt inzwischen von mehr als einem angezweifelt wurde. Und nachdem unwiderruflich feststand, dass Karen in dem Mazda gesessen – und geblutet hatte, musste die Oberstaatsanwältin kapitulieren.

Marko Stichler wurde aus der U-Haft entlassen. Er ließ sich umgehend von einem Taxi zur Uni-Klinik bringen, saß eine halbe Stunde bei Karen, drückte behutsam die Lippen in ihre rechte Hand, weinte und murmelte: «Mein armer Schatz.» Und ehe er sie verließ, schwor er: «Wer immer das zu verantworten hat, ich sorge dafür, dass er zur Rechenschaft gezogen wird.»

Das hatte Arno Klinkhammer sich auch vorgenommen. Aber was konnte ein Mann in seiner Position schon großartig tun? Ihm stand kein riesiger Polizeiapparat zur Verfügung. Er strapazierte nur eine langjährige, gute Freundschaft, ging Carmen Rohdecker tüchtig auf die Nerven mit den Ansichten, die er von Thomas Scheib übernommen hatte. Mehr als einmal musste er sich anhören, er solle sich gefälligst um die Aufklärung von Einbrüchen im nördlichen Erftkreis bemühen und die Beurteilung von Kapitaldelikten den Leuten überlassen, die etwas davon verstünden.

Die Oberstaatsanwältin war nach ihren Gesprächen mit Lukas Wagenbach tagelang sehr reizbar. Sie hatte erfahren, dass eines der Opfer aus Scheibs persönlichem Umfeld stammte, fühlte sich von ihm für einen privaten Rachefeldzug missbraucht und sah keine Notwendigkeit, rund um die Uhr einen Polizisten auf die Intensivstation zu setzen, wie Klinkhammer es gerne gesehen hätte.

Der Mann, der Karen verletzt hatte, stellte für sie keine Gefahr mehr dar. Und ihr Mann: Vielleicht hatte er wirklich nicht mehr getan, als in ein verlassenes Haus zu kommen. Und wenn doch, er würde sich hüten, seiner Frau unter den wachsamen Augen des Klinikpersonals ein Kissen aufs Gesicht zu drücken.

Klinkhammer fürchtete auch mehr Stichlers Einflussnahme. Es war vermutlich nicht schwer, einer Frau, die aus langer Bewusstlosigkeit aufwachte, klar zu machen, dass man sie über alles liebte, auch wenn sie nun kein apartes Gesicht mehr hätte. Mit hübschen Gesichtern hatte Marko nach wochenlangen Fotosessions ja seine Schwierigkeiten. Im Prinzip musste er nur schwören, er liebe sie jetzt umso mehr. Wenn er ihr dann noch erklärte, es hinge nun allein von ihr ab, ob man ihm doch noch irgendetwas anhänge und sei es nur eine Begünstigung, war die Sache endgültig gelaufen.

Am 26. Mai wurde sie von der Intensivstation in die chirurgische Abteilung verlegt. Ein Einzelzimmer, wie ihr Mann es für sie wünschte, bekam sie nicht. Es lag noch eine Patientin in einem zweiten Bett, die sich von einer unkomplizierten Operation erholte und in guter Verfassung war. Das zumindest hatte Carmen Rohdecker veranlasst, die darauf wartete, dass die Ärzte grünes Licht für eine Befragung gaben.

Gegen Mittag blinzelte Karen zum ersten Mal. Wo sie war, registrierte sie nicht, spürte nur, dass etwas mit ihr

nicht stimmte. Ihr Mund war so trocken. Die Zunge lag steif und träge in einem scheinbar viel zu großen Raum. Sie konnte nicht einmal die Lippen bewegen oder einen Arm heben, um zu ertasten, warum es in ihrem Gesicht so spannte. Aber Schmerzen hatte sie nicht, war nur furchtbar müde und dämmerte wieder ein.

Beim zweiten Aufwachen war es später Nachmittag. Marko saß bei ihr, hielt ihre Hand, und kaum, dass ihre Augenlider zu flattern begannen, beugte er sich über sie, lächelte und sagte: «Hallo, Schatz, nun hast du sogar deinen Geburtstag verschlafen. Aber zum Glück auch einiges mehr.»

Sie wusste nicht, wovon er sprach, war doch so lange in China gewesen, stieg gerade erst wieder aus dem großen weißen Flieger und wusste nicht einmal mehr, wie sie hineingekommen war. Als sie bemerkte, dass sie in einem Krankenbett lag, fiel ihr ein, dass der Ford Taunus sich dreimal überschlagen hatte. Sie meinte, es könne noch nicht lange her sein, weil die Eindrücke so frisch waren.

Ihr war kalt, als läge sie auf feuchtem Ackerboden unter bewölktem Himmel, der aussah, als würde es bald regnen. Sie spürte einen unangenehm kühlen Wind über ihr Gesicht streichen und zwei Hände unter den Achseln. Der Landwirt zog sie vollends ins Freie, half ihr auf die Beine und sagte: «Mensch, Mädchen, hast du ein Glück gehabt.»

Mehr Glück als Verstand, das wusste sie auch. Sie war einem Mörder entkommen, brauchte keine Hypnose mehr. Von Oliver Lohmann wusste sie noch nichts, aber er hatte hervorgezerrt, was Schock und Panik vor zehn Jahren zugedeckt hatten. Sie sah es deutlich vor sich, die Enten, den Teich, ein Bündel Kleider am gegenüberliegenden Ufer, den roten Autolack weit hinten zwischen den Büschen und den nackten Mann, der bis zur Taille im Wasser stand. Ein schlanker Mann mit dunklen Haaren,

das erkannte sie jedes Mal, wenn er sich aufrichtete. Und wenn er sich bückte, drückte er etwas unter Wasser, zog es wieder hoch, drückte es erneut nach unten, das erkannte sie wohl, begriff aber zuerst nicht, was er machte.

In dem aus der Entfernung grau und braun wirkenden Stoffhaufen am anderen Ufer lag etwas Grünes, so grün, dass es wie ein Signal leuchtete. Auf der Wasseroberfläche schwamm allerlei Unrat, jedoch nur in Ufernähe. Dort, wo der Mann stand, hatte sich ein Kreis gebildet, von dem Wellen ausgingen. Und in dem Kreis, zwischen den gespreizten Beinen des Mannes, schwamm etwas anderes, breitete sich wie ein dunkler Schleier auf dem Wasser aus, ging wieder unter.

Sie konnte nicht glauben, was sie sah, bewegte sich vorwärts wie eine Marionette, bis sie den niedrigen Zaun erreichte, nur ein Draht. Dahinter waren die Enten. Sie konnte nicht näher heran, um sich zu überzeugen, ob stimmte, was sie zu sehen glaubte. Der grüne Fleck in dem Stoffhaufen, Lis Kleid? Der Schleier auf dem Wasser, Lis lange schwarze Haare? Minutenlang stand sie da, spähte angestrengt zu der Stelle, machte im Wasser auch etwas Helles aus, ein Paar Schultern, einen Rücken.

Und endlich schaffte sie es, sich herumzuwerfen und zurück zur Straße zu rennen, wo der Ford Taunus stand. Es war soweit, und ihre kopflose Flucht hatte den Mann aufmerksam gemacht. Sie hörte das Platschen hinter sich, als er zu rennen begann, seine ersten Schritte durchs Wasser, dann die dumpfen auf dem Weg. Er war schneller als sie, kam rasch näher. Nun hörte sie schon den keuchenden Atem und seine Stimme, als er schrie: «Bleib stehen! Verdammt noch mal, bleib stehen, Karen!»

Sie wollte schreien, aber es ging nicht. «Streng dich nicht an, Schatz», sagte Marko. «Du darfst noch nicht sprechen, dein Kiefer war gebrochen. Wir müssen jetzt

viel Geduld haben. Du bekommst den besten Arzt. In Warschau gibt es einen plastischen Chirurgen, der Wunder vollbringen kann.»

Als sie zu weinen begann, ließ Marko erschrocken ihre Hand los und fragte, ob sie Schmerzen habe. Nein, nur den Kopf voller Bilder. Den holprigen Fußweg unter den Schuhsohlen, spärliche Grasbüschel und diese Tonne am Wegrand, eine große, rostige Blechtonne. Im Vorbeirennen holte sie aus und stieß die Tonne hinter sich in den Weg. Zum Glück war sie leer, es hatte sich nur ein wenig Regenwasser darin gesammelt.

Ihr Verfolger hatte sie fast erreicht, und dann stolperte er. Sie hörte ihn fallen und fluchen, erreichte die Straße, den Ford Taunus. Sie hatte nicht abgeschlossen, der Schlüssel steckte im Zündschloss, aber fast hätte sie ihn nicht drehen können, so sehr zitterten ihr die Hände. Bleib stehen, Karen! Auch wenn sie sein Gesicht nicht gesehen hatte, sie war völlig sicher, kannte nur einen schlanken Mann mit dunklen Haaren, der sie beim Namen rufen konnte.

«Nicht weinen, Schatz», bat Marko. «Du darfst dich nicht aufregen.» Um sie abzulenken und zu beruhigen, erzählte er von Kevin, der seine liebe Mami sehr vermisse.

Am Samstagvormittag kam Marko zusammen mit Margo. Sie brachten Kevin mit, der jedoch bald unruhig wurde, sodass Margo schon nach einer Viertelstunde mit ihm zurückfuhr, um sie nicht zu überanstrengen.

Marko blieb und erzählte, wie glücklich er nun sei und dass er in den vergangenen Wochen durch die Hölle gegangen wäre. Eingesperrt mit der entsetzlichen Befürchtung, sie nicht lebend wiederzusehen. Stunde um Stunde in Gedanken bei ihr, nur so habe er das überstehen können, diese furchtbaren Verdächtigungen und die eigene

Ohnmacht.

Er kam behutsam auf Oliver Lohmann zu sprechen. Und sie sah für einen flüchtigen Moment einen sympathischen jungen Mann, der Norbert eine Zange nach oben reichte und eine Mülltonne festhielt, damit Norbert nicht stürzte. Dann setzte bruchstückhaft die Erinnerung an den Samstagmorgen ein. Nichts gehört, plötzlich eine Hand im Haar, die ihren Kopf weit in den Nacken zog, das Messer am Hals, die heisere Stimme im Ohr, Todesangst und flüchtig die Frage, wie er hereingekommen war.

«Nicht weinen, Schatz», bat Marko. «Es wird alles wieder gut.»

Wie konnte es jemals wieder gut werden, nachdem sie Barbara Lohmanns Leiche gerochen hatte? Und noch schlimmer war, dass ein Telefon geklingelt hatte. «Norbert?», hatte Oliver Lohmann gefragt in einem Ton, als sei er nicht völlig sicher gewesen, mit wem er sprach. Aber dann hatte er gesagt: «Ja, sie ist bei mir. Keine Sorge, ich tu ihr nichts. Wir unterhalten uns nur über Barbara.» Dann war er still geworden, hatte nur noch zugehört, vielleicht fünf Minuten lang, es konnten auch acht oder neun Minuten vergangen sein, ehe er das Gespräch beendete. Und dann hatte er ihr doch etwas getan.

Marko klingelte, weil sie sich aufbäumte, als spüre sie jeden Schlag und jeden Tritt noch einmal. Ein Arzt kam eilig herein und injizierte etwas in die Infusionsflasche, aus der es beständig in eine Vene ihres rechten Arms tröpfelte. Sie sank wieder in eine gnädige Welt. Doch am Nachmittag wachte sie wieder auf, und da wurde es unerträglich.

Norbert saß an ihrem Bett, zusammen mit Jasmin. Er lächelte sie an, wie er immer gelächelt hatte. «Ich dachte,

wir kommen erst mal allein», sagte er. «Damit es dir nicht zu viel wird. Sarah, Christa und Karlheinz kommen morgen. Sie bringen dir mit, was du brauchst, Nachthemden, Wäsche, du weißt schon.»

Sie wusste alles und brauchte nur ihre Ruhe. Jasmin hatte die Buchstaben aus ihrem Scrabble-Spiel mitgebracht, kippte alle auf einen Stuhl und schob ihn ans Bett. «Guck mal, so kannst du mit uns reden.»

Das konnte sie nicht, weil sie zwar mit den Fingerspitzen die Sitzfläche des Stuhls erreichte, aber die Buchstaben nicht sah. Sie wollte auch nicht reden. Worüber denn noch? Bleib stehen, Karen! Wie er da an ihrem Bett saß, wie vor zehn Jahren, als er sie darauf vorbereitete, dass gleich zwei Polizisten kämen, um ihr ein paar Fragen zu stellen.

Er begann mit denselben Worten wie damals: «Irgendwann muss das ja mal sein. Ich hätte viel früher mit dir reden müssen, aber ich dachte», er winkte ab. «Ist ja egal, was ich dachte. Dass Marko ein paar Tage im Knast war, hat er dir bestimmt schon erzählt. Sie mussten ihn laufen lassen, weil die Beweise nicht reichten. In den nächsten Tagen wird die Polizei mit dir reden wollen. Sie werden dir wahrscheinlich auch Zeichnungen zeigen von den Sachen, die er dir geschenkt hat, als du mit dem Quälgeist schwanger warst. Die Ohrstecker und den Ring hat er nicht bei einem Juwelier gekauft, Karen, er hat sie einer Toten abgenommen, auch das graue Kostüm, das er dir ins Krankenhaus gebracht hat. Auf den Zeichnungen sieht der Schmuck nicht so aus wie im Original. Aber es sind die Sachen, und das musst du ihnen sagen, Karen.»

Die Buchstaben lagen immer noch auf dem Stuhl. Jasmin zuckte erschreckt zusammen, als sie die rechte Hand vorstieß und in dem Häufchen zu wühlen begann. Sie hielt sich ein paar vor die Augen und legte ihm drei

auf den Stuhl. GEH.

«Nimm doch Vernunft an, Karen», sagte er. «Der Kerl ist ein Killer. Er hat neun Frauen auf dem Gewissen, auch Li. Und er hat die Sache so gedreht, dass sie beinahe an mir hängen geblieben wäre. Du kannst dir nicht vorstellen, was für einen Schiss ich hatte, als ich das in der Zeitung las, alle zwei Jahre im September, immer genau die Zeit, wenn ich im Schwarzwald bin.»

Es zerrte und spannte entsetzlich in ihrem Kiefer, aber sie schaffte es, presste es zwischen den verbliebenen Zähnen durch: «Geh endlich.»

Jasmin griff nach seinem Arm. Und er nickte, nahm die drei Buchstaben vom Stuhl, sammelte auch die anderen wieder ein. «Ist nicht leicht für dich», sagte er. «Verstehe ich. Aber der Polizei wirst du wohl glauben.»

Als sich die Tür hinter ihm und ihrer Tochter schloss, drehte sie den Kopf zur Seite und weinte, bis die Patientin im zweiten Bett nach der Krankenschwester klingelte und man sie wieder in die Dunkelheit schickte.

Am nächsten Tag kam Karlheinz, allein. Eine geschlagene Stunde redete er auf sie ein, schilderte ihr den Zeitungsbericht in allen gedruckten Scheußlichkeiten und empfahl ihr, der Polizei alles zu sagen, was sie wusste. Sie wusste nur, dass Marko sie liebte und Oliver Lohmann mit Norbert telefoniert haben musste, ehe er über sie herfiel.

Der Ersatzmann

Drei Tage später kamen zwei Beamte der Kölner Kripo. Der Arzt hatte ihr die Erlaubnis zu sprechen erteilt. Es fiel ihr schwer, sie war kaum zu verstehen. Doch bei den meisten Fragen reichte es, sich mit einer Geste verständlich zu machen. Zuerst zeigten sie ihr etliche Fotos von jungen Frauen und fragten, ob sie eines der Gesichter schon mal gesehen hatte.

Es waren höllische Minuten, die Gesichter anzuschauen und zu wissen, dass sie alle tot waren, umgebracht von einem Mann, den sie geliebt hatte. Li war nicht dabei. Sie schüttelte den Kopf.

Danach legten sie ihr einige von Hand gefertigte Zeichnungen vor, die durchs Kopieren nicht detailgetreuer geworden waren. Ein begnadeter Künstler war Scheib ohnehin nicht. Auf einer Zeichnung war nur ein Kreis mit verschlungenen Kringeln zu erkennen. Es sah fast aus wie das Medaillon von Markos Mutter, aber nur fast. Ihre Ohrstecker und den Ring aus Platin erkannte sie nicht. Es fehlten die kleinen Brillanten, die in ihrem Schmuck eingefasst waren. Sie schüttelte erneut den Kopf.

Die beiden Polizisten tauschten einen, wie ihr schien, zufriedenen Blick und begannen mit ihren Fragen zu dem Samstag. Es war furchtbar für sie zu hören, dass Oliver Lohmann tot war und keine Auskunft mehr geben konnte. Wenn er ihnen gesagt hätte, wer ihn angerufen und veranlasst hatte, sie zu dem Putzeimer zu zerren, vielleicht hätte sie aufgeatmet. Sie konnte ihnen das nicht sagen. Norbert war doch ihr Bruder.

Die Polizisten fragten, ob sie die Terrassentür geöffnet habe, ehe sie sich an den Computer setzte. Sie nickte,

obwohl es nicht so gewesen war. Marko hatte ihr bereits erklärt, Oliver Lohmann sei vermutlich durch die Kellertür ins Haus gekommen. Und Norbert war als Letzter im Keller gewesen, am Donnerstagabend, nachdem sie zusammen den Garten in Ordnung gebracht hatten. Sie war danach nicht mehr nach unten gegangen.

Ob sie irgendwo im Haus Blut gesehen habe, wollten die Polizisten wissen, an einem Treppengeländer oder einer Türklinke. Nein. Wie denn auch mit dem Messer an der Kehle und dem nach hinten gestreckten Kopf? Die Polizisten fragten auch nach der Zeit. Auf die Minute genau konnte sie nicht sagen, wann Oliver Lohmann hinter ihr aufgetaucht war. Es mochte halb elf gewesen sein oder ein paar Minuten später.

Dass ihr Mann um zehn Uhr in Klinkhammers Büro angeblich versucht hatte, sie telefonisch zu erreichen, und dass Barbara Lohmanns Freund längst als Mörder überführt war, sagte ihr niemand.

Doch obwohl sie sich verzweifelt bemühte, niemanden erkennen zu lassen, womit sie sich quälte, ihre Reaktionen sprachen für sich. Die Patientin, die das Zimmer mit ihr teilte, war weder blind noch taub, hatte dem Arzt ihre Beobachtungen vom Wochenende mitgeteilt, die der Arzt dann an die Polizei weitergab. Es hatten sich schon vor ihrem Aufwachen und den Tränenausbrüchen ein paar Leute Gedanken über ihren Bruder gemacht. Die Ermittlungen gegen Norbert waren seit Tagen im Gange, er hatte nur noch nichts davon bemerkt.

Ein Abgleich mit den dürftigen Fakten der anderen Fälle hatte gezeigt: Die Zigarettenkippe, die man 1994 in Julia Roberts' Zimmer sichergestellt hatte, war Norberts Marke, leider existierte die Kippe nur noch in Form einer Aktennotiz. Es gab kein Material für einen genetischen Test. Bei Marion Schneider aus Lübeck war es um den

Verkauf eines Gebrauchtwagens gegangen, bei Silvia Lenz aus Stuttgart um Autoschiebereien, Norberts Metier.

Egal wen man im Verlauf der Ermittlungen befragte, über Marko wurde nur positiv berichtet. Frühere Angestellte der Agentur und unzählige Models bezeichneten ihn als höflich und zurückhaltend, ein angenehmer Mensch, mit dem man gerne arbeitete. Ehemalige Haushälterinnen und Nachbarn der Familie Stichler gaben stets die gleichen Auskünfte: Ein liebevolles und entspanntes Verhältnis zwischen Margo und ihrem Stiefsohn, niemals Druck, niemals Zwang, nie ein böses Wort.

Dass sein Vater im April 1980 die kleine Jona mit nach Rom genommen und den Sohn zurückgelassen hatte, erklärte sich mit einer schweren Depression, in die Margo nach dem Tod ihrer ältesten Tochter verfallen war. Als dann auch noch die kleine Jona erkrankte, war Margo dem Selbstmord nahe. Bei ihr zu bleiben, war Markos freie Entscheidung. Etliche Hände waren bereit, sich zum Schwur zu heben, dass der damals Achtzehnjährige alles getan hatte, um Margos Leben wieder einen Sinn zu geben, indem er zur Kamera griff und die Aufgabe seines Vaters übernahm.

Eine Liebesbeziehung zwischen Marko und Rabea, wie sie Scheib als Motiv vorausgesetzt hatte, dazu schüttelten alle, die man fragte, den Kopf. Es sei ein eher burschikoses Verhältnis gewesen, hin und wieder kleine Rangeleien und Streitigkeiten wie unter Geschwistern üblich. In Karens Aufzeichnungen dagegen stolperte man immer wieder über den furchtbaren Verdacht gegen den eigenen Bruder und dessen kurze Affäre mit Mei Li Jau.

Wagenbach hatte eine Kopie der Diskette mitgenommen und die Auswertung persönlich übernommen. Das Täterprofil traf bei Norbert exakt zu, fand er. Dominante Mutter, abwesender Vater, höhere Schulbildung verwei-

gert, vielmehr auf Veranlassung der Mutter abgebrochen, frühe Verantwortung, zwei weibliche Geschwister, wobei das jüngste vielleicht seine Tochter war – was Norbert natürlich vehement bestritt.

Aber er war auch nicht bereit, sich einem Vaterschaftstest zu unterziehen. «Ich bin doch nicht blöd», sagte er. «Da muss es ja Übereinstimmungen geben, wir sind blutsverwandt.» Seine Eltern, die immer noch das Sorgerecht für Jasmin hatten, stimmten mit ihm überein. Und da keine Anzeige wegen Vergewaltigung vorlag, waren der Oberstaatsanwältin in dieser Hinsicht die Hände gebunden. Doch angesichts der Toten und Vermissten war ein vergewaltigtes junges Mädchen zweitrangig.

In Norberts Vita spielte der September keine besondere Rolle. Aber der feste Termin mochte mit den Gegebenheiten der Werkstatt zusammenhängen. Wagenbach hielt zwar nicht viel von Kirby, aber den einsamen Urlaub alle zwei Jahre – er hatte diese Theorie einmal als absurd bezeichnet –, nun erschien sie ihm schlüssig. Jetzt gab es ja Fakten, an denen man sich orientieren konnte. Man spekulierte nicht mehr herum, wie Scheib es acht Jahre lang getan hatte.

Ob Norbert tatsächlich jedes zweite Jahr zwei volle Wochen im Schwarzwald verbracht hatte, konnte niemand bezeugen. Er fuhr nach Ottenhöfen, zahlte für vierzehn Tage den Standplatz für sein Wohnmobil. Doch niemand kümmerte sich darum, ob er zwischendurch mal für ein paar Tage verschwand. Dass er ausgerechnet im September 1990 seine Auszeit von Familie und Verantwortung für einen Zahnarztbesuch unterbrochen hatte, war auch nicht glaubwürdig. Er war bei keinem Zahnarzt gewesen, auch nicht in den Tagen nach Karens Unfall.

Nachdem ihre Aussage vorlag und Marko entlastete, ordnete Carmen Rohdecker eine Hausdurchsuchung bei

den Dierdens an. Gegenstände aus dem Besitz der Opfer fanden sich nicht. Aber man entdeckte einen stark verwitterten Oberarmknochen zwischen Ammoniten und Trilobiten in Norberts Vitrine. Niemand konnte auf Anhieb sagen, ob der Knochen etliche Jahre im Waldboden oder einige hundert Jahre in einem Steinbruch gelegen hatte, wo Norbert ihn ausgebuddelt haben wollte. Der Knochen wurde ins gerichtsmedizinische Institut geschickt und weiter zu einem Forensiker, der auf solche Funde spezialisiert war.

Nach der Bestattung von Barbara und Oliver Lohmann meldete sich auch endlich die junge Frau, die in der Werkstatt Kundenaufträge abwickelte. Sie schätzte Norbert als hilfsbereiten Kollegen, der nach Feierabend Steckdosen montierte, auch mal am Wochenende ein Schlafzimmer tapezierte oder bei einem Umzug half, ohne dass man ihn lange darum bitten musste. Sie belastete ihn äußerst ungern. Aber sie hatte Oliver ebenso gemocht und oft erlebt, wie leicht er zu beeinflussen war, speziell von Norbert. Und sie konnte Olivers letzten Anruf in der Werkstatt bezeugen, an dem Donnerstag, als Scheib in München gewesen war. Die Hälfte hatte sie mitgehört, auch Norberts Aufforderung: «Jetzt mach keinen Quatsch da unten, komm nach Hause. Hier gibt es auch noch was zu tun.»

Carmen Rohdecker glaubte nun, Scheib habe sich in blindem Eifer auf den falschen Mann gestürzt. Doch der Geisterjäger gab sich uneinsichtig. Klinkhammer rief hin und wieder an und informierte ihn über den Stand der Dinge. Scheib war nicht mehr vom Dienst freigestellt. Das Ermittlungsverfahren gegen ihn war eingestellt worden, zu beweisen wäre ihm ohnehin nichts gewesen. Aber der Verdacht war geblieben. Und damit war er in Wagenbachs Mannschaft nicht mehr tragbar. Man hatte ihm seine

Rückkehr in die zentrale Vermisstenstelle angeboten, dort hatte er ja immer gute Arbeit geleistet. Er wollte auch dorthin zurück – wenn er das Phantom aus dem Verkehr gezogen hatte. Ihm stand noch eine Menge Urlaub zu, den nahm er jetzt.

In seinem Kämmerchen saß er immer noch, betrunken war er nicht mehr, obwohl ihm oft nach einem kräftigen Schluck war. Stunde um Stunde las er sich durch Karens Gedanken, ihr schlechtes Gewissen und ihre sexuellen Probleme in den ersten Jahren. Weil ihr Mann beim Küssen gerne ihren Nacken umfasste und sie sich dabei jedes Mal hinter ein paar Büsche geschoben fühlte. Und weil Marko bei der Liebe diese Position bevorzugte, die sie nicht ertrug, weil sie dabei immer mit dem Gesicht im Dreck lag. Klinkhammer war sofort darauf gekommen, wirklich fix für einen Taubenjäger, der Mann war auf seinem Posten deplatziert. Wenn er auf ihn gehört hätte – darüber wollte Scheib lieber nicht nachdenken.

Er quälte sich durch Karens unerschütterlichen Glauben an die Liebe ihres Mannes und ellenlange theoretische Auseinandersetzungen mit ihrem Therapeuten, der offenbar versucht hatte, ihr die Augen zu öffnen, zumindest in Hinblick auf Markos Unfähigkeiten, echte Liebe zu empfinden. Manchmal tat es körperlich weh, dass eine intelligente junge Frau so blind sein konnte. Aber blind war vermutlich der falsche Ausdruck, ihr Blick war durch eine Schar wilder Enten getrübt.

Mit Ausnahme der letzten fünfeinhalb Seiten und der Datei, die sie nach ihrem letzten Besuch in der Praxis Gerber mit dem frostkalten Januarabend gefüllt hatte, gab es wenig Konkretes. Trotzdem fand er in fast jeder Zeile Bestätigung, den hochintelligenten Serienmörder gefunden zu haben, der sich blendend darauf verstand, aller Welt etwas vorzugaukeln. Sie mochte eine sehr gute

Schauspielerin sein, ihr Mann schlug sie um Längen.

Marko, der liebevolle Vater, der seinem kleinen Sohn selbst erfundene Einschlafgeschichten erzählte wie das Märchen vom Baum, der nicht umziehen durfte, weil ein schönes Mädchen sich zum Schlafen zwischen seine Wurzeln gelegt hatte, das er nun vor den wilden Tieren des Waldes beschützen musste. Da dachte er sofort an Elisabeth Brandow, ihr Grab im Spessart und ein Rudel Wildschweine, das sie aus dem Dreck gescharrt hatte.

Marko, der treusorgende Ehemann, der seine schwangere Frau mit in die Eifel nahm, als er nach dem Tod seiner Großtante das Haus für den Verkauf entrümpelte. Auf die Großtante, bei der Marko seine ersten drei Lebensjahre verbracht hatte, fehlte in den amtlichen Unterlagen jeder Hinweis. Anscheinend hatte sein Vater es für überflüssig gehalten, seinen Sohn umzumelden. Da die Tante – laut Karens Aufzeichnungen – vor vier Jahren verstorben und ihr Haus verkauft worden war, erschien sie ihm nur noch unter einem Aspekt wichtig. Blankenheim in der Eifel. Da dachte er doch sofort an das erste Opfer, Anja Heckel, das seinen Mörder gekannt hatte. Kein Wunder, Marko hatte seine Tante zu ihren Lebzeiten häufig besucht.

Und Karen hatte bei der Entrümpelung diesen besonderen Schatz gefunden, der ihrem liebenden Gatten Tränen der Rührung in die Augen getrieben hatte. Hübsch eingefädelt. Ein silbernes Medaillon mit den Initialen M S, das Markos Mutter gehört haben sollte. Scheib trieb es nun Tränen der Wut in die Augen. Kein Mensch hatte ein Medaillon erwähnt. Solange er persönlich hätte nachhaken können, war es nur um Sabine Bergholts Platinschmuck gegangen. Aber Marion Schneider hatte ein Medaillon besessen. Es war mit ihren Initialen graviert gewesen, hatte jedoch keine Haarlocke enthalten. Doch die mochte

später eingelegt worden sein.

Er las davon an dem Nachmittag, an dem Klinkhammer von einer frustrierten Oberstaatsanwältin erfuhr, der in Norberts Vitrine entdeckte Knochen habe einem etwa vierzigjährigen Mann gehört, der vor rund fünfhundert Jahren gestorben war. Klinkhammer rief am frühen Abend in Wiesbaden an. Nach langer Zeit konnte Scheib wieder einmal herzhaft lachen.

«Schade um die Kosten der forensischen Untersuchung», sagte er. «Dierden ist sauber. Stichler ist unser Mann, glauben Sie mir.»

Klinkhammer wusste nicht mehr, was oder wem er glauben sollte. Von Carmen Rohdecker hatte er gehört, wie Karen auf ihren Bruder reagiert hatte. Und Karen, meinte er, müsse es doch am besten wissen.

«Zwischen Wissen und Glauben besteht ein großer Unterschied», belehrte Scheib ihn. «Frau Stichler glaubt und befindet sich im Irrtum.»

Klinkhammer ließ einen vernehmlichen Seufzer hören. «Ja, ich weiß, alle irren sich, nur Ihr Glaube ist der einzig wahre. Dabei hätte es für Sie doch Vorteile, wenn Sie Dierden als Täter akzeptieren. Es spricht alles für ihn.»

«Es geht aber hier nicht um meinen Vorteil», sagte Scheib.

Irgendwie imponierte er Klinkhammer damit. Nicht dass er Sturheit oder Uneinsichtigkeit für Tugenden gehalten hätte. Aber manch einer hätte sich auf Norbert gestürzt, um sich selbst von jedem Verdacht reinzuwaschen. Scheib hingegen schien es überhaupt nicht zu kümmern, ob er sich seine berufliche Zukunft versaute.

Er erzählte von dem Medaillon. Und Klinkhammer erinnerte sich vage, dass so ein Schmuckstück vor Karens Brust gebaumelt hatte an dem Mittwochnachmittag

Anfang Mai, als er nur mal schnell ein Alibi überprüfen sollte. Genau hingeschaut hatte er nicht, weil sie sofort von Mord und Totschlag zu stammeln begann. Ob sie es in Frechen getragen hatte, hätte er beim besten Willen nicht sagen können.

«Müsste sie aber», sagte Scheib. «Es war nicht bei den Sachen, die in ihrem Haus beschlagnahmt worden sind. Die habe ich selbst kontrolliert. Und sie hat es täglich getragen, früher sogar nachts. Vor zwei Jahren hat ihr Sohn die Kette zerrissen, danach hat sie es erst morgens angelegt. Vielleicht hat man es ihr im OP abgenommen oder im RTW. Fragen Sie mal nach? Aber so, dass Stichler nichts davon erfährt. Wenn wir das Medaillon in die Finger bekommen und die Haare noch drin sind, vielleicht können wir ihn damit festnageln.»

Wir, dachte Klinkhammer, war nett formuliert, aber nur eine hübsche Umschreibung für die Tatsache, dass er wieder mal den Laufburschen machen sollte. Und diesmal nicht für einen Sonderermittler, sondern für einen BKA-Mann ohne Kompetenzen, der nicht locker lassen konnte. Aber wenn er Recht hatte!

Klinkhammer kümmerte sich gleich am nächsten Tag darum, fuhr eigens nach Köln, suchte Carmen Rohdecker in ihrem Büro auf, und sie sagte lapidar: «Das ist weg.»

Wagenbach konnte schließlich auch lesen und hatte sie längst informiert. «In Frechen wurde nur ein verbogenes Kettenglied sichergestellt», erklärte sie. «Vermutlich hat Lohmann es ihr vom Hals gerissen und eingesteckt. Er kann es unterwegs aus dem Auto geworfen haben wie ihre Tasche und das Messer. Wenn er es noch in der Hose hatte, liegt es jetzt wahrscheinlich im Starnberger See.»

«Was ist mit Tauchern?», fragte Klinkhammer.

Carmen Rohdecker lachte. «Was hast du für

Vorstellungen? Soll ich die Marine anheuern, um nach einer Haarsträhne suchen zu lassen, zu der wir keine Leiche haben? Frau Stichler hat das Medaillon auf Scheibs Zeichnungen nicht erkannt. Vielleicht hat es wirklich Stichlers Mutter gehört.»

«Und die hatte hellseherische Fähigkeiten», meinte Klinkhammer ironisch, «sonst hätte sie das Ding ja nicht schon vor seiner Geburt mit seinen Initialen gravieren lassen können.»

«Seine Mutter hieß Monika», sagte Carmen Rohdecker. «Sonst noch Fragen?»

Ihr Ton machte klar, es sei besser, jetzt den Kopf zu schütteln. Aber einen letzten Satz konnte sich Klinkhammer nicht verkneifen: «Du glaubst doch auch, dass es Schneiders Medaillon war.»

«Was ich glaube, interessiert keine Sau», erwiderte Carmen Rohdecker. «Was ich beweisen kann, zählt. Und beweisen kann ich einen Dreck. Also, tu dir und mir einen großen Gefallen, Arno, vergiss es. Oder willst du jetzt in Scheibs Fußstapfen treten?»

Das wollte er auf keinen Fall. Aber wie hätte er die Sache vergessen können? Er sah Karen doch immer noch im Bademantel in der Diele stehen, das unversehrte Gesicht und diesen Blick in ihren Augen. Sorgen Sie dafür, dass alles in Ordnung bleibt. Den Gefallen hatte er ihr nicht tun können, aber unter den gegebenen Umständen wäre dies auch das Letzte gewesen, was er gewollt hätte. Man konnte sie doch nicht mit einem neunfachen Mörder weiterleben lassen. Eine Augenzeugin, die nur noch einmal genau hinschauen müsste, um den nackten Mann im Teich zu erkennen.

Der Taubenjäger

In Köln kam niemand auf den Gedanken, sich einmal mit dem in der JVA Ossendorf einsitzenden Peter Kolbe über den Januar 1988 und den September 1990 zu unterhalten. Seine Mutter hatte man befragt. Sie wusste nichts von einem vergewaltigten jungen Mädchen und zwei Affären mit Mei Li Jau. Ihr Sohn hätte sich nie mit einer Ausländerin eingelassen, meinte sie, bestimmt nicht mit einer jungen. Er hatte immer ein Faible für reifere Damen gehabt, was seine Strafakten bestätigten. Insofern schien es Zeitverschwendung, sich mit Peter Kolbe zu beschäftigen. Arno Klinkhammer investierte die Zeit trotzdem. Er setzte niemanden in Kenntnis, wollte sich nicht lächerlich machen mit der älteren Frau und einem kleinen Hund namens Lilli.

Da nichts Aktuelles gegen Peter Kolbe vorlag, weswegen man ihn hätte vernehmen müssen, brauchte man seine Zustimmung für ein Gespräch. Aber er hatte nichts dagegen, einen Kriminalhauptkommissar aus dem Erftkreis zu empfangen, freute sich sogar – und strafte seine Mutter Lügen, als er hörte, es ginge um Li. Am Telefon fasste Klinkhammer sich kurz, sagte nicht mehr als unbedingt nötig.

Schon zwei Tage später traf er Kolbe, in der Hosentasche ein Diktiergerät, das er sich von seiner Frau geborgt hatte. Bei der Begrüßung verglich er das Gesicht unwillkürlich mit dem von Jasmin. Da gab es nun wirklich keine Ähnlichkeit. Die auffällig roten Haare trug Kolbe nun schulterlang, die ehemals sportliche Figur war ziemlich auseinander gegangen. Das Gesicht ebenso. Der Hellste war Kolbe nicht. Doch mit einfältigen Typen war

Klinkhammer schon immer gut zurechtgekommen. Statt «guten Tag» sagte er einfach: «Schönen Gruß.»

Seine Rechnung ging auf. Kolbe bezog den Gruß auf das angekündigte Gesprächsthema und grinste geschmeichelt. «Hätt ich nie gedacht, dass Li sich noch mal hier blicken lässt. Wie geht's ihr denn? Sieht sie immer noch so rassig aus wie damals?»

«Kann ich nicht beurteilen», behauptete Klinkhammer. «Ich habe sie ja früher nicht gekannt, Dierden hat mir nur ein Foto gezeigt.»

Bei der Erwähnung des Namens verdüsterte sich Kolbes Miene. «Mischt der etwa auch wieder mit? Warum hält der sich nicht an seine Alte?»

«Das tut er», versicherte Klinkhammer rasch. «Es geht nur um seine Schwester, Karen, ich weiß nicht, ob Ihnen der Name was sagt. Sie war damals mit Li befreundet und hatte einen Unfall.»

Da er nicht mit der Tür ins Haus fallen wollte, begann er mit dem Ende. Und das funktionierte besser als erwartet.

Kolbe nickte. «Hab ich von gehört, ist aber ewig her.»

«Es war am 14. September 1990», half Klinkhammer nach. «An dem Freitag, als Li aus Köln weg wollte. Karen Dierden war unterwegs, um sich mit ihr zu treffen.»

Kolbe runzelte verärgert die Stirn. «Hat das Biest mich etwa nur wegen Dierdens Schwester versetzt?»

«Ach, waren Sie an dem Freitag auch mit ihr verabredet?» Sein Erstaunen musste Klinkhammer nicht heucheln.

Kolbe grinste wieder, noch etwas breiter als zuvor. «Logisch. Drei Stunden Zeit hätte sie noch für mich, hat sie gesagt. Zum Abschied wollte sie mir ein Foto schenken, das keine Wünsche offen lässt, damit ich sie

nicht vergesse. Ich hab den halben Tag in der Wanne gelegen, und sie ließ sich nicht blicken.»

«Und Sie sind nicht auf den Gedanken gekommen, mal nachzuschauen, wo sie bleibt?», fragte Klinkhammer.

«Erst mal können ohne Auto», antwortete Kolbe. «Sie hatte noch im Bergischen Land zu tun und meinte, sie wäre so gegen fünf wieder in Köln.»

«Wissen Sie was oder mit wem sie zu tun hatte?»

Kolbe schüttelte den Kopf. Klinkhammer versuchte es anders. «Von wem wollte sie denn dieses Abschiedsfoto machen lassen?»

«Von der Tussi, bei der sie in dem Sommer untergekommen war, nehm ich an», sagte Kolbe. «Die hatte was mit Fotos zu tun.»

Mit der Tussi musste Alexa gemeint sein. Kolbe bestätigte das sofort: «Ja, richtig, so hieß die.» Alexas Familiennamen wusste er leider nicht, sie war für ihn wie für Norbert nur Alexa gewesen. Ob sie als Model gejobbt hatte, konnte er nicht sagen. Gekellnert hatte sie am Wochenende in der Diskothek an der Zülpicher Straße. Und in Klettenberg gewohnt hatte sie, das wusste er genau, weil Li ihn mal mit in die Wohnung genommen hatte, heimlich. Alexa hatte nichts übrig für Männer wie ihn. Li dagegen habe von ihm nicht genug bekommen können.

Kolbe geriet ins Plaudern, wunderte sich keine Sekunde lang, dass Klinkhammer mit seinen Fragen zu ihm kam und bisher keinen plausiblen Grund dafür genannt hatte. Bereitwillig gab er Auskunft über Lis Verschwinden. Die Sache mit dem tollen Job in Rom sei Quatsch, das hätte sie doch nur erzählt, um den Gänsen in der Disko den Hals lang zu machen.

Den Winter über sei Li jedes Jahr in Spanien gewesen,

da hätte ihre Oma gelebt. Sie schickte immer Ansichtskarten. Zwei besaß Kolbe noch, die anderen waren ihm bedauerlicherweise abhanden gekommen, vermutlich seiner Mutter in die Finger gefallen. Die beiden verbliebenen hütete er, eingewickelt in Seidenpapier in einer Pappschachtel, wie Kostbarkeiten.

Klinkhammer durfte einen Blick auf die Postkartenmotive werfen, auch einen auf die beschriebene Rückseite, eine weiche, schwungvolle Handschrift. «Hey, Lolli», las er. Dann schlug Kolbe das Seidenpapier wieder darum und erzählte weiter.

Natürlich habe er sich gewundert, dass im Winter 90/91 keine einzige Karte kam. Aber dass Li im Frühjahr nicht zurückkehrte, sei klar gewesen, weil sie abtauchen wollte. Kolbe hatte sich all die Jahre vorgestellt, sie lebe nun glücklich und zufrieden in Spanien oder sonst wo mit einem, der gut erzählen konnte – so richtig scharfe Geschichten. Darauf stand sie.

Als sie im Sommer 88 hörte, dass er frisch aus dem Knast kam, hätte sie nicht eher Ruhe gegeben, bis sie den Grund seiner Verurteilung kannte. Dann hätte sie sich von Dierden getrennt und sich an ihn gehängt wie eine Klette. Ständig sollte er Einzelheiten erzählen. Dabei wollte sie gar nicht hören, wie es wirklich gewesen war. Je perverser es klang, desto mehr hätte sie sich dafür begeistert.

«Dann haben Sie ihr also doch erzählt, Sie hätten sich mal über Dierdens Schwester hergemacht», stellte Klinkhammer fest.

Kolbe schüttelte heftig den Kopf. «Nee! Das hat sie der Kleinen so weis gemacht. Sie wollte sogar, dass ich sage, ich wär's gewesen. Ich war vielleicht sauer.»

«Von wem wusste sie denn, dass Karen Dierden vergewaltigt worden war?», fragte Klinkhammer.

«Na, von wem wohl!», fuhr Kolbe auf. «Von dem Typ, der sich die Kleine zur Brust genommen hat. Das war eine richtig perverse Sau, so ein Psycho, wenn Sie wissen, was ich meine.»

«Ja, das weiß ich», sagte Klinkhammer. «Und wissen Sie, wer der Psycho war?»

Kolbe schüttelte erneut den Kopf.

«Vielleicht denken Sie mal scharf nach», verlangte Klinkhammer, nun nicht mehr ganz so freundlich. «Sie waren an dem Abend im Januar 1988 in der Diskothek am Clodwigplatz. Sie haben gesehen, wie Karen Dierden mit ihrem Freund schmuste. Sie haben sie nach Hause geschickt und sind ihr …»

«Wer erzählt denn so ’n Quatsch?», fiel Kolbe ihm ins Wort. «Ich doch nicht. Ich hab noch zu Dierden gesagt, er soll ihr den Spaß gönnen. Und dann ist er raus wie ein geölter Blitz.»

Scheib hatte das gelesen, für Klinkhammer war es neu. Scheiße, dachte er, was mach ich hier eigentlich? Aber da war immer noch die alte Frau mit dem kleinen Hund, und deshalb sagte er: «Aber Sie haben anschließend Ihre Mutter losgeschickt, mal nachschauen, wie es der Kleinen ging. Ihre Mutter hat noch den Hund mitgenommen, Lilli.»

Reine Spekulation, doch offenbar hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Kolbes Reaktion sprach Bände, er presste die Lippen aufeinander und kniff die Augen zusammen. «Das ist ’ne ganz linke Tour, die Sie hier reiten», begehrte er auf. «Das lass ich mir nicht anhängen, die Kleine war ja noch in den Windeln. So was war nie mein Ding. Schauen Sie mal in meine Akten, da steht drin, worauf ich steh.»

«Das weiß ich, Herr Kolbe», sagte Klinkhammer ruhig.

«Und deshalb kommt mir Ihre Beziehung zu Li so komisch vor.»

«Das war doch ganz was anderes», erklärte Kolbe. «Hab ich doch gesagt, dass sie sich an mich rangemacht hat – und nicht dafür, das hat sich nur so ergeben. War auch nicht übel mit ihr, im Blasen war sie einsame Spitze. Richtig rangelassen hat sie mich nie, musste auch nicht sein, wirklich nicht, steh ich gar nicht drauf. Damals hab ich gedacht, jetzt kann ich die Scheiße lassen. Hab ich auch geschafft – solang sie hier war.»

«Schon gut», lenkte Klinkhammer ein. «Ich will Ihnen gar nicht die Vergewaltigung eines fünfzehnjährigen Mädchens anhängen. Ich komme Ihnen nicht mal mit unterlassener Hilfeleistung. Ich will von Ihnen nur den Namen des Mannes hören, der Karen Dierden vergewaltigt hat.»

Kolbe grinste wieder. «Warum halten Sie sich nicht an Li?»

«Weil Tote keine Auskunft geben», sagte Klinkhammer. «Derselbe Mann hat Li vermutlich umgebracht.

Kolbe starrte ihn betroffen an. «Nee, echt?»

«Vermutlich», wiederholte Klinkhammer. «Wir gehen davon aus, dass sie mit ihm zusammen war an dem Freitagnachmittag im September 1990.»

Kolbe strich sich erschüttert über die Augen und erklärte: «Hätt ich mir eigentlich denken können. Aber ich hab sie gewarnt. Bild dir nicht ein, dass du den Kerl aufs Kreuz legen kannst, hab ich gesagt. Wer sich an der eigenen Schwester vergreift, muss ein eiskalter Hund sein.»

«Dierden», sagte Klinkhammer und fragte sich, wie Thomas Scheib das aufnehmen würde. «Er ist seiner Schwester an dem Abend im Januar 1988 also gefolgt.»

«Quatsch», sagte Kolbe, «abgehauen ist er. Ich bin nämlich nur raus, weil ihr Freund sich nicht traute. Dierden war ein Weichei, aber wenn er die Klappe aufriss, konnte man schon meinen, da käm noch ein dickes Ding nach. Ihr Freund hatte Schiss, dass Dierden seine Wut an ihr auslässt. Aber er hat sich gar nicht um sie gekümmert. Sie lief die Straße runter, er warf sich in seine Kiste und zischte ab in die andere Richtung.»

«Und war da sonst noch jemand?», fragte Klinkhammer.

Kolbe zuckte mit den Achseln. «Hab ich nicht drauf geachtet. Ich bin wieder rein, hab noch ein Bier getrunken mit ihrem Freund. Und, na ja – dann hab ich sie gefunden, das war mein Heimweg. Gesehen hab ich nix, nur ein paar Geräusche gehört und dass plötzlich einer losrennt. Kam mir komisch vor. Und als ich nachschau, liegt sie da, rührt sich nicht. Ich dacht, sie wär tot. Und wenn ich die Bullen gerufen hätte, die hätten doch sofort mich am Wickel gehabt.»

«So ungefähr hab ich mir das vorgestellt», sagte Klinkhammer. «Kommen wir noch mal zurück zu dem Psycho. Ich brauche einen Namen, Herr Kolbe.»

Kolbe lachte böse. «Ich auch, hat Li mir aber nie verraten. Gesehen hab ich ihn mal, so drei, vier Wochen bevor sie weg ist.»

«Dann können Sie ihn doch bestimmt beschreiben», meinte Klinkhammer.

Kolbe nickte. «Ein Typ wie Dierden, auch in seinem Alter. Vielleicht fragen Sie Dierden mal, er müsste eigentlich wissen, wie der Typ hieß. Er kannte ihn und hasste ihn wie die Pest. Aber das beruhte auf Gegenseitigkeit, hat Li mir mal erzählt. Sie meinte, er hätte sich nur an sie rangemacht, weil sie mal was mit Dierden hatte. Und dem gönnte er nicht das Schwarze

unter dem Fingernagel. Als ich zum zweiten Mal», Kolbe brach ab und setzte neu an: «Sie wissen ja sicher, dass ich damals zweimal auf Staatskosten logiert hab. In der Zeit war Li mit dem Typ zusammen, den ganzen Sommer 89, in der Eifel. Ein paar Leuten hier hat sie weisgemacht, sie lebt bei ihrem Onkel. Von wegen, außer ihrer Oma in Spanien hatte sie keine Verwandtschaft. Und mit dem Onkel hatte sie schon im ersten Jahr rumgemacht, hab ich allerdings erst später erfahren. Hat mich aber nicht gestört, ich hatte ja keinen Exklusivvertrag mit ihr.»

Und dann erzählte Peter Kolbe, dass Li im Sommer 1988 zuerst in Norberts Wohnwagen und anschließend in einem Zimmer übernachtet hatte, nachts um drei heimlich eingeschmuggelt, angeblich in die Bude eines jungen Mädchens, das seit Jahren tot war. Kolbe strich sich bezeichnend mit einer Handkante über die Kehle und erklärte bedeutungsschwer: «Vom Bruder, soll aber nur ein angeheirateter gewesen sein. Offiziell war's als Unfall durchgegangen, sagte Li, abgesoffen im Rhein, dabei hätte er kräftig nachgeholfen. Hat er ihr erzählt, und auch, dass er danach beinahe noch 'ne zweite Schwester abgemurkst hätte, ein kleines Kind, mit kochendem Wasser, gemein was?»

«Ja», sagte Klinkhammer nur. Ihm wurde plötzlich sehr warm.

Kolbe atmete tief durch. «Das Problem war, Li hat's zuerst nicht geglaubt. Er hat ihr nämlich noch von anderen Frauen erzählt, drei oder vier, die er kaltgemacht hätte. Und sie dachte, der spielt sich nur auf, weil sie es gerne hört und weil er verrückt nach ihr war. Als sie dahinter gestiegen ist, dass er sich das mit Dierdens Schwester nicht aus den Fingern gesaugt hat, war bei ihr der Ofen aus. Die Kleine hat ihr Leid getan. Nur wurde sie den Kerl nicht mehr los. Der dachte, er hätte sie fürs Leben

gepachtet. Ich hab ihr geraten, zu den Bullen zu gehen. Wegen der Sache mit Dierdens Schwester hätte man ihn ja kassieren können. Sie meinte, das wär zu gnädig. ‹Dann sprich mit Dierden›, hab ich gesagt. ‹Der macht Hackfleisch aus ihm.› – ‹Eher andersrum›, meinte sie. ‹Das übernehm ich selbst. Den mach ich fertig, den mach ich fix und alle. Der wird keine mehr anfassen.› War komisch mit ihr, sie ging ab wie eine Rakete, wenn man so was erzählte. Aber dass es wirklich passierte, wollte sie nicht, jedenfalls nicht auf eine Weise, wo eine Frau dran kaputtgeht. Ich glaub, ihr war das auch mal passiert – als Kind. Und ganz zu Anfang hab ich mal gedacht, jetzt bin ich fällig. Ich hatte ziemlich dick aufgetragen, und plötzlich hatte ich ein Messer am Dödel.»

Klinkhammer fühlte sich in diesen Minuten so ähnlich wie Scheib beim Anblick der Daten. Er hatte ihn!

«Und Sie sind sicher, dass dieser Kerl Li – ich meine – Sie wissen schon, was ich meine», fragte Kolbe.

«Ja», sagte Klinkhammer, schaltete das kleine Aufnahmegerät in der Hosentasche aus und hoffte inständig, dass alles auf Band war.

Er saß noch nicht ganz wieder im Wagen, da hielt er bereits sein Handy an den winzigen Lautsprecher und spielte Scheib das gesamte Band vor. Kolbes Stimme war leicht gedämpft, aber gut zu verstehen. Ein Kompliment für seine gute Nase oder ein Hurra bekam er nicht. Weil er im Grunde genommen nichts hatte. Kolbes Erzählungen hatten vor Gericht keinen Wert.

«Ich setze mich sofort mit Interpol Rom in Verbindung und lasse nach Jona Stichler suchen», sagte Scheib. «Wenn das mit dem kochenden Wasser zutrifft, müssen Spuren geblieben sein, mit denen Kolbes Schilderungen glaubwürdig werden.»

Er sprach mit Engelszungen auf Klinkhammer ein, sich nun um den Namen und die genaue Adresse von Markos Großtante zu bemühen. Auch wenn die alte Frau nicht mehr lebte, vielleicht war ihr Haus vor vier Jahren nicht verkauft worden. Es musste für Marko einen besonderen Erinnerungswert haben. Er ärgerte sich, dass ihm der Gedanke erst jetzt kam.

Auf keinen Fall sollte Klinkhammer das Band in der Uniklinik abspielen, wohin er bereits unterwegs war, um einer ahnungslosen Frau die Augen zu öffnen. «Ihre Ahnungslosigkeit ist ihre Lebensversicherung», sagte er. «Wenn ich mich bei dem Haus irre.»

«Lebensversicherungen nutzen aber meist den Angehörigen», hielt Klinkhammer dagegen. «Und wenn Sie sich nicht irren, Frau Stichler weiß garantiert, wo wir das Haus finden.» Dann musste er nicht noch einmal Kniefälle bei der Oberstaatsanwältin tun. Er war genauso störrisch wie Scheib an jenem Freitagabend, als Wagenbach ihn vor dem großen Fehler warnte, den er zu dem Zeitpunkt schon gemacht hatte.

Das letzte Opfer

So ahnungslos, wie Thomas Scheib meinte, war sie gar nicht mehr. Sie hatte zu viel Zeit, um über alles nachzudenken. Von morgens bis abends und die halbe Nacht allein, inzwischen lag sie in einem Einzelzimmer. Wohin sie nach der Entlassung aus der Klinik käme, wusste sie noch nicht.

Das Haus am Amselweg stand zum Verkauf. Marko wollte ihr nicht zumuten, dorthin zurückzukehren. Er lebte mit Kevin bei Margo, suchte eine Wohnung in Köln, weil sie doch so gerne in der Stadt gelebt hatte. Eine Haushaltshilfe wollte er einstellen, weil ihr linker Arm steif bleiben und sie Zeit ihres Lebens hinken würde mit der zertrümmerten und mühsam geflickten Hüfte. Ab dem Herbst, wenn Kevin alt genug wäre für den Kindergarten, sollte sie wieder in der Agentur arbeiten. Margo freue sich schon darauf, sagte er häufig.

Und vorher wollte er mit ihr nach Warschau. Dort gäbe es einen plastischen Chirurgen, der wahre Wunder vollbringen und ihr das Gesicht zurückgeben könne. Aber die Krankenschwestern auf der Station wussten nichts von einem Wunderchirurgen in Warschau und meinten, es gäbe auch in der Uni-Klinik gute Chirurgen und einen noch besseren in Düsseldorf.

Doch den zahle die Krankenkasse nicht, und er sei sehr teuer, erklärte Marko. Er kam jeden Abend für eine halbe Stunde und schwärmte ihr von der Zukunft vor. Außer ihm kam niemand mehr. Margo war nur zweimal bei ihr gewesen, vertrug angeblich die Krankenhausluft nicht. Aber vielleicht konnte Margo ihr nur nicht mehr in die Augen schauen.

Von ihrer Familie konnte das auch niemand mehr. Nach Karlheinz war nur Sarah noch einmal gekommen, hatte keine Vorwürfe erhoben, nur den halben Nachmittag erzählt von Hausdurchsuchung und Verhören, den beiden schlimmen Anrufen, die Jasmin in die Flucht geschlagen hatten, und von Oliver Lohmanns letztem Besuch in der Werkstatt, wo im Computer alle Kundendaten gespeichert waren – auch Markos Handynummer. Das erwähnte Sarah nicht, wusste es vielleicht gar nicht.

«Ich erwarte nicht, dass du mir glaubst, Karen», sagte sie. «Aber es gibt nur zwei Möglichkeiten, mein Mann oder deiner. Einer von beiden hat all diese Frauen umgebracht. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass Norbert zu so etwas fähig wäre.»

Karen konnte und wollte sich das bei Marko nicht vorstellen. Aber seit dem Gespräch mit Sarah sah sie oft den Telefonstecker neben der Garderobe in der Diele liegen. Sah Marko an Kevins Bett sitzen, hörte Kevin von Jasmin und dem Telefon plappern und Marko sagen: «Ist ja gut.» Dann hatte er sie ins Schlafzimmer geführt. «Wie habe ich das vermisst, Schatz.»

Das Medaillon seiner Mutter vermisste er nicht. Sie fand es seltsam, wie leicht er darüber hinwegging, die einzige Erinnerung an die Frau, die ihn geboren hatte, verloren zu haben. «Das ist doch nicht wichtig, Schatz. Du bist bei mir, das zählt. Die Polizei vermutet, dass Oliver Lohmann es dir abgenommen hat.»

Möglich. Als Oliver sie mit dem Kopf in den Eimer stieß, hatte es noch vor ihrer Brust gebaumelt. Es war gegen das Blech geschlagen, das Geräusch klang ihr noch im Ohr. Aber Oliver konnte es später genommen haben, nachdem sie das Bewusstsein verloren hatte.

Und wo waren die Ohrstecker und der Ring aus Platin?

«Ich nehme an, Norbert hat sie aus deiner Kassette genommen, um mich zu belasten, Schatz.»

Auch möglich. Aber das graue Kostüm mit dem knielangen Rock hatte Norbert nicht genommen. Sie hatte es, als es ihr zu weit wurde, Sarah schenken wollen. Und er hatte gesagt: «Teure Geschenke verschenkt man nicht weiter, Schatz.» Dann hatte er es mitgenommen, um es in einen Altkleidercontainer zu stecken.

Und was war mit den Schritten über ihrem Kopf, dem Ruck in ihrem Nacken, als ihr das Medaillon vom Hals gerissen wurde? Was war mit der Stimme? «Das brauchst du nicht mehr.» Was war mit dem lahmen Applaus, den sie gehört hatte, und mit den Worten: «Gut gemacht, Junge, aber du hättest nicht so übertreiben müssen.» Was war mit den Schritten im Flur, dem Schlagen der Haustür und dem Motorengeräusch?

Wenn sie nur gewusst hätte, wie viele ihrer Erinnerungen an die Stunden auf dem Fußboden auf realem Erleben und wie viele auf Halluzinationen beruhten. Halb wahnsinnig vor Durst und Schmerz, den Verwesungsgeruch in der Nase und den Namen ihres Bruders im Ohr. Aber als Oliver diesen Namen in ein Telefon sprach, war Norbert mit Sarah, Christa, Jasmin, Michael und Kevin im Phantasialand gewesen.

Und Sarah sagte: «Er wollte kurz vor Mittag anrufen und fragen, ob wir noch mit euch rechnen könnten. Ich habe ihm das Handy abgenommen, weil ich dachte, er sollte euch jetzt besser in Ruhe lassen.»

Es fiel ihr von Tag zu Tag schwerer, für eine halbe Stunde am Abend die gutgläubige Frau zu spielen, die sich auf eine neue Wohnung freute, auf eine Haushaltshilfe und ein neues Gesicht. Manchmal spielte sie mit dem Gedanken, Doktor Gerber rufen zu lassen, um einmal über

alles zu reden mit einem Menschen, der nicht persönlich betroffen war. Aber Doktor Gerber war nicht objektiv, meinte sie. Er hatte doch unentwegt auf Marko herumgehackt.

Und die Vorstellung, dass der Mann, der in ihrer letzten gemeinsamen Nacht so unendlich zärtlich gewesen war, eine Frau töten könnte, gelang ihr einfach nicht. Etwas sprach ja auch immer noch dagegen. Dieser Ruf hinter ihr, als sie vom Teich und den Enten zurück zu Norberts Auto rannte. «Bleib stehen, verdammt noch mal, bleib stehen, Karen.»

Und dann kam Klinkhammer. Sie freute sich, ihn zu sehen, freute sich wirklich. Ihr Lächeln in den ersten Minuten war echt. Seines dagegen fiel ähnlich verkrampft aus wie an dem Samstagmorgen, als er ihren Sohn mit dem Goldfisch unterhielt, der keine Schaumbäder vertrug.

Nach inzwischen mehr als sechs Wochen Klinikaufenthalt hatte Klinkhammer einen ähnlichen Anblick erwartet wie den, der ihm noch vor Augen schwebte, eine junge Frau im Bademantel, aufrecht in ihrer Diele stehend – oder wenigstens im Bett sitzend, eine Zeitung lesend oder ein Buch. Aber sie lag, um die linke Hüfte nicht unnötig zu belasten. Nur das Kopfteil vom Bett war ein wenig hochgestellt.

Ihr Gesicht konnte er kaum anschauen, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich und sagte: «Ist eine Weile her, dass wir uns zum letzten Mal gesehen haben. Wahrscheinlich erinnern Sie sich gar nicht. Sie lagen auf einem Fußboden, und ich bin über Sie gestolpert.»

«Mein Mann hat mir erzählt, dass Sie mich gefunden haben», sagte sie. «Aber daran erinnerte ich mich noch, ich war nur nicht sicher, ob ich es mir eingebildet hatte. Ich hatte nämlich die ganze Zeit auf Sie gewartet. Sie

wollten mir doch ein Foto von Pitter Karotte zeigen. Und ich dachte, wenn ich mich nicht bei Ihnen melde, suchen Sie bestimmt nach mir.»

«Kolbe», sagte Klinkhammer. «Peter Kolbe heißt er. Von ihm komme ich gerade, wir hatten eine aufschlussreiche Unterhaltung. Und ich möchte, dass Sie sich das einmal anhören.»

Ihr Lächeln erlosch, als er das kleine Aufnahmegerät aus der Tasche zog und die Wiedergabetaste drückte. Er wusste nicht, wohin er schauen sollte, betrachtete einen üppigen Blumenstrauß auf ihrem Nachttisch. Jetzt nur keinen Blick in ihr Gesicht werfen. Er war sicher, dass sie weinte. Hin und wieder gab sie Laute von sich – wie unterdrückte Schluchzer.

«Ich hätte Ihnen das gerne erspart», sagte er, als Kolbes Stimme endlich verstummt war. «Herr Scheib war dagegen, dass ich damit zu Ihnen komme, aber ich dachte …»

«Wussten Sie, dass Herr Scheib vom BKA ist?», unterbrach sie ihn. «Ich meine, wussten Sie es schon an dem Samstagmorgen, als Sie mit ihm bei uns waren?» Auf eine Antwort wartete sie nicht, sprach rasch weiter, als wolle sie ihn nicht mehr zu Wort kommen lassen. «Oliver Lohmann sagte, er fuhr ein Auto mit Wiesbadener Nummer. Und der Vater von Barbaras Freund hatte ihm erklärt, dass in Wiesbaden das BKA sitzt. Und dass die sich nicht um so etwas wie einen einfachen Mord kümmern, nur um ganz große Sachen – wie die aus der Zeitung.»

«Ja», sagte Klinkhammer. «Hat der Vater von Barbaras Freund Oliver Lohmann sonst noch was erzählt, zum Beispiel, welchen Wagen Ihr Mann fährt?»

Sie nickte nur.

«Herr Scheib wird sich freuen, das zu hören», sagte er. «Man hatte ihn nämlich vom Dienst suspendiert, weil man annahm, er hätte Ihnen Lohmann ins Haus geschickt.»

Sie lachte, aber es konnte auch ein Schluchzen sein.

«Was hat Oliver Lohmann Ihnen denn sonst noch erzählt?», bohrte Klinkhammer weiter. «Dass er Ihre Tochter zweimal angerufen und danach sehr wahrscheinlich auch noch mit Ihrem Mann telefoniert hat?»

Sie schüttelte den Kopf.

Er erzählte ihr, wie Scheib die Sache sah, begann bei dem Freitag, den ihr Mann angeblich mit zwei polnischen Staatsbürgern verbracht haben wollte. Nichts ließ er aus, weder die unreifen Blümchen für Oma noch Margos Chrysler, nicht die Frau des Dachdeckermeisters, ihr Beharren auf einem schwarzen Autodach. Und nicht den vergeblichen Anruf zu Hause, den ihr Mann in Bergheim getätigt hatte.

Sie sah Marko mit Kevin auf dem Arm in die Diele gehen. «Mach dir keine Sorgen, Schatz, ich weiß schon, was ich tue.» Offenbar hatte er es gewusst, um zehn Uhr zu Hause angerufen hatte er jedenfalls nicht.

«Die Telefone wurden überprüft», schloss Klinkhammer. «Aber wir wissen nicht, wie Lohmann die Nacht zum Samstag verbracht hat. Vielleicht ist er herumgefahren und hat aus einer Telefonzelle angerufen.»

Ihre Stimme klang so brüchig, dass es ihm fast das Herz umdrehte. «Wozu? Er hatte doch ein Handy.»

«Das glaube ich nicht», sagte Klinkhammer fassungslos.

«Aber ich hab’s gesehen», erklärte sie. «Es lag im Auto.»

Oliver hatte es mit ins Haus genommen. Das hatte sie zwar nicht gesehen, weil er sie noch im Auto gezwungen

hatte, sich die Augen zu verkleben. Aber als dieser Anruf kam. «Norbert? Ja, sie ist bei mir. Keine Sorge, ich tu ihr nichts.» Das hatte Oliver in ihrer Nähe gesagt. Er war nicht in den Flur gegangen, um zu telefonieren. Sie kannte sich zwar nicht besonders gut aus mit Funktelefonen, aber eines wusste sie: Dass sie die Nummer eines Anrufers zeigten.

Und wenn der Telefonstecker in ihrer Diele über Nacht ausgezogen gewesen war, wie Klinkhammer meinte, wenn Oliver nur in die Werkstatt gefahren war, um an Markos Handynummer zu kommen, wenn er Marko auf dem Handy angerufen hatte, dann hätte Marko ihn auch zurückrufen können – und so tun, als sei er Norbert. Am Telefon konnte man ihre Stimmen leicht verwechseln. Für ein paar Sekunden hatte sie noch einmal den lahmen Applaus und die Stimme im Ohr: «Gut gemacht, Junge.» Am liebsten hätte sie geschrien.

«Ihnen glaube ich ja», sagte Klinkhammer. «Jetzt müsste ich mal schnell telefonieren. Kann ich sie kurz allein lassen, oder erwarten Sie noch Besuch?»

Natürlich, aber erst in zwei Stunden. Marko kam meist um sieben. Ihr war so entsetzlich kalt. Die Stimme vom Band zuckte ihr noch durch den Kopf, der Typ, der sich «Dierdens Schwester» zur Brust genommen hatte, der Onkel in der Eifel und eine verbrühte kleine Schwester. Und Li in Rabeas Bett schlafen lassen, sie heimlich in Margos Wohnung geschmuggelt, nachts um drei. Sie wusste, dass Peter Kolbe sich das nicht aus den Fingern gesogen hatte, weil es zu all den in der Diskothek aufgeschnappten Satzfetzen passte. Ein angeheirateter Bruder! Li hatte nie von Norbert gesprochen. Und sie hatte ihn weggeschickt.

Sie sah sich in Markos Bett liegen und ihn nach nebenan gehen, wie er es so oft getan hatte in den ersten Monaten,

weil er sie nicht bedrängen wollte. «Schon gut, Schatz, ich kann warten. Es ist kein Problem, wirklich nicht. Ich bin ja selber schuld, nicht wahr?» So konnte man das auch ausdrücken.

Da der Betrieb von Funktelefonen im gesamten Klinikkomplex verboten war und er sie nicht zu lange allein lassen wollte, rief Klinkhammer vom Stationszimmer aus bei Carmen Rohdecker an und verlangte: «Erkundige dich mal in München, ob die Besitzerin des Mazda ihr Handy vermisst. Und frag Weigler bei der Gelegenheit auch, ob ihm der Begriff Kollegenschwein etwas sagt.»

Als er zurück ins Zimmer kam, lag sie da mit weit offenen Augen, starrte die Zimmerdecke an. Es fiel ihm schwer, sie auch noch nach dem Haus der Tante zu fragen. Und sie sah Kevin mit dem Telefonhörer in der Hand, das kleine, verstörte Gesicht, seine Furcht um Papa. Und dann erzählte er von der bösen Hexe im dunklen Wald, die Frauen fraß und viele Frauen in einen Stall gesperrt hatte. Frauen ohne Haare, mit Fingern so steif wie Kevins Bausteine. Leichenstarre, dachte sie, aber das konnte doch nicht sein. Marko hätte doch einem kleinen Kind keine Leichen gezeigt.

Sie hätte den Weg beschreiben können, auch wenn sie ihn nur einmal mit Marko gefahren war, die Strecke hatte sie noch gut im Kopf. Das Haus war nicht leicht zu finden, es lag außerhalb des Ortes auf einem Berg, von Wald umschlossen. Wenn sie Klinkhammer jetzt dorthin schickte, und wenn sie Beweise fanden – ihr war immer noch so entsetzlich kalt.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie es mit ihr weiterginge ohne Marko. Allein, kein Beruf, kein Haus, ein unbrauchbarer Arm, eine kaputte Hüfte und ein zerstörtes Gesicht. Die Frau eines zehnfachen Mörders, die ebenfalls einen Menschen getötet und sich mit ihrer

Familie überworfen hatte. Wenn sie schwieg – es dauerte bestimmt eine Weile, ehe die Polizei das Haus in der Eifel fand. Vor morgen früh, dachte sie, wäre wahrscheinlich nichts zu machen. Eine Nacht Zeit für Marko. Und wenn er mit ihr nach Warschau fuhr? Vielleicht wollte er alleine zurückkommen und ihnen etwas von einem Narkosezwischenfall oder sonst einer Komplikation erzählen. Einäscherungen waren in Warschau bestimmt auch preiswerter als in Düsseldorf.

«Es tut mir Leid», sagte sie. «Ich war ja nur einmal da, das ist vier Jahre her. Ich hab auch gar nicht darauf geachtet, wie mein Mann damals gefahren ist. Und wie seine Tante hieß, es klingt vielleicht komisch, aber ich weiß es wirklich nicht. Es war halt immer nur seine Tante, verstehen Sie?»

«Ja», sagte Klinkhammer. «Natürlich verstehe ich das.»

Er notierte ein paar Zahlen auf eine leere Seite in seinem Notizbuch, riss sie heraus und drückte sie ihr in die Hand. «Wenn Ihnen noch irgendetwas einfällt oder Sie einfach nur reden möchten, rufen Sie mich an, auch wenn es mitten in der Nacht ist.»

Dann ging er, ließ sie allein mit zehn Toten, mit Li und Rabea. Als Marko kam, war ihr immer noch so kalt, als läge sie halb aus einem Autowrack gezogen auf feuchtem Ackerboden. «Die müsste man auf der Stelle ersäufen», hörte sie ihn brüllen. Er hätte es besser getan.

Er küsste sie auf die Stirn. Und sie spürte den Griff im Nacken, das Gewicht im Rücken, den brennenden Schmerz im Unterleib, einen Tritt in die Seite. Sie hörte die eiligen Schritte, als Jasmins Vater davonrannte, und die zögernden, die sich näherten, den leisen Fluch. Keine Einbildung! Pitter Karotte war gekommen und hatte ihn verscheucht.

«Wie geht es dir heute, Schatz?», fragte er.

«Nicht gut», sagte sie. Spielen konnte sie nicht mehr. «Die Polizei war hier. Sie haben mich nach dem Haus deiner Tante gefragt. Es gibt einen Zeugen, der Li gut kannte und behauptet, sie hätte mehrfach in Rabeas Zimmer übernachtet und einige Monate bei deiner Tante gelebt.»

Er war nicht einmal schockiert oder erstaunt, wollte nur wissen: «Hast du ihnen gesagt, wo meine Tante wohnte?»

«Nein», sagte sie.

Er nickte zufrieden und lächelte, wie er in all den Jahren gelächelt hatte. Dann warf er einen Blick auf seine Armbanduhr und bedauerte: «Ich kann heute nicht so lange bleiben, Schatz. Margo muss noch zu einer Besprechung, und ihre Sekretärin hatte keine Zeit, Kevin zu hüten. Du bist mir nicht böse, wenn ich gleich wieder gehe?»

«Nein», sagte sie. «Ich bin ohnehin sehr müde.» Anschauen konnte sie ihn nicht mehr. Bei Norbert hatte sie es gekonnt, zwölf lange Jahre. Aber da war es auch immer nur um sie gegangen, vielleicht noch um Li. Und Norbert hatte sie geliebt.

«Dann ruh dich aus, Schatz», sagte er und küsste sie noch einmal auf die Stirn. «Bis morgen.»

Als sie die Tür hinter sich schloss, sah sie ihn im Geist in die Eifel fahren, um alle Beweise zu vernichten. Klinkhammers Zettel lag unter dem Kopfkissen. Seine Handynummer hatte er ihr notiert. Irgendwie machte ihr rechter Arm sich selbständig, klingelte nach der Schwester und drückte ihr den Zettel in die Hand.

Klinkhammer war noch in der Nähe. Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, da stand er wieder neben ihrem Bett. Ob er geblieben war in der Hoffnung, dass sie ihn anrief, oder um Marko zu folgen, wollte sie gar nicht wissen.

EPILOG

Thomas Scheib hatte sich in vielen Punkten geirrt, aber in einem nicht. «Ich kriege ihn mit seinen Erinnerungen, nur damit, aber damit für alle.» Genau so war es.

Das alte Haus in der Nähe von Blankenheim, abseits auf einem Berg, von Wald umschlossen, war für die Beamten der Kölner Kriminalpolizei nicht leicht zu finden, obwohl sie den Weg gut beschrieben hatte. Es gab auch einen direkten Weg, den wählten die beiden Männer der Polizei in Blankenheim, die Marko an diesem Abend im Juni in Empfang nahmen.

Von der Ortsmitte aus führten Stufen den Berg hinauf. Fünfzig Meter von der Stelle entfernt, wo diese Stufen begannen, hatte vor achtzehn Jahren Anja Heckel gelebt – und ihren Mörder gut gekannt, weil er seine Tante oft besuchte.

Die Spurensicherung war zwei volle Tage auf dem großen Grundstück beschäftigt. Zu sichern gab es mehr als genug, auch zwei Gräber. In einem lagen die sterblichen Überreste einer jungen Frau, deren wahre Identität nicht geklärt werden konnte. Es war anzunehmen, dass es sich um Mei Li Jau handelte, beziehungsweise um die Frau, die sich so genannt hatte. Ob es ihr richtiger Name gewesen war, wusste niemand. Aber sie musste eine besondere Rolle in Markos Leben gespielt haben, immerhin hatte sie einen Ehrenplatz bekommen – neben seiner Tante.

Die alte Frau lag im zweiten Grab und konnte unmöglich erst vor vier Jahren gestorben sein. Wie sie zu Tode gekommen war, blieb ein Rätsel. Vielleicht war sie friedlich in ihrem Bett entschlafen. So wollte Marko sie

gefunden haben. Und dann hatte er sie, weil das ihr sehnlicher Wunsch gewesen war, auf eigenem Grund und Boden bestattet. Vermisst hatte sie niemand. Ein paar Leute im Ort waren der Meinung, die alte Frau sei in ein Seniorenheim übergesiedelt. Um ihr Haus hatte sich niemand gekümmert.

In einem Schuppen standen acht Schaufensterpuppen. Frauen ohne Haare, deren Finger so steif waren wie Kevins Bausteine. Eine trug das hellgraue Kostüm mit dem knielangen Rock und Sabine Bergholts Armbanduhr, eine andere das grüne Kleid von Li. Eine trug Elisabeth Brandows Jeans und ihr kleines goldenes Kreuz um den Hals, eine andere den silbernen Anhänger mit dem Sternzeichen Jungfrau, den Angela Karpeling zu ihren Lebzeiten getragen hatte. Einer Puppe war Julia Roberts' Fußkettchen um ein Handgelenk geschlungen.

Einer baumelte Marion Schneiders Medaillon vor der Brust, mitsamt der Haarsträhne und einem Foto, das sie wie schlafend auf einer Wiese liegend zeigte, vermutlich war es nach ihrem Tod aufgenommen worden. Das Foto war winzig, das Gesicht darauf nicht größer als ein Stecknadelkopf. Darin hatte Karen unmöglich eine der Frauen aus dem Wochenmagazin erkennen können.

Schmuckstücke, die nicht so einfach an einer Puppe zu befestigen waren, lagen in der Blechdose, die vor Unzeiten Kekse enthalten haben mochte. Anja Heckels Kreolen, Sabine Bergholts Ohrstecker und ihr Ring aus Platin, darin waren nachträglich kleine Brillanten eingearbeitet worden. Auch Waltraud Habels Ehering lag in der Blechdose, die immer noch in dem Kellergewölbe stand, in dem Karen sie vor vier Jahren entdeckt hatte. Nun lagen dort auch Koffer, Reisetaschen, Handtaschen und der Fotoapparat von Silvia Lenz.

In einem Kämmerchen unter dem Dach, in dem Marko

seine ersten drei Lebensjahre in meist vollen Windeln verbracht hatte, waren die Wände förmlich mit Fotos tapeziert. Die Opfer nach Eintritt des Todes, in allen Stadien der Misshandlungen abgelichtet. Als Kabinett des Grauens bezeichnete es ein Beamter der Kölner Kripo. Man fand auch einige hundert Naturaufnahmen. Großformatige Abzüge, einzelne Bäume, Gruppen von Bäumen, ein Waldsaum mit dichtem Unterholz, zwei Bachläufe, eine Wiese im Abendlicht.

Marko hatte immer vom Licht geschwärmt. Die Oberstaatsanwältin hatte dafür keinen Blick, sie sprach von einer unsäglichen Verhöhnung. Aller Welt, auch den Angehörigen der Opfer, zu zeigen, wo er sie getötet und ihre Leichen verscharrt hatte.

Es dauerte Monate, die Fotos regional zuzuordnen und die Gebiete zu lokalisieren, in denen die Gräber lagen. Die Anklage vorzubereiten, brauchte nicht halb so viel Zeit. Marko war dabei keine Hilfe, versuchte weiterhin, Norbert für alles verantwortlich zu machen. Es könne doch niemand ernsthaft annehmen, er sei so verrückt, sämtliche Beweise für eine Mordserie in einem Haus zu deponieren, das ihm gehörte, erklärte er wieder und wieder. Er sei nach dem Tod seiner Tante nur noch selten dort gewesen. Und Norbert habe reichlich Gelegenheit gehabt, alles in die Eifel zu schaffen. Über die einsame Lage des Hauses habe Karen vermutlich bei ihrer Familie berichtet.

Aber das konnte Karen erst nach dem November 1996 getan haben. Und Li war seit zehn Jahren tot. Norbert war nie in Rabeas Zimmer gewesen. Und dort lag in der muschelförmigen Schale mit Modeschmuck ein Halskettchen mit einem winzigen Schmuckstein, das Norbert als ein Geschenk identifizierte, welches er Mei Li Jau zu Beginn ihrer kurzen Affäre verehrt hatte.

Norbert hatte auch nicht am Freitag, dem 5. Mai, nach

zehn Uhr abends im Haus seiner Schwester zwölf Minuten lang mit Oliver Lohmann telefoniert. Zu beweisen waren sowohl die beiden schlimmen Anrufe als auch ein Gespräch, das darauf gefolgt war – zu einem Zeitpunkt, als Jasmin wieder bei Christa war. Oliver Lohmann hatte für diese Telefonate das gestohlene Handy benutzt und damit auch am Samstagmorgen Markos Handy angerufen. Von welchem Apparat aus Marko ihn am Samstagnachmittag zurückgerufen hatte, konnte nicht ermittelt werden. Vermutlich hatte Marko zu seiner Sicherheit eine Telefonzelle benutzt, als er Oliver auf Karen hetzte. Mit welchen Worten er es geschafft hatte, einen bis dahin zwar verzweifelten, aber nicht zu allem entschlossenen jungen Mann in einen Berserker zu verwandeln, blieb sein Geheimnis.

Der psychologische Gutachter, den Carmen Rohdecker einschaltete, kapitulierte schnell. Es blieb Scheib überlassen, Marko Stichlers Handlungsweisen und seine Motive vor Gericht zu erläutern. Jona Stichler war ihm dabei eine große Hilfe.

Sie trug nur hochgeschlossene Blusen mit Stehkragen. Ihr Gesicht war von Narben weitgehend verschont geblieben, weil eine Hausangestellte im ersten Schreck mit einer Hand darüber gewischt und dabei die verbrühte Haut abgestreift hatte. Ihr Hals dagegen sah aus wie der einer uralten Frau.

Interpol Rom hatte Markos Halbschwester rasch ausfindig gemacht, nur war sie nicht auf Anhieb bereit, noch einmal nach Köln zu kommen. Erst als sie hörte, dass Scheib sich acht lange Jahre bemüht hatte, ihren Halbbruder zu fassen, erklärte sie sich einverstanden. Vor Gericht war ihre Aussage nicht verwertbar, aber sie half ihm, einen zehnfachen Mörder zu durchschauen und seine letzten Irrtümer zu begraben.

Keine dominante Mutter, auch keine Verliebtheit in ein Mädchen, das wie seine Schwester aufgewachsen war. «Es war eher eine besonders aggressive Form von Eifersucht», sagte Jona. «Er wollte Mutter für sich allein und Rabea nur für sich gewinnen, um Mutters Liebe nicht teilen zu müssen. So wie ein Kannibale meint, sich den Verstand eines Gegners einverleiben zu können, indem er ihn verspeist. Ich war damals noch keine Konkurrenz für ihn, hing meist am Rockzipfel unseres Hausmädchens. Als Rabea sich gegen seine Zudringlichkeiten wehrte, sogar anfing, sich über ihn zu beschweren, hat er sie ertränkt.»

Jona war noch klein gewesen, aber sie erinnerte sich gut an ihren vierten Geburtstag, die Rangelei zwischen Marko und Rabea, die plötzlich aufsprang und zum Wasser lief. Marko folgte ihr, packte sie im Genick und tauchte sie unter.

«Ich nehme an, er hat sie ein Stück hinausgezogen und dann treiben lassen», sagte Jona. «Als er zurückkam, waren schon einige Leute bei mir. Niemand hat mir geglaubt. Mein Vater geriet erst ins Grübeln, als sie mich in die Klinik bringen mussten. Für Mutter blieb Marko das arme kleine Kerlchen, und dann machte sie aus ihm sogar einen Helden.»

Aber jedes Jahr im September erinnerte Margos Trauer ihn daran, dass sie auch ihre Töchter geliebt hatte. Er war jedes Jahr im September aus ihrer Nähe geflohen, zu dieser Erklärung rang Margo sich durch, als an Markos Schuld kein Zweifel mehr möglich war. Zum Prozess erschien sie nicht, machte keinen Versuch, ihre jüngste Tochter oder Karen wiederzusehen.

Anfang Juli wurde Karen aus der Klinik entlassen. Norbert holte sie ab und brachte sie nach Hause, zurück zu ihrer Tochter. Ihr Sohn lebte immer noch bei Margo. Sie konnte sich nicht überwinden, Kevin zu sich zu nehmen.

Da mochten Christa, Sarah und Norbert noch hundertmal sagen: «Der Junge kann doch nichts dafür.» Das wusste sie selbst, aber er war Markos Sohn.

Vom ersten Verhandlungstag an saß sie im Gerichtssaal, obwohl Arno Klinkhammer und Thomas Scheib ihr davon abrieten, sich in der Öffentlichkeit zu zeigen. Aber es war wie ein Zwang, sie musste dabei sein, alles hören und vielleicht verstehen, was sie ihm bedeutet hatte. Der Brutkasten für seinen Nachwuchs, sein größter Triumph, Norberts Schwester, Lis Freundin, Augenzeugin eines Mordes. Sein Schatz.

Und er nahm an, sie säße dabei, um ihm zur Seite zu stehen. Dass sie ihn verraten haben könnte, der Gedanke kam ihm nicht. Bei der Urteilsverkündung schüttelte er fassungslos den Kopf. Lebenslänglich mit anschließender Sicherheitsverwahrung. Ehe man ihn abführte, wandte er sich noch einmal an sie. «Wann sehe ich dich wieder, Schatz?»

«Gar nicht», sagte sie. «Man hat mir einen tollen Job in Rom angeboten.»

Jona hatte dort eine kleine Agentur. Scheib hatte sie miteinander bekannt gemacht. Sie verstanden sich gut. Mit Jona konnte sie reden wie mit sonst keinem Menschen. Über Jasmin, die glaubte, sie wolle nur nach Rom, um den italienischen Austauschschüler zu suchen. Auch über Kevin und den Kampf, ihn doch bei Margo abzuholen, damit aus ihm nicht auch noch Margos armes Kerlchen wurde. Er sollte nun bei Christa leben wie Jasmin.

In den Schulferien wollte Jasmin sie in Rom besuchen. Darauf freute sie sich schon, als sie mit Jona in den Flieger stieg. Sie wunderte sich selbst darüber. Es hatte sich nichts geändert an den Gefühlen für ihre Tochter. Aber es gab auch keinen Vaterschaftstest. Jasmin sollte bleiben, was

sie war, in ihr gewachsen, aus ihr geboren, ausschließlich ein Teil von ihr. Sie hoffte, dass sie ihren Sohn eines Tages genauso sehen und lieben könnte. Dass sie irgendwann dieses Bild los wurde, wie er über den Rasen kroch, sich die Entenküken schnappte, sie an der Terrassenkante zerdepperte und sich die Scherben in den Mund steckte. Oder dass sie, wenn diese Szene vor ihrem geistigen Auge auftauchte, wenigstens denken könnte, er habe für sie die Enten verscheuchen wollen.